Nordisches Archiv

vom Jahre 1806.

Herausgegeben

von

Johann Christoph Kaffka.

Drittes Bändchen.

July, August, September.

BIBL: ACADEM: DORPATENS:

Riga,

in der Expedition des nordischen Archiv's.

Inhalt des dritten Bändchens.

Julv.

Seite.

I. Etwas über die Kultur der russischen Nation. 1.

II. Einfluß des Handels auf die sittliche Kultur. Ein Gemälde von Tönningen, von R—n. 8.

III. Einige Notizen über die verschiedenen Bewohner und Nationen Konstantinopels. 15.

IV. Bemerkungen über M. C. P. M. Snell's, vormaligen Rektors zu Riga, Beschreibung der russischen Provinzen an der Ostsee. (Beschluß.) . . . 24.

V. Seltene meteorologische Beobachtungen. 39.

VI. Berühmte Liefländer, die sich durch Heldenthaten, oder andere große und edle Handlungen vorzüglich ausgezeichnet haben. . 43.

VII. Miscellen aus alten Rigaschen Blättern, zur Unterhaltung der Leser . . . 47.

VIII. Mitauer Johannis-Zeit. . . 57.

IX. Noch etwas über das Wort Coquet. . 60.

X. Vermischte Nachrichten aus Mitau. . 62.

XI. Verschiedene Nachrichten. . . . 66.

XII. Wiederholte Erklärung. . . . 60.

XIII. Anekdoten. . . . . 79.

August.

I. Fragment aus: Caspar von Coligny. . 73.

II. Ansicht von London an einem Sonntage. Wanderung in die Theegärten. . . . 88.

III. Die Orgel. . . . . 94.

IV. Ueber Formularwesen in der Liturgie. . 99.

V. Psychologische Fragmente. . . . 107.

VI. Schöne Literatur. . . . . 112.

VII. Anekdoten aus Suworows Leben. . 114.

VIII. Die Wege in China. . . . 122.

IX. Flüchtige Kleinigkeiten. ; ; ; 124.
X. Robertsons vereitelte Luftschiffahrt. ; 132.
XI. Konzerte und Gastrollen während des July-Monats in Riga. ; ; ; ; 134.
XII. Etwas über den Aufsatz: Vermischte Nachrichten aus Mitau. (S. M. Juny S. 63.) 136.

September.

I. Bruchstücke aus der Regierungsgeschichte Peters des Großen. ; ; ; ; 137.
II. Paul von Demidow. ; ; ; ; 151.
III. Ueber die Kriegserziehung in Rußland. ; 160.
IV. Glänzende Zeitpunkte der französischen Marine. ; ; ; ; ; ; ; 166.
V. Ueber Gall's Schädellehre. ; ; ; 181.
VI. Denkwürdigkeiten von Candide. ; ; 191.
VII. Oeffentliche Schulanstalten. ; ; 195.
VIII. Korrespondenz-Nachrichten. ; ; 201.
IX. Welche Vortheile stehen für den Handel Rußlands aus dem Frieden mit Frankreich zu erwarten? ; ; ; ; ; 210.
X. Flüchtige Kleinigkeiten. ; ; ; ; 215.
XI. Die Säule des Pompejus. ; ; ; 225.
XII. Anzeige. ; ; ; ; ; ; 228.

Nordisches Archiv.

Monat July 1806.

I.

Etwas über die Kultur der russischen Nation.

Die gegenwärtige Kultur der russischen Nation unterscheidet sich von der des übrigen Europa besonders dadurch, daß sie auf einem ganz verschiedenen Wege bewirkt worden ist. Unter allen übrigen europäischen Völkern fieng die Kultur in der Mitte an, vorzüglich unter der Geistlichkeit, von wo sie sich, so wie es unter diesen Umständen seyn konnte, sowohl

nach unten herab, als nach oben herauf ausbreitete. In Rußland fieng sie von oben an, und stieg mit schnellem Schritte aus der höheren Region immer weiter nach unten herab.

Peter der Große war zu seiner Zeit der aufgeklärteste und kenntnißreichste Mann seines Volks; wie er denn überhaupt einer der größten und seltensten Menschen war. Von ihm, und durch ihn, verbreitete sich das Licht zuerst, und beinahe nur allein, in dem obern Stande; welches um so mehr statt haben mußte, da nach dem Geiste und Buchstaben seiner weisen Verordnungen, jeder Mann aus den niedern Ständen, der sich durch ausgezeichnete Talente und Verdienste bis zu einer gewissen Rangstufe empor geschwungen hatte, dadurch von selbst und ohne weiteres, in den Stand des russischen Adels trat. Der ist ein Edelmann, sagt ein Ukas jener Zeit.

Dieser verschiedene Gang der Kultur mußte natürlich verschiedene Resultate geben, die auch wirklich für jeden denkenden Mann, der Rußland und die russische Nation in der Nähe beobachtet hat, nicht zu verkennen sind. Dagegen hat die Unkunde oder Nichterwägung dieser Thatsache zu manchen falschen Berech-

nungen, und zu so manchen schiefen Urtheilen über Rußland und die Russen Anlaß gegeben.

Der Gang der Kultur von oben her scheint in verschiedenen Betracht der Ruhe, Wohlfahrt und Ehre eines Staats am angemessensten zu seyn. Er wäre, ohne alle Widerrede, der wünschenswürdigste und beste, wenn es möglich zu machen wäre, daß die moralische Kultur der Menschen und Völker mit ihrer wissenschaftlichen Kultur immer gleichen Schritt hielte. Wie dem auch sey; so ist wenigstens so viel gewiß, daß Rußland unmöglich in einem einzigen Jahrhunderte bis zu dem Grade der Aufklärung gelangt wäre, auf dem es wirklich steht, wenn diese, wie in andern Ländern, von der Geistlichkeit ausgegangen wäre, und die Farbe dieses, übrigens ehrwürdigen Standes, trüge.

Nach diesem großen Kaiser, bis auf Katharina die Zweite, giengen die Sachen zwar nicht in demselben kraftvollen Laufe, aber doch auf demselben Wege fort, den jener weise und edle Monarch eröffnet und vorgezeichnet hatte. Alle bedeutende Staatsbeamte, alle Männer von ausgebildetem Geiste, alle Gelehrte und Schriftsteller russischer Nation, ge-

hörten entweder durch ihre Geburt zum Adel des Reichs, oder traten vermittelst ihres durch Kenntnisse und Dienste erlangten Ranges, für sich und ihre Nachkommen, in den Stand des Adels ein; eine Erscheinung, die in keinem andern europäischen Lande statt gehabt hat. Alle wissenschaftliche Bildungsinstitute waren beinahe ausschließlich für den Adel bestimmt. Denn die wenigen Zöglinge aus den niedern Ständen, die in diese Lehranstalten aufgenommen wurden, kamen gegen die ganze Masse des Volks in gar keinen Betracht; so wenig wie die Zöglinge in den geistlichen Seminarien, die auch eigentlich nicht für den Staat, sondern für die Kirche gebildet wurden. Die russische Nation hatte noch keine öffentlichen Schulen zum Unterricht für Jedermann.

Da führte der Genius Rußlands, Katharina die Große, die Schöpferin der gegenwärtigen Kultur, die Wohlthäterin ihres sie anbetenden Volks, auf den Thron, die, gleich einer neu aufgehenden Sonne, durch die Fakkel der Aufklärung jeden noch finstern Winkel des unermeßlichen Kaiserreichs erwärmte. Das Licht, welches Peter der Große um seinen Thron angezündet hatte, suchte diese

erhabene, große Frau unter dem ganzen Volke zu verbreiten, und bewirkte dadurch das Gute, was wir noch sehen. Sie stiftete allenthalben Volksschulen, verordnete geschickte Lehrer, und sorgte so als Mutter für die wesentlichen geistigen Bedürfnisse der Nation. Vielleicht hatte von allen humanen Anstalten dieser wahrhaft großen Frau, für das Innre des Reichs, keine eine wichtigere und segenreichere Folge, als grade dieses viel zu wenig gekannte Unternehmen, das einen so großen Umfang als schnellen Fortgang hatte. Auch erkannte die dankbare russische Nation diese Wohlthat einer geliebten Landesmutter und machte den ersprieslichsten Gebrauch davon.

Was Peter der Große und Katharina die Weise zur Aufklärung und Kultur der Russen vorzeichneten, das hat Alexander der Gütige in einem kurzen Zeitraum rastlos fortgesetzt. Kein Monarch, den die Geschichte kennt, hat jemals mehr zur Beförderung der Aufklärung und liberalen Denkungsart eines großen Volks gethan. Millionen verwandte der gütige Vater zu Errichtung nützlicher und dauernder Lehranstalten, zur Herbeischaffung großer und berühmter Männer. So viele Lehranstalten durch das große unermeßliche Ruß-

land, zeigen von Alexanders Weisheit und Güte, und sind Wohlthat für die Nation geworden. Männern, wie Sawadowsky, Murawiew, vertraute er die Leitung des öffentlichen Unterrichts, und unter ihrer Aufsicht blühen Schulen und Akademien.

Aber die Russen sind auch ein braves, gutmüthiges, mit vorzüglichen Anlagen begabtes, jeder Kultur fähiges Volk; sie zeigen sich der väterlichen Gesinnungen ihres großen Monarchen würdig. Wo, außer Rußland, wird man bloße Bürger finden, die durch den Eifer ihres Kaisers belebt, Tausende zusammenschießen, um aus ihren Mitteln selbst Schulen zu stiften? — O gewiß! wo solche freiwillige und ansehnliche Opfer dargebracht werden, da muß wohl auch die größte Kultur bei einer Nation herrschen. — O möchten doch alle Stände Rußlands den Eifer in wissenschaftlicher Bildung und Aufklärung, nach der väterlichen Meynung und in dem Sinn unsers erhabenen Monarchen, durch fortgesetzte Anstrengung auch ferner äußern; möchte besonders der obere Stand des Volks, wie bisher, durch vorzüglichere Kultur und Geistesbildung den Vorsprung, den er nun einmal vor den andern Ständen voraus hat, auch ferner behaupten;

während daß der Zutritt zu diesem Ehrenstande jedem ausgezeichneten Talente und Verdienste offen steht. Denn der russische Adel ist nicht, gleich dem Adel mancher anderer Länder, stolz auf seine Vorrechte, Begünstigungen und Anmaßungen; nein! er liebt wissenschaftliche Kultur und Bildung, weil er weiß, daß ihm nur diese zu den höchsten Ehrenstellen im Staate einen Anspruch geben, und bewirbt sich daher mit Feuereifer um Kenntnisse. Diese Vorzüge haben in Rußland allen nützlichen und schönen Künsten eine Achtung und Ehre erworben, die sie unter dem Adel anderer europäischen Länder nie hatten; ein Verhältniß, welches den Gang der Kultur in andern Ländern gehemmt, in Rußland aber beschleunigt hat.

Es gab Staaten, wo es in der Mitte immer heller und heller ward, während daß es in den oberen Regionen kaum dämmerte. Die Geschichte der mittleren und neueren Zeiten liefert Beweise genug, wie viele und große Uebel aus diesem Zustande der Dinge entstanden sind.

Der Adel mehrerer europäischen Länder machte sich lange eine Ehre daraus, unaufgeklärt und in allen wissenschaftlichen Kenntnis-

sen unwissend zu seyn. — Er widmete sich bloß körperlichen Uebungen, ehrte, außer völliger Unthätigkeit, bloß Kriegs- und Hofdienste, und liebte den Schmuck und die fetten Einkünfte vornehmer geistlichen Stellen, deren Dienstverrichtungen er zu mehrerer Bequemlichkeit durch Vikarien aus dem bürgerlichen Stande vertreten ließ. — Diese und dergleichen Mißbräuche und Vorurtheile haben in Rußland nie statt gefunden; wo in der gesetzlichen Regel nur Kenntnisse, Verdienste und Dienste, von Seiten des Staats, Ehre und Belohnung erwarten können.

II.

Einfluß des Handels auf die sittliche Kultur. Ein Gemälde von Tönningen, von R — n. *)

Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr, als daß ein Reicher ins Reich Gottes

---

*) Diesen Aufsatz verdankt der Herausgeber einem von seinen Reisen zu Ende vorigen Jahres zurückgekehrten hiesigen Kaufmann. Aus diesem Grunde erhält er hier eine Stelle im Archiv.

gehe — ein Ausspruch des ehrwürdigsten Weisen aus dem Alterthume, der zugleich ein gründlicher Kenner des menschlichen Herzens war — ein Ausspruch, der sich durch die neueste Erfahrung des Tages durchaus als unumstößlich wahr bestätigt.

Daß der Handel mittelbar die Sittlichkeit untergrabe, Ausschweifungen aller Art begünstige und in Menge nach sich ziehe, ist etwas sehr Bekanntes. Mit welcher unglaublichen Schnelligkeit sich aber der nachtheilige Einfluß derselben äußere; mit welcher unaufhaltsamen Gewalt er, einem ausgetretenen Strome gleich, nach allen Seiten sich verbreite: davon giebt nun Tönningen in unsern Tagen ein bemerkenswerthes Beispiel.

Tönningen, eine kleine Stadt, nicht fern von der Mündung der Eyder, dem nördlichen Grenzflusse Deutschlands, gelegen, hat durch die, seit Anfang des jetzigen Krieges statthabende Elbsperrung, in der Geschichte des Tages eine gewisse Celebrität erlangt, weil man jenes Umstandes wegen dieses Städtchen zum Mittelpunkt des großen Handelsverkehrs zwischen England und Hamburg wählte, wozu es sich bei seiner günstigen Lage auch vorzugsweise eignet.

Der Name Tönningen, vor kurzem noch den Meisten ein Geheimniß, hallt jetzt wieder von Hamburgs uralten Thoren bis zur Mündung der Themse.

Die bescheidenen Wälle der Eyder, nur gewohnt Fischernachen, Torf, Eyer und kleinere Fahrzeuge zu tragen, prangen jetzt mit Wäldern von Masten, und bäumen sich stolz unter Flotten reichbeladener Kauffahrtheischiffe, die bei Hunderten von den Küsten Englands ihnen zuschwimmen. — Wie staunten die ehrlichen Bürger dieser Stadt bei dem ungewohnten Anblick von tausend buntfarbigen Wimpeln, die jetzt an dem, sonst so todten Ufer des vaterländischen Flusses freudig und lebendig flatterten! Wie wurde das Städtchen so plötzlich, als durch einen Zauberschlag, belebt und bevölkert! Welch ein reger Geist der Geschäftigkeit fuhr in die gemächlichen Bewohner dieser fetten Gegend — wie trieb der Durst nach englischem Golde mit Blitzesschnelle den Trägheitsteufel aus ihnen heraus — daß es eine rechte Lust zu schauen war! Jeder wollte die Gelegenheit beim Schopf ergreifen, jeder das Eisen schmieden, eh' es erkalten möchte. — Selbst die schwerfälligsten unter jenen schweren Söhnen wußten sich fein hurtig und wak-

ker zu tummeln, wie der Sporn der Gewinnsucht erst einmal die fühllose Fetthaut durchbohrt hatte, der nun sehr natürlich um so tiefer sich einfleischte, je schneller ihm durch das Verschließen der elastischen Entree der Rückweg abgeschnitten wurde.

Der Handel reizt zur Thätigkeit durch die Hoffnung eines glänzenden Gewinns, erregt Gewinnsucht und Geldgier, und wenn sich Mittel und Gelegenheit zur leichten Befriedigung derselben zeigen, ist Reichthum die natürliche Folge, die dann Ueppigkeit, Verschwendung, Geiz und ein ganzes Heer von Lastern nach sich zieht. — Tyrus, Korinth, Alexandrien, Venedig, London und Hamburg sind hiezu sprechende Belege — und das kleine Tönningen liefert dann auch redlich, wie gesagt, sein namhaftes Quantum zu diesen Erfahrungsbeweisen.

Kaum war diese Stadt der Tummelplatz jenes lebhaften Durchganghandels geworden; kaum hatten Englands und Hamburgs Silberströme ihre Richtung dorthin genommen: so wurde auch die ganze Habsucht der Bewohner durch den Glanz des schwimmenden Metalles kirre gemacht. — Jeder grub, so gut es

ging, sich einen Kanal, um den herrlichen Strom nach seinem Grund und Boden abzuleiten.

Alles zapfte und schöpfte aus seiner reichen Fülle in geschäftiger Eile mit dem ersten besten Werkzeug, das zur Hand war, mit Löffeln, Krügen und Eimern, um den heißen Durst zu stillen, der nach jedem heißen Zuge nur noch verzehrender im Innern glühte. Die Kassen füllten sich, die Beutel strotzten und — die Leidenschaften loderten in lichten Flammen auf, weil sie überall so reichlich Zunder fanden. Von Stunde an zeigte sich eine auffallende Veränderung der religiösen Stimmung der Gemüther. Die Kirchen blieben leer, und die Stimme der öffentlichen Religionslehrer verhallte in dem rauschenden Gewirre des lauten Handelsgetümmels. Alles opferte vorerst dem Plutus und — Niemand kann zween Herren dienen!

Dem mächtigen Gotte des Reichthums folgten seine treuen Gefährten auf dem Fuße nach und schwebten herab aus hohen Regionen auf das umgeschaffne Tönningen. Bachus und Zytheren wurden eiligst Tempel errichtet. Weil es aber unglücklicher Weise

an Ort und Stelle noch zur Zeit an Priesterinnen der Göttin gebrach, die sich auf den Dienst verstanden hätten, so mußte Hamburgs Ueberfluß daran einstweilen diesem Mangel abhelfen. Ein Wink — und die Gefälligen strömten Schaarenweis herbei. Unter den günstigen Auspizien von der Welt wurde denn die erste Propaganda dieser Art in dem ehrbaren T— errichtet. Auch soll diese Pflanzschule, schon während des kurzen Zeitraums ihrer Existenz, wirklich zum Bewundern viel geleistet haben, und, bei der schnellen Fassungskraft ihrer Zöglinge, zu der gegründeten Erwartung berechtigen, daß die gelehrigen Töchter des Landes der auswärtigen Stütze bald nicht mehr bedürfen, und mithin allein und ungetheilt die reichen Früchte ihrer priesterlichen Amtsgeschäfte ärndten werden. Ein wichtiger Fortschritt zur höhern sittlichen Kultur!

Als ein zweiter, nicht minder bedeutender Progreß, verdient dem obengedachten Institute die interimistische Einrichtung einer Schaubühne mit Fug und Recht an die Seite gestellt zu werden. Diese beiden löblichen Anstalten stehen hier in der allerstrengsten Wechselbeziehung und arbeiten sich einan-

der, so zu sagen, recht sichtbar in die Hände. Thalia steht in schüchterner Ferne — betrauert mit gesenktem Blicke die schnödeste Entweihung ihrer Kunst und ihres Heiligthums. —

Die Künstler und Künstlerinnen dieses neuerrichteten Theaters machen übrigens eine Branche der berühmten Altonaischen Schauspielergesellschaft aus, welche sich einst — und auch jetzt noch, ist mir unbekannt — der Direktion des Doktors Albrecht, der seiner seltenen Redlichkeit wegen so allgemein bekannt ist, erfreute, dessen liberaler Denkart und uneigennütziger Kunstliebe sie denn auch ihren steigenden Glanz und ihren schnell verbreitenden Ruf verdankt, der nun gar von den Wogen der Nordsee bis zu Englands fernen Küsten getragen wird.

So schreitet denn das kleine Tönnigen, bei täglich sich mehrendem Reichthume, in sittlicher wie in ästhetischer Bildung mit kühnen Riesenschritten vorwärts!

Noch eine zweijährige Elbblockade — und jene, von starken Geistern so genannten kleinstädtischen Vorurtheile von Tugend und Frömmigkeit, jene kindische Mine

der Ehrbarkeit, jene lächerliche Unschuld, jene nach dem Urtheil der Welt doch nur affektirte Sittenreinheit, die man sonst wohl hie und da als karakteristische Kennzeichen kleinerer Oerter anzutreffen pflegt, werden in T— auch bis auf die kleinste Spur verwischt seyn!

Und dies Alles strömt dir nur als eine Zugabe mit Englands und Hamburgs Schäzzen zu, überglückliches Tönningen!

III.

Einige Notizen über die verschiedenen Bewohner und Nationen Konstantinopels.

(Aus der Schreibtafel eines russischen Offiziers.)

Konstantinopel mit seinen Umgebungen wird nicht allein von Türken, sondern auch von Juden, Christen oder Franken, Griechen und Armeniern bewohnt, die sich alle durch die Gestalt, Gebräuche und Gewerbe von einander unterscheiden. Die Armenier sind meistens Kaufleute und Goldschmiede oder Juweliere, die Juden Agenten, und die Griechen

leben vom Handel, oder dienen in den armenischen oder fränkischen Häusern.

Die Türken selbst machen den größten und zahlreichsten Theil von Konstantinopels Einwohnern aus. Sie unterscheiden sich merklich unter einander selbst durch Erziehung, Regierungs-Verfassung, Klima und Lebensweise, ja oft in Kleinigkeiten bei Religionsübungen. Dennoch gehorchen sie alle einem Oberhaupt, und folgen blindlings den Lehren des Korans. Man findet großen Theils unter den türkischen Bewohnern Konstantinopels ein sehr mäßiges Volk; alle Ausschweifungen, von denen man hört, werden blos vom geringsten Pöbel ausgeübt; der rechtliche Mann zeichnet sich hier so wie überall aus. Daß die Türken alles Fremdartige verachten, ist ihnen um so mehr zu verzeihen, da sie Feinde aller Neuerungen sind. Man schmiege sich ihren Sitten und Gebräuchen an, und jeder Fremde wird gut mit den Muselmännern fertig werden.

Eine nicht minder zahlreiche Nation unter den Bewohnern Konstantinopels sind die Armenier. Sie sind die Juden des Orients, nur noch feiner und schlauer wie diese, und ganz zum Handel geboren. Ein armenischer Kauf-

mann sitzt gemeiniglich schon vor Aufgang der Sonne in seinem Laden, die sie in den verschiedenen Hans *) in Konstantinopel miethen; er handelt und verkauft darin bis zum Niedergang der Sonne, da er wieder nach Hause zurückkehrt. Man sieht ihn den ganzen Tag in schwarzen und braunen Farben gekleidet, mit rothen Schuhen oder Paputschen. Sobald er in seiner Wohnung angelangt ist, zieht er prächtige und hellgefärbte Kleider an, gelbe Pantoffeln, und bedeckt sein Haupt mit einem grünen Kalpak oder Turban. Alle diese Farben sind ihnen zwar von den Türken zu tragen verboten, aber desto größer ist das Vergnügen, dies Gesetz wenigstens im Verborgenen übertreten zu können.

Man kann bei diesem Volke nach der Kleidung von ihrem Vermögen urtheilen, denn je zerlumpter einer öffentlich erscheint, desto reicher ist er insgeheim, und sie suchen dadurch ihre Schätze vor den geldgierigen Augen der Türken zu verbergen. Sobald die Regierung

*) Große Gebäude, worin die fremden und hauptsächlich die griechischen und armenischen Kaufleute ihre Niederlagen haben.

bemerkt, daß einer ihrer Unterthanen, Grieche, Jude oder Armenier, mehr Aufsehen als gewöhnlich macht, so schickt sie ihm schon Spione auf dem Fuße nach, die alle seine Gänge belauschen, und einen günstigen Augenblick erhaschen müssen ihn zu stürzen, und sich seines Vermögens zu bemächtigen. Deswegen suchen diese Menschen sich unter den Schutz irgend eines fremden Gesandten zu setzen, und von ihnen einen Barat oder Freiheitsbrief zu bekommen; doch wissen die Türken den Umständen solche Wendungen zu geben, daß auch diese Barats sie vor dem Stricke nicht sichern. Und so geschah es vor etlichen Jahren mit einem reichen griechischen Kaufmanne aus Cephalonien, der unter dem Schutz des französischen Gesandten sehr ansehnliche Geschäfte in Konstantinopel trieb. Schon hatte dieser die Aufmerksamkeit der Pforte an sich gezogen, aber der Grieche wich lange allen ihm gelegten Fallstricken aus. Eine Ursache mußte man doch haben, um sich auf schickliche Weise seines Vermögens zu bemächtigen. Nach langem Sinnen kam man auf den Einfall, durch einen seiner Leute eine projektirte, verrätherische Korrespondenz in des Griechen Behausung zu verbergen, und man ließ hie und da in der Stadt unter die

Türken ausposaunen: der griechische Kaufmann habe wichtige Plane und Schriften an die Franzosen verhandelt, und nichts weniger im Sinne, als mit deren Hülfe sich der griechischen Inseln im Archipelagus zu bemächtigen, die Türken daraus zu verjagen und sich als König darüber krönen zu lassen. Nach etlichen Tagen kam der Kapidschi-Baschi wie von ungefähr in das Haus des Griechen, ließ dasselbe durchsuchen, und man fand die verrätherische Korrespondenz; dieses war Beweis genug. Der Grieche wurde strangulirt und sein Vermögen zum Besten des Sultans konfiscirt.

Doch wieder zu den Armeniern. So bald die Sonne untergegangen ist, setzen sie sich mit ihren Anverwandten und Freunden zu Tische, die Weiber ausgenommen, die abgesondert leben und essen, und dieß ist denn der erste Bissen, den sie zu sich nehmen, da sie sich den Tag hindurch in ihren Buden nur mit Kaffee und Tabakrauchen ernähren. Ihre Nahrung besteht aus groben und starkgewürzten Speisen, auch trinken sie stets berauschende Getränke. Schon von Kindheit an gewöhnt man sie zum Branntwein. Sie legen sich bald darauf nieder, um den nachfolgenden Tag das nämliche Leben wieder zu führen.

Die Weiber, unterdessen daß die Männer ihren Geschäften nachhängen, bestellen das Hauswesen, reinigen das Haus, nähen und stricken und legen alles in Ordnung, damit ihnen bei Ankunft ihrer Männer nichts anders zu thun übrig bleibt, als diesen die Füße zu waschen; eine sehr alte Gewohnheit bei den Morgenländern.

Die Juden haben hier, wie überall, den Charakter ihrer Verstoßung an sich; sie tragen alle den Bart, und dienen als Mäkler den englischen, französischen und anderen Handelsleuten. Auch treiben sie Wechselgeschäfte, die nicht unbedeutend sind. Sie tragen wie die Armenier schwarze und braune Kleidung und blaue Schuhe. Die meisten sind Portugiesen oder Spanier, und sprechen ein verdorbenes Spanisch oder Italienisch.

Unter allen Unterthanen des Großherrn sind die Griechen die geplagtesten und elendesten Geschöpfe. Die großen Steuern, die ihnen die Türken auflegen, zwingen sie, Wohnungen und Felder zu verlassen, und nach Konstantinopel zu flüchten, wo sie in den europäischen Häusern dienen, da die Erndte ihrer Felder nicht einmal das Hinlängliche zu ih-

rer Nahrung hervorbringt, und sie noch aus dieser die Taxe, die sie zu bezahlen schuldig sind, abziehen müssen. Durch die häufigen Kolonien, die die Kaiserin Katharina die Zweite in der Krimm anlegte, wurde der Archipelagus sehr entvölkert. Die Griechen der jonischen Inseln flohen haufenweise dahin, und pflanzten sich in Kertsch und Jenikale an.

Die Griechen dürfen nur braune oder rothe Schuhe tragen; sie haben ihren eigenen Patriarchen, so wie die Armenier, der vom Großherrn gewählt wird und für seine Heerde antwortet; er muß für jede Unruhe und jedes Verbrechen gut stehen.

Obschon die Griechen die gedrücktesten Unterthanen des Sultans sind, so genießen doch die von fürstlichen Familien große Vortheile, wie z. B. daß sie allein die Regierungen der Wallachei und Moldau, und das Amt des Dollmetschers der Pforte besitzen. Die Fürstenthümer Moldau und Wallachei fallen meistens den Dolmetschern der Pforte als Belohnungen ihrer Dienste zu. Sie sind indeß nicht gänzlich Souverain in ihrem Lande, denn obschon sie des Rechtes über Leben und Tod ge-

nießen, so müssen sie doch dem Grosherrn von ihren Handlungen Rechenschaft geben, der sie nach Gefallen absetzen, oder hinrichten lassen kann.

Die Moldau zahlt jährlich dem Sultan 278 Beutel, den Beutel nach russischem Gelde zu 300 Rubeln gerechnet, macht 83,250 Rubel. Dieser Tribut ist zwar festgesetzt, wird aber unter manchem Vorwande überschritten, wovon ich Beispiele angeben kann. So z. B. mußte Mauro Cordato, der nur zwei Monate Hospodar war, ohne die Präsente an die Minister, dem Sultan 400 Beutel zahlen. Der Wallachei ist eine Summe von 200 Beuteln oder 60,000 Rubeln jährlich der Pforte zu bezahlen auferlegt. Seit der Revolte des Hospodars Matthias bezahlt sie jährlich 45,000 Rubel mehr.

Die rechtmäßigen Einkünfte des türkischen Reichs sind, in Verhältniß seiner Größe und der Lage der Provinzen, nur geringe. Nach einer sicheren Berechnung soll die Total-Summe nicht mehr als 83,625½ Beutel 46,235 Asper, oder 25,087950 Rubel 28½ Kopeken betragen. Diese Summe ist gewiß nicht groß, wenn man bedenkt, welch ein weitläuftiges

Reich sie liefert; sie würde nicht einmal hinreichen die Unkosten zu bestreiten, die eine wohl organisirte Administration erfordert. Allein bei den Türken sind die Gehalte der Beamten bei dem Civil- und Militairstande sehr gering. Alle legen sich mehr oder weniger aufs Plündern der Unterthanen, wozu die Regierung schweigend ihre Einwilligung giebt. Auf diese Art, und wenn man noch die unbestimmten Einkünfte, als: Erbschaften der erwürgten Großen, Konfiskationen und dergleichen dazu rechnet, ist es für jeden Sultan eine Kleinigkeit, Schätze zu sammeln.

Die ordentlichen Ausgaben der Pforte betragen jährlich nicht mehr als 18,417 Beutel 670 Asper, oder 5,525,103 Rubel 5 Kopeken. Man sieht leicht ein, daß diese Ausgabe äußerst gering ist, und in gar keinem Verhältnisse mit der Einnahme steht. Allein, wie gesagt, alles in der Türkei wird schlecht bezahlt, und überdem wird nie in Rechnung gebracht, was der Sultan selbst an Geld verlangt und weggiebt; denn jeder türkische Kaiser hat einen Schatz, den er selbst verwahrt und der bei seinem Tode verschlossen wird. Diesen auf alle Art zu mehren, ist sein einziges Bestreben. Zu diesem kommen noch die

unbestimmten Einkünfte, die in keinem andern Staate statt finden können. Folglich müßte der türkische Kaiser der reichste aller Monarchen seyn. Und dennoch — wer sollte es glauben! — ist nie Geld vorhanden. Dieser Mangel hat zu den meisten zeitherigen Empörungen Anlaß gegeben.

Die vielen Beraubungen, die das Volk leiden muß, eine schlechte Verwaltung der Finanzen, drückender Despotismus, der Thätigkeit und Industrie untergräbt, sind die Ursachen des Verfalls eines Reichs, welches die segenreichsten Theile von Europa, Asien und Afrika besitzt. Früh oder spät muß seine Auflösung erfolgen, wenn es auch von seinen Nachbarn unangetastet bleibt.

IV.

Bemerkungen über M. Snell's Beschreibung der russischen Provinzen an der Ostsee. (Beschluß.)

Beschreibung der Stadt Riga.

"So wie einst, da 10,000 Kosaken in den "Sandbergen bei Riga, wo sie eine Wasser-

"leitung in den Stadtgraben machen sollten, "ihr Grab fanden, und das Werk unvollendet "liegen ließen. S. 286."

Die Kosaken arbeiteten nicht an einer Wasserleitung; sondern an einer projektirten Envelloppe um die Stadt, wovon jedoch nur ein Theil zu Stande gebracht wurde. Von diesen, deren aber nur einige Tausend waren, starb ein Theil an einer epidemischen Krankheit.

Die englische Admiralität bezahlte im englisch-amerikanischen Kriege zwar Ladungen, darunter keine dem Handlungstraktat zuwider laufende Waaren sich befanden; aber dennoch führen die englischen Kaper fort, alle nach Frankreich gehende Schiffe aufzubringen.

"Ich bin gewiß (sagt der Verfasser S. 287.) "daß die rigische Kaufmannschaft im Stande "gewesen wäre, den ganzen schwedischen See-"krieg abzuwenden, wenn die Krone ihr in "Zeiten von den Anschlägen Schwedens, (und "derer, die Schweden aufgereizt haben) Nach-"richt gegeben hätte. Die Korrespondenz der "Kaufleute vermag oft mehr, als die Unter-"handlungen der Minister."

Dieses ist die größtmöglichste Ungereimtheit! Hätte der Verfasser doch die Art und Weise nur angegeben, wie dieses möglich zu machen gewesen wäre!

Das Wahreste von Allem, was vielleicht diese Schrift enthält, ist das, was der Verfasser weiterhin auf dieser und der folgenden Seite von der unerschütterlichen Treue, Ehrfurcht und Liebe der gesammten Bürgerschaft von Riga gegen die Kaiserin und von dem patriotischen Eifer derselben für den Flor des russischen Reichs sagt. Man könnte sagen, daß er dieses aus dem Herzen der Bürger geschrieben hätte.

"Der Ursprung der Schwarzenhäupter "(dergleichen man auch zu Reval findet) wird "aus den allerältesten Zeiten, da diese Städte "noch keine Richter und Obrigkeiten hatten, "hergeleitet: damals mußten einige auser"wählte Kaufleute, vermuthlich mit schwarzen "Mützen gezieret, Recht sprechen. S. 290."

Dies ist unrichtig und kann nicht erwiesen, ja nicht einmal bescheiniget werden. Die Vermuthung wegen der Zierde mit schwarzen Mützen ist ein lächerlicher Einfall.

"Von der sogenannten Brüderkompagnie "der großen Gilde. S. 291."

Was hier von einer Brüderkompagnie der großen Gilde gesagt wird, ist theils undeutlich und verworren, theils unrichtig. Die große oder Kaufmannsgilde war in Bürger und Aelteste abgetheilt. Zur Aeltestenbank waren vierzig Personen aus den Bürgern gewählt. Wer sich aus allen diesen und den in öffentlichen Stadtämtern stehenden Gelehrten in die Brüderschaft einschreiben ließ, mußte nicht hundert Thaler, sondern nach Willkühr, etwa acht, zehn, zwanzig Rthlr., zur Brüderkasse geben. Die jährliche Mahlzeit war ein uralter Gebrauch. Es war eine bürgerliche, brüderliche Zusammenkunft der Stadtobrigkeit mit den Aeltesten, welche in den allgemeinen Angelegenheiten der Stadt einen gewissen Antheil am Stadtregimente hatten und die Kandidaten zu den erledigten Stellen im Rathe waren. Die Kosten zur Mahlzeit sind zu übertrieben angegeben. Die neu erwählten Aeltesten mußten die Mahlzeit ausrichten; in Ermangelung derselben wurde sie aus der Kasse der Aeltestenbank bestritten.

"Zuletzt entstand in Riga ein Klubb, der "wohl in der Welt nicht mehr — es müßte

"denn zu Petersburg oder zu London seyn —
"seines Gleichen hat. S. 294."

Welch ein Ausspruch!!! Und doch wird nur von einem einzigen Saale gesprochen. Es ist unrichtig, daß die ersten Theilhaber am Klubb sich vorbehalten haben, über alle, die sich ferner melden würden, zu ballotiren. Der jedesmalige Zuwachs ballotirt mit ihnen zugleich über die nachherigen Kandidaten zum Klubb. Die Damen kommen nicht anders als im Winter dahin, und zwar nur an einem Tage in der Woche, wo Ball und Maskerade gegeben wird.

"Ehemals, vor vielen Jahren, hatte der
"Magistrat mit der Bürgerschaft einen Trak-
"tat geschlossen, welcher der Severinische
"Traktat hieß, weil er am Severinustage ge-
"schlossen worden war. Die ganze Bürger-
"schaft wurde damals des Todes schuldig er-
"klärt, weil sie sich gegen den Magistrat em-
"pört hatte. S. 303."

Das Todesurtheil der ganzen Bürgerschaft, die vorgegebne Trauerkleidung, Versammlung vor dem Rathhause und demüthige Abbitte der Bürgerschaft an dem Gedächtnisse des soge-

nannten Severinischen Kontrakts oder Vergleichs ist eine leere Erdichtung. Nur zwei Rädelsführer der Empörung wurden zum Tode verurtheilt, und einige andre mit andern Strafen belegt; die übrige Bürgerschaft aber wurde mit dem Rathe ausgesöhnt. Der Gedächtnißtag dieser Aussöhnung wurde, jedoch auch nur wenige Jahre, mit einem gottesdienstlichen Lob- und Dankfest gefeiert und der gedachte Vergleich vor dem auf dem Rathhause versammelten Rathe und der Bürgerschaft verlesen. Dieses und nichts mehr ist in dem Vergleiche selbst ausdrücklich angeordnet.

Die Rathswahl, oder vielmehr die Proklamation der neu gewählten Rathsglieder, geschah am Sonntage vor, nicht nach Michaelis. Die dabei angeführte eben so schaale, als falsche Anmerkung, kann man mit verdienter Verachtung stillschweigend übergehen.

Von dem, was hier von den Stiftungsgeldern gesagt wird, ist nur das wahr, daß sie zu der allgemeinen Kasse der Stadt gezogen worden. Dieß ist schon vor Jahrhunderten in den verschiedenen unglücklichen und kriegerischen Zeiten geschehen. Kei-

ner Stiftung ist aber dadurch geschadet worden. Von den Einkünften und Ausgaben einer jeden derselben, ist bei der Stadtkasse ein besonderes Konto geführt, und jede Stiftung ist aus der allgemeinen Kasse unterhalten worden. Und nun, da man sie wieder abgesondert hat, ist einer jeden, nach der genauest aufgemachten Rechnung, das ihr zugehörige Kapital angewiesen und gesichert worden. Das Patronatrecht über dieselben hat der Rath sich nicht angemaaßt, sondern von alten Zeiten nach der privilegirten Verfassung der Stadt besessen, und nachher in den Unterwerfungsverträgen oder Kapitulationen bestätigt erhalten.

"In Riga ist keine öffentliche Mädchen-
"schule vorhanden. Alle Mädchen müssen
"privatim unterrichtet werden. S. 304."

Beide deutsche Schulen in der Stadt und zwei in der Vorstadt sind, so wie auch die Waisenschule, sowohl für Knaben als Mädchen errichtet. Was er hierbei als öfters anführt, mögen Fälle seyn, deren in zehn und mehreren Jahren kaum einer vorkommt, und welche nicht einem Mangel an Schulen zuzuschreiben sind.

"Der Kopusberg, (eigentlich Jakobsberg) "welcher zwischen der Stadt und Vorstadt "lag, ist auf Kosten der Krone abgetragen, "und in eine Esplanade verwandelt worden. "S. 311."

Nicht Kopusberg muß es heißen, sondern Kobbesberg, welches allgemein als Kubsberg ausgesprochen wird.

"Der Dativus und Akkusativus wird durch= "gehends, von Gelehrten und Ungelehrten, "im Reden und Schreiben, so richtig verkehrt "gesetzt, daß man eine grammatische Regel "daraus machen kann: Setze diese beiden Ca= "sus umgekehrt, so wirst du richtig deutsch "sprechen. S. 314 und 15."

Daß auch von Gelehrten im Reden und Schreiben der Dativ und Akkusativ durch= gehends unrichtig gesetzt werden, ist so, wie es hier ausgedruckt wird, unwahr. Höch= stens kann man zugeben, daß es vielleicht man= chen bisweilen im Reden übereilen mag.

"Die Pastorate auf dem Lande sind durch= "gehends gut. Ein Pastor hat sein ansehnli= "ches Landguth, und kann daher auf einem "großen Fuß leben u. s. w. S. 324."

Von dem, was er hier von den Pastoren auf dem Lande sagt, ist das allerwenigste wahr. Nicht zehn Haken Landes kann man ein ansehnliches Landguth nennen, und doch betragen die größten Pastoratsgüter nicht über $3\frac{1}{2}$ Haken. Auch deren sind nur äußerst wenige. Einige haben zwei und die übrigen von $1\frac{1}{2}$ bis sogar nur auf $\frac{1}{8}$ Haken Landes. Vieh und Pferde haben sie nicht, wie das Land, unentgeldlich; sondern diese müssen sie sich für ihr eignes Geld anschaffen. Wenn man auch den Ausdruck, auf einen großen Fuß leben, nur im mäßigen Verstande nimmt; so ist doch nichts weniger wahr, als daß die Landpastoren durchgehends so leben. Nicht wenige leben eingeschränkt und manche, insonderheit wenn sie eine zahlreiche Familie haben, fast kümmerlich. Sie haben nicht in allem gleiche Rechte mit dem Adel; hauptsächlich nur in Ansehung ihrer Pastoratsländereien. Würde der Adel es wohl so ruhig zugeben, daß sie sich Vorrechte über ihn herausnehmen könnten?

"Die Hütten der Bauern sind sehr unrein-
"lich. Da logiren Menschen und Vieh zu-am-
"men in einem Zimmer, u. s. w. S. 328."

Wenn irgendwo der Fall wirklich existirt, daß der Bauer mit seinem Vieh in einem Zim-

mer lebt, so ist soviel wenigstens gewiß, daß es ein ganz außerordentlicher Fall ist. Der Bauer hat seine Ställe für Pferde, Kühe und Schweine.

Im Sommer heitzt der Bauer seinen Ofen nicht anders, als wenn er Brod backt.

"Der Adel hat kein jus vitae et necis mehr: "dafür hat er das Recht, einem Bauern zehn "Baruthen geben zu lassen. Ein Baruthe "aber ist ein Paar Ruthen."

Wo kann der Verfasser das Wort: Baruthe, gehört haben? Hier zu Lande spricht zuverläßig niemand so. Man sagt ein oder mehrere Paar Ruthen.

"Zum Taufen der Kinder werden auch die "Schulmeister gebraucht, ob sie gleich nicht "ordinirt sind. S. 322."

Die Schulmeister dürfen zum Taufen der Kinder nicht anders gebraucht werden, als wenn diese schwach sind, und der Pastor nicht sogleich herzugerufen werden kann.

"Man hat ausgestreut, die Kaiserin Katharina habe einen Katechismus geschrieben,

"den sie bei allen christlichen Religionspar-
"theien in ihrem Reiche einführen wolle. —
"Es ist wahr, sie hat einen Katechismus ge-
"schrieben u. s. w. S. 329."

Daß die Kaiserin selbst einen Katechismus geschrieben haben sollte, läßt sich nicht behaupten. Man sagt, daß er von dem Exjesuiten Jankowsky aufgesetzt worden. Das ist aber zuverläßig, daß sie denselben in die lutherischen Schulen einführen lassen wollte. Die lutherische Geistlichkeit in Petersburg machte Vorstellung dawider.

Lebensart in St. Petersburg.

"Die Straßen in St. Petersburg reinigen
"sich durch darunter hingeführte Kanäle von
"selbst. S. 331."

Die Straßen in St. Petersburg reinigen sich nicht selbst durch unterirdische Kanäle.

Es ist auf der sogenannten Admiralitätsseite in St. Petersburg nur eine Straße, die man die Perspektive nennt; doch nicht ihrer Länge wegen, sondern weil sie von außen her auf den Admiralitätsthurm in gerader Li-

nie ausläuft. Außer dieser sind zwar mehrere, die ebenfalls auf diesen Thurm, aber in schräger Richtung, ausgehen; diese werden nicht Perspektive genannt.

Was der Verfasser zum äußerlichen Anzuge fordert, um nicht bei vornehmen Herren vor der Thüre abgewiesen zu werden, S. 338, ist lächerlich. Und eben so wenig ist eine Kutsche mit einem Bedienten unentbehrlich und nothwendig.

In die Kabakken einzukehren S. 339. ist wohl noch nie irgend einem rechtlichen Manne eingefallen.

Was er S. 340. von dem Gastwirth Demuth sagt, davon ist das erste unwahr, und das andere so höchst ungereimt, daß man's ohne Bedenken für Unwahrheit erklären kann, ohne je in Petersburg gewesen zu seyn.

Nicht jedermann hat freien Zutritt zur Maskerade am Hofe, S. 342. Man muß von dem Hofmarschall ein Billet haben, und entweder selbst schon als ein rechtlicher Mann bekannt seyn, oder von einem solchen empfohlen werden.

Es ist sehr übertrieben S. 354., daß fast täglich todte Menschen auf den Straßen in St. Petersburg gefunden werden.

"Die Newa mit ihren Kanälen versorgt "die Stadt mit Koch- und Trinkwasser. In "großen Häusern sind Pumpen angebracht, "wodurch das Newawasser in etwas gereinigt "wird. S. 355."

Das Newawasser ist außerordentlich rein und klar, und wird daher dem berühmten Bristolerwasser gleich geschätzt. Wenn also ja jemand eine Pumpe im Hause hat: so ist es nicht, um das Wasser zu reinigen, sondern der Bequemlichkeit wegen, um es nicht aus dem Flusse oder den Kanälen holen zu dürfen. Nur bei einzelnen wenigen Personen verursacht es anfangs, bis sie es gewohnt werden, eine Diarrhee. Bisweilen treibt es einen Ausschlag auf die Haut aus.

"Zu Riga wird ein Bier gebraut, welches "dem englischen nichts nachgiebt: davon geht "auch vieles nach Petersburg. S. 356."

Unstreitig findet man in Riga hin und wieder treffliches, schmackhaftes Bier; es fehlet

aber sehr viel daran, daß es dem englischen nichts nachgeben sollte. Auch wird nicht gewöhnlich davon nach Petersburg geführt, sondern wenn Privatpersonen etwas davon dahin schicken lassen.

Die Berberisbeere (nicht Barbaritzen) wächst nicht auf Bäumen nach S. 357., wo sie Baumfrucht heißt, sondern auf Stauden. Auch ist sie nicht besonders eine sibirische Frucht.

Der Kaviar, den man weit und insonderheit bis nach Italien zu verführen pflegt, wird nicht eingemacht, sondern zu festen Kuchen gepreßt, und dadurch verliert er viel von seiner Fettigkeit. Der frische wird beim Thauwetter nicht sowohl thranig, als sauer.

So viel auch hier angemerkt worden, so ist doch viel unberührt gelassen. Man müßte wahrlich ein eben so dickes Buch schreiben, als das des Verfassers ist, wenn man Alles, was halb wahr, schief, schielend und undeutlich ist, berichtigen, sich auf seine faden, politischen Raisonnements einlassen, seine fast durchaus unbedeutenden Anekdoten prüfen, alle nichtswürdige Kleinigkeiten anzeigen, und Al-

les, wo er an so manchen andern hier nicht angemerkten Stellen hiperbolisirt und generalisirt, auf das Wahre herabsetzen und gehörig einschränken wollte.

Hier folgt, zur Uebersicht der Leser, ein kleiner Auszug der im Eingang angeführten Recension aus den neuesten kritischen Nachrichten.

"Der Verfasser der Bemerkungen hat "theils dem Herrn Snell, theils dem Publikum "gezeigt, wie er die Unrichtigkeiten desselben "in der Beschreibung der russischen "Provinzen an der Ostsee, welche zu- "weilen in harte Beschuldigungen der dama- "ligen rigischen Raths- und Liefländischen "Landesverfassung übergingen, auf das ge- "naueste untersucht habe; und es kann einem "jeden nicht anders einleuchten, daß Herr "Snell beinahe auf jeder Seite flüchtig, un- "gründlich und oft leidenschaftlich seine Histo- "rien hingeschrieben habe. — Vornehmlich "rügt der Bemerker die Unwahrheiten gegen "die ehemalige Rathsverfassung zu Riga. "Dieselbe ist ohnehin durch die Wiederherstel-

"lung von dem jetzt regierenden Kaiser (Paul "I.) zu ihrer Ehre gerechtfertigt. Es erhellet "hieraus, wie viel Unbestimmtes und Unsiche- "res von fremden Ländern oft geschrieben wird. "Möchten durch die gegenwärtige ernsthafte "Widerlegung andere, welche, wenn sie eine "Zeitlang sich in einem fremden Lande aufge- "halten haben, sogleich die Welt davon beleh- "ren wollen, fürchten lernen, daß ein Züchti- "ger ihrer Seichtheit und Kühnheit wohl gar "mit Zurückweisungen auf ihren Karakter auf- "stehen könne."

V.

Seltene meteorologische Beobachtungen.

Im Jahr 1584 ist der Herbst so warm gewe- sen, daß die Rosen geblühet haben; und im Jahr 1225 war im Christmonat eine solche Wärme, daß die Pfirsichen blühten. Bei ei- ner gleichen warmen Temperatur im Jahr 1186 haben Raben und Vögel im Januar Junge ausgebrütet. Dagegen hat es 994 zu Ende August so stark geschneiet, und die Flüsse

sind so sehr mit Eis belegt gewesen, daß alle Fische davon abgestanden seyn sollen.

Im Winter 1740 hat Island, als fast ganz Europa bis über Italien in Schnee und Eis begraben lag, einen so leidlichen Winter gehabt, daß das Vieh beständig zur Weide gehen konnte. So ist es bekannt, daß damals die Witterung in Schweden, Finnland und Liefland wärmer und der Fruchtbarkeit günstiger gewesen, als in den mehr südlich gelegenen Ländern von Europa.

Als im Jahr 1783 Sicilien, Calabrien und Island unter heftigen Erdrevolutionen litten, ein dicker die Wirkung der Lichtstrahlen verhindernder Heerrauch ganz Europa überzog, und im Sommer der Wind mehrentheils immer aus Norden kam, war die Wärme fast überall sehr groß — und oft waren die Nächte noch wärmer als die Tage.

Im Jahr 1719 entstand durch die anhaltende große Dürre ein solcher Mißwachs und dadurch eine solche Hungersnoth, daß die Menschen lebendiges und krepirtes Vieh, Katzen, Ratzen und ähnliches Ungeziefer fraßen um nur ihren Hunger zu stillen.

Auch Liefland hat das Elend einer allgemeinen Hungersnoth im Jahre 1601 erdulden müssen. Im Frühjahr herrschte eine solche heftige und anhaltende Kälte, daß alles Korn, besonders das Sommerkorn, auf dem Felde erfror, und was etwa noch zur Reife kam, das wurde von den Kriegsleuten, sowohl den Schweden als Feinden, als den Polen, welche Freunde waren, zu nichte gemacht. Die Noth dauerte drey Jahre und stieg zu einer solchen Höhe, daß nicht nur die Diebe vom Galgen und die Mörder vom Rade abgenommen, sondern auch lebendige Menschen in der Verzweiflung getödtet und verzehrt wurden. Der glaubwürdige Schriftsteller Thuanus sagt: "Der Hunger war so groß und die Kälte so streng, daß über 30,000 Menschen aus Mangel an Nahrungsmitteln und durch die scharfe Kälte umgekommen sind. Die meisten waren genöthiget, todte Körper zu verzehren, und man hat Leute gefunden, welche, um ihren Hunger zu stillen, ihre eigenen Kinder schlachteten."

Alle einländischen Nachrichten dieser Zeit stimmen hiermit überein; und man kann leicht schließen, daß diese Landplage auch auf Riga ihren Einfluß geäußert habe, obgleich die

Stadt selbst von der Pest frey blieb. Im Maymonat des Jahres 1603 vereinigten sich der Magistrat, die Aelterleute, Aeltesten und der Ausschuß der Bürger, daß zur Nothdurft der Stadt jeder Bürger 10 Mark Schoß erlegen sollte. Den 31. May fieng die Einsammlung an, und es bezahlten:

im ersten	Quartire	92	Personen.
im zweyten	—	80	—
im dritten	—	90	—
im vierten	—	67	—
*) Binnenwallsche	—	24	—

Die Hauptzahl der Bürger war also = = = 353 Personen.

*) Binnenwallsche wurden diejenigen genannt, welche sich in dem bey der letzten Erweiterung der Stadt mit einem Walle umgebenen Stadttheil angebaut hatten, in welchem die Königs- und Schmiedestraße mit ihren kleinen Nebengassen liegen. Sechs Mark Rigisch machten damals einen Rthlr. Alberts. Also betrug der ganze bewilligte Schoß nach unserm Gelde 588⅓ Rthlr.

VI.

Berühmte Liefländer, die sich durch Heldenthaten, oder andere große und edle Handlungen vorzüglich ausgezeichnet haben.

Die Familie von Rosen. *)

Reinhold von Rosen, aus dem Hause Groß-Roop, war einer von den Liefländern, welche sich durch kriegerische Thaten und seltene Tapferkeit ruhmvoll ausgezeichnet haben. Er ging mit der schwedischen Armee unter Gustav Adolph nach Deutschland, und nahm nach dem Tode desselben an den glücklichen Expeditionen des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar großen Antheil, daher ihn derselbe in seinem Testamente nicht nur mit 10,000 Rthlrn. bedachte, sondern ihm auch unter den vier General-Direktoren seiner Armee eine Stelle anwies. Als solcher trug Rosen viel dazu bey, daß die verwaiste Armee des

---

*) Diese Nachrichten sind buchstäblich aus Familien-Schriften gezogen. Der Herausgeber wünscht ähnliche Aufsätze und Auszüge aus Familien-Papieren von den berühmtesten Häusern Liefflands für das Archiv erhalten zu können.

Herzogs in französische Dienste trat. Er erhielt dieserwegen vom Könige eine außerordentliche Pension von 1200 Franken, nebst der Stelle eines General-Majors. Das folgende Jahr 1640 schlug er die Kaiserlichen vor Friedberg weg, eroberte Homberg, zerstreute die bei Allendorf stehenden Kroaten, und warf den General Bredau bei Ziegenhain übern Haufen. Nicht lange hernach stieß er ohnweit Frankfurt auf das Regiment des Obersten Gallas, welches er theils niedermachte, theils gefangen nahm. Im Jahr 1642 hatte er an dem Siege, welchen die weimarschen und hessischen Völker am Niederrhein ohnweit Kempten über den Kaiserlichen General Lamboy davon trugen, den meisten Antheil, und als sich gegen 1000 Reiter der Flüchtigen wieder gesammelt hatten, überfiel er sie bei Düren und Kerpen, und schlug sie dergestalt, daß wenige davonkamen. Er hatte auch nachmals an allen kriegerischen Begebenheiten der weimarschen Völker Theil, erwarb sich bei ihnen so viel Liebe und Zutrauen, als kein anderer General hatte. Als daher 1647 zehn weimarsche Regimenter dem Marschall Türenne ihre Dienste aufkündigten, wofern sie nicht unter Rosens Kommando stehen und wider die Feinde Schwedens fechten sollten; so wurde Rosen be-

schuldigt, als ob er diesen Aufstand begünstigte, da er doch Alles that, sie zu ihrer Pflicht zurückzubringen. Er wurde in ein hartes Gefängniß gelegt, und kam erst nach einem Jahre auf Verwenden der Königin Christina zu Paris auf freien Fuß. Demohnerachtet blieb er in französischen Diensten, in welchen er General-Lieutenant über alles im französischem Solde stehende deutsche Kriegsvolk wurde. Anno 1650 führte er in der Schlacht bei Rhetel das Reservekorps, und schlug damit den feindlichen rechten Flügel. Im Jahr 1651 kaufte er von der Stadt Strasburg die nicht weit von Elsaß-Zabern gelegene Herrschaft Herrenstein und erbaute darin zu Dettweiler ein schönes Schloß; 1652 gab ihm der König das völlige Kommando über Ober- und Nieder-Elsaß, welches in Ansehung seiner fremden Herkunft, und daß er der protestantischen Religion stets treu blieb, ein außerordentliches Vertrauen voraussetzt. Er starb endlich 1667 den 18. Dezember auf seinem Schlosse zu Dettweiler, nachdem sich die Wunde, so er ehemals bei der Belagerung von Breisach unter dem linken Auge empfangen, geöffnet hatte. Mit seiner Gemalin Anna Margaretha Freyin v. Epp, die er 1637 zu Strasburg heyrathete, hatte er zwei Töch-

ter, davon die jüngere, Johanna Renata, sich mit ihrem Vetter, Georg Christoph v. Rosen, einem Sohn des Reinholds v. Rosen, aus dem hochrosenschen Hause, die ältere, Maria Sophia, aber 1660 sich gleichfalls mit einem Vetter, Konrad v. Rosen, aus dem Hause Klein-Roop, vermählte.

Dieser letztere, Konrad von Rosen, war ein Sohn Fabians von Rosen auf Klein-Roop und Raiskum, und der Sophie von Mengden, gieng 1650 in französische Dienste, war 1660 unter dem Regimente seines Vetters Reinhold Oberstlieutenant, und bekam nach dessen Tode dasselbe für sich, mußte es aber nach dem Aachenschen Frieden abdanken; wurde 1669 Oberster der Kavallerie, richtete ein deutsches Regiment zu Pferde auf, hielt sich 1674 in der Schlacht bei Senef so wohl, daß er zum Brigadier ernannt wurde; bei der Belagerung von Cambrai 1677 wurde er Marechal de Camp, 1686 kommandirte er in Languedock en Chef. 1688 wurde er General-Lieutenant und führte die Hülfstruppen, welche Jakob den 2ten wieder einsetzen sollten, nach Irland, wo er freilich, ohne Schuld zu seyn, nichts ausrichten konnte. Nach seiner Rückkehr wurde er Maitre de Camp, und General der leich-

ten Reiterei, diente 1690 unter dem Dauphin in Deutschland, half 1691 Mons belagern, kommandirte 1693 die Reiterei bei Neerwinden, ward 1703 Marechal de France, 1705 Ritter der Königlichen Orden, und starb endlich 1715 im 87sten Jahre seines Alters auf seinem Schloß Vollweiler in Ober-Elsaß.

VII.

Miscellen aus alten Rigaschen Blättern, zur Unterhaltung der Leser.

1. Kosten eines vornehmen Leichenbegängnisses.
2. Die Uhren auf den Thürmen.
3. Zahl der Schiffe im Jahr 1591.

Kosten eines vornehmen Leichenbegängnisses in Riga von 1582, aus der plattdeutschen Original-Rechnung hochdeutsch übersetzt.

Anno 1582 den 24 Februar zu des Herrn Doctor Giesens Begräbniß ausgegeben wie folget:

	Mk.	Sch.
Item fürs Erste 13½ Pf. rein Wachs à Pf. 1 Mk. 3 Sch. zu den Lichten	14	22
It. des Küsters Davids Frau die Lichte zu machen à Pf. 6 Schill.	2	9
It. dem Diener Andreas gegeben, für die Armen Brodt zu kaufen	6½	
It. den Predigern, Schullehrern und Küstern zusammen 8 Rthr. ist	52	
It. den Schülern gegeben 1 Schock und 40 Groschen zu 14 Mk. ist	23	9
It. den Weibern, so die Leiche bewacht haben, gegeben = =	1	
It. den Bierträgern gegeben =	5	
It. den Glockenläutern zu St. Petri gegeben = = = =	2	18
It. den Glockenläutern am Dom gegeben = = = =	2	
It. den Glockenläutern zu St. Jakob	2	
It. den beiden Weibern für Umbitten, jeder 2 Mk. ist = =	4	
It. Auf Befehl des Bürgermeisters Herrn Nikolaus Ecke holen lassen 5 Ellen roth Karteck, welches um den grossen Schauer gelegt worden, dafür = = = =	10	
Summa	125	4.

Wir lernen aus dieser Rechnung Manches von der damaligen Sitte, z. B.

1) Man bediente sich brennender Wachskerzen bei Begräbnissen; diese wurden vorgetragen, und zwar hatte man sogenannte Leuchterbäume mit dergleichen Wachslichtern besteckt, die von Frauenzimmern getragen wurden. Siehe neue nord. Miscell. St. 17.

2) Man vertheilte bei vornehmen Leichen Brodt unter die Armen.

3) Auch den Schülern, welche die Leiche begleiteten, wurde Geld ausgetheilt.

4) Die Leiche wurde von Weibern bewacht.

5) Die Bierträger trugen sie.

6) Man ließ die Begleiter durch Weiber zusammenbitten. Diese Weiber hießen Umloperſche, wie man aus dem 17. Stück der neuen nord. Miscell. S. 124. ff. siehet.

Auch lernen wir in Betreff der Münze folgendes:

Eine Mark Rigisch war schon so weit gefallen, daß $6\frac{1}{2}$ Mark einen Rthlr. betrugen. In andern Berechnungen dieser Zeit findet man den Rthlr. zu 6 Mark berechnet.

Eine Mark hatte 36 Schillinge.

Vierzehn Mark machten ein Schock oder 60 Groschen.

Die Kosten dieses Leichenbegängnisses betrugen nach unserm Gelde etwas über 20 und einen halben Rthlr.; aber diese Summe war für jene Zeiten sehr beträchtlich, wenn man auf die damaligen Preise der Lebensmittel siehet, davon ich nur einige beisetzen will:

Eine Tonne trocken (vermuthlich geräuchert) Fleisch kostete 20 Mark. Ein Loof Roggen 4 Mark. Eine Gans 1 Mark. Ein Liespfund Butter 7 Mark. Ein Loof Malz 3 Mark, und von diesen Preisen muß man sich vorstellen, daß sie nach dem Maaßstabe jener Zeit sehr hoch waren; denn die Stadt war durch das von der Krone Polen angelegte Blockhaus in Belägerungsstand gesetzt.

Die Uhren auf den Thürmen findet man in rigischen Nachrichten schon im 15ten Jahrhunderte, wie folgende Note anzeigt:

Ao. 1468.

"50 rinsche gulden sin 87½ Mark geuen peter Halffuisch vor enen nyen seyer to sunte peters Kerke tor Stadtbehoff."

Das ist: 50 rheinsche Gulden, deren Summe $87\frac{1}{2}$ Mark rigisch, gegeben an Peter Halbfisch für einen neuen Seiger zu St. Peterskirche zum Behuf der Stadt.

Also machte ein rheinscher Gulden damals $1\frac{3}{4}$ Mark rigisch. Es waren aber die rheinschen Gulden eine goldne Münze, die mehr als einen Thlr. an Werth hatten: die rigischen Marken waren also damals noch sehr schwer; aber sie fielen gegen das Ende des Jahrhunderts, denn 1492 gab man schon für einen rheinschen Gulden 2 Mark 4 Schilling.

Im Jahr 1591 waren 391 Schiffe in Riga, davon die ersten den 17. April, die letzten zwei den 13. November und 13. December angekommen; klarirt wurden 343 bis zum 4. Novemb. 4 luden einige Waaren aus und segelten dann weiter nach Pernau, eines ließ die Herzogin von Kurland mit Viktualien befrachten und schickte es nach Rostock, eines ladete Waaren hier aus, und gieng dann nach Reval, drei kamen mit Ballast von Lübeck, und segelten mit Ballast wieder ab, eines wurde von der Krone und Stadt konfiscirt, weil es im Vor-

TRÜ Raamatukogu

jahre Theer in Kurland eingenommen hatte; acht Schiffe blieben unklarirt und hielten hier Winterlager.

Einige Oerter von denen sie kamen, mit der alten Schreibart:

Lübeck, von da kamen die Meisten, nämlich acht mit Salz, zehn mit Ballast, 64 mit etwas Ballast, dabei sie Salz, Kramguth, Stangeneisen, Rötscher (Stockfische) Laaken, Glas, Kupfer, Heeringe, Pfeffer, Dachsteine, Obst- und Osemünde (feines Eisen) brachten.

Horn, daher kamen 15 mit Salz und Ballast.

Ambsterdam, 12 Schiffe, davon 3 Ballast, 3 blos Salz, 6 Salz, Laaken, Spezerei und Papier hatten.

Molkuern, (soll vielleicht das Dorf Molkweren in Friesland seyn) sieben mit Ballast, vier mit Salz, vier mit Salz, Laaken, Spezerei und Papier.

Staueren, (Staveren) zehn mit Ballast, sieben mit Salz, zwei mit Salz, englischen Laaken und Krammaaren.

Kopenhagen, sechs mit Salz, Heeringe, Laaken und Ballast.

Bremen, drei mit Rötscher, Heeringe, Laaken und Ballast.

Dantzigk, fünf mit Salz, Stangeneisen, schlechten Laaken und Glas.

Roterdam, zwei mit Ballast, Salz, Heeringe, Zucker und Safran.

Stockholm, zwei mit Ossemünde-Eisen, besonders Stangeneisen und Weitzen.

Hamborch, sieben mit Salz, zwei mit Salz und Heeringe, drei mit Salz, Blei, Laaken und Korken.

Flenßborch, zwei mit Ballast, fünf mit Salz, Heeringe und Laaken.

Grypswalde, 3 mit Ballast, eins mit Aepfeln und Laaken.

Stralsunde, sechs mit Laaken, Weitzen, Zipollen, Aepfeln und Birnen.

Broke, (vielleicht Brök) zwei mit Salz, Zucker und Pfeffer.

Grafft, (wahrscheinlich Groft in Kennemerland in der Provinz Holland) drei mit Ballast, drei mit Salz, Heeringe, Laaken, Papier und Specereien.

Stettin, vier mit Weitzen, Weitzenmehl, Laaken, Zipollen, Aepfeln und Eisen.

Ekelenforde, (in Schleswig) drei mit Ballast, Laaken, Heeringe und Speck.

Schelingwalt, (?) fünf mit Salz.

Finhusen, (?) vier mit Salz, vier mit Ballast, zwei mit Ballast, Laaken und Heeringe.

Sunderborch, Fünen, Parmeland, (?) jedes ein Schiff mit Heeringe.

Monnekedam, zwei mit Salz, eins mit Ballast.

Leck, (vermuthlich der Arm des Rheins dieses Namens) zwei mit Ballast, Specereien, Salz und Laaken.

Embden, zwei mit Ballast, sechs mit Salz, Heeringe, Laaken und Kramgut.

Flielandt, zwei mit Salz.

Alborch, zwölf mit Heeringe.

Grotbrock, eins mit Salz.

Schelingwaltt, fünf mit Salz.

Wiering, eins mit Salz, eins m. Ballast.

Landtsmer, (?) zwei mit Salz, eins mit Salz, Laaken, Feigen, Rosinen, Limonen und Zucker.

Enckhusen, sechs mit Ballast, fünf mit Salz, drei mit Salz, Heeringe, Laaken, Konfekt und Oliven.

Norkoping, eins mit Eisen und Osemünde.

Wismer, sieben mit Salz, Aepfel, Nüsse, Weitzen, Laaken und Heeringe.

Memelick, (Medenblick) sechs mit Ballast und Salz.

Eidam, zwei mit Ballast und Salz.

Apenrode, (Apenrade) zwei mit Ballast, Laaken und Mauersteine.

Henlop, (Hindelopen) eins mit Ballast, zwei mit Salz, Heeringe und Kramgut.

Rostock, sieben mit Salz, Laaken, Heeringe, Osemünde, Rötscher, Aepfel und Weitzen.

Aus Frankreich kam nur eins mit Ballast und etwas Glas.

Colberg, drei mit Laaken.

Kile, fünf mit Salz, Laaken und Ballast.

Norup, (?) fünf mit Salz, Heeringe und etwas Kramguth.

Niendam, (vielleicht Nieuwendamm) eins mit Salz.

Schotland, eins mit Ballast, zwei mit Salz, Heeringe und Laaken.

Sardam, eins mit Salz.

Harlingen, eins mit Salz, zwei mit Salz, engl. Laaken und Korken.

Rip, (Ripe) eins mit Salz.

Sunderdorp, (?) eins mit Ballast.

Parmenen, (?) eins mit Ballast.

Bergen, eins mit Salz.

Manches Schiff machte mehrere Reisen, z. B. Berendt Kellermann von Flensburg war dieses Jahr dreimal in Riga, nämlich den 14. Junii mit Salz, den 10. Aug. mit Laaken und Ballast, und den 18. Oktober mit Ballast. Cort Hauekost von Lübeck viermal, nämlich den 20. May, den 28. Jun. den 1. Septb. und den 13. Novbr. So finden sich mehrere, die zwei, drei, auch wohl vier Reisen machten.

Von Laaken kamen verschiedne Sorten hieher, die ich also benannt finde: englische, westphälische, göttingsche, rosicher (d. i. rostocker) pommersche, reppinsche, osenbrugsche, westwegische, ottingsche, brandenburgsche, stendalsche, görlitzer, meißner, amsfersche, malchinsche, zwifler ꝛc. ꝛc. Von Oesel kamen 3 Last Weitzen.

Ausgeführt wurde Asche von verschiedener Güte, Flachs, Hanf, ebenfalls verschiedene Sorten, Getreide, Peltzwerk, Leder, Leinsaat, Talch.

Etwas besonders scheint es zu seyn, daß aus Kopenhagen Kinderschue eingeführt wurden, an Werthe 55 Rthlr., der Zoll dafür war 6 Mark rigisch.

Brotze.

VIII.

Mitauer Johannis-Zeit.

Noch immer behauptet unter den mancherley Vergnügungen des Mitauer Johannis das Rigaer Theater, bei dem größeren Theile des Publikums, den ersten Platz. Sind gleich dieses Jahr wenig neue Stücke und Opern auf unsrer Bühne erschienen, so sahen wir doch Schiller's Don Karlos und Cherubini's Wasserträger mit erneutem Vergnügen. Beide Vorstellungen konnte man mit Recht etwas Vollendetes nennen. An diese reihen sich Kotzebue's Heinrich Reuß von Plauen, das niedliche Nachspiel die Beichte und die Organe des Gehirn's. Arresto's Produkte: die Soldaten und der Pendant dazu, der feindliche Sohn, fanden keine günstige Aufnahme. Es ist zwar Vieles und Mancherley darinnen angehäuft, als: Paraden-Aufzüge, Märsche, Scharmützel, Kanonaden, Soldatenlieder u. dgl., aber Haltung und andre poetische Schönheiten mangeln ihnen gänzlich. Das Donauweibchen, erster Theil, verfehlte auch hier seine Wirkung nicht und wurde dreimal bei immer vollem Hause gegeben. Lehmann oder der

Neustädter-Thurm, eine neue Oper mit Musik von D'Aleyrak, hat mehrere Schönheiten, kömmt aber Cherubini's Wasserträger nicht bey. Von alten Bekannten fanden besonders die Opern: Je Toller je besser und Rudolph von Crecky großen Beifall.

Einige Konzerte auf dem akademischen Hörsaale gewährten uns das Vergnügen, mehrere Musikdilettanten aus Riga, unter welchen der junge Herr von Weyrauch und der Graf Alexander Wielhoursky rühmlichst genannt zu werden verdienen, hören zu können. Das besuchteste und mit dem meisten Beifall beehrteste Konzert, war das des Königlichen Bayerschen Hofsängers aus München, Herrn Ellmenreich. Ein seltner Umfang von einer zur Hälfte Tenor- und Baßstimme, die vorzüglich durch Ausbildung und gleiche Haltung der obern, mittlern und tiefen Töne imponirt, reizt jeden Musikliebhaber zu einer nicht gewöhnlichen Erwartung: Und gewiß! Herr Ellmenreich hat diese Erwartung bei seinen Zuhörern vollkommen befriediget. Unter andern Arien sang er auch eine komische aus dem Intermezzo: der verliebte Schuster, die seinen vorausgegangenen Ruf als guter Komiker rechtfertigte.

Die Anwesenheit der ehemalichen Frau Herzogin von Kurland, die seit Cedirung dieser Provinz an Rußland größtentheils in Schlesien residirte und gegenwärtig auf einem Gute im Altenburgschen lebt, hat die Zahl der Johannisgäste um ein großes vermehrt. Um die Liebe zur ehemaligen Landesmutter zu beurkunden, ward sie im Schauspielhaus beym Eintritt in die Loge mit einem dreimaligen Hurah! bewillkommt, und Trompeten und Pauken schmetterten und wirbelten hinterdrein. Sie wird, wie man sagt, eine Reise nach St. Petersburg machen.

Die unangenehme, kalte und regnigte Witterung gestattete diesmal keinen erfreulichen Genuß im Offenbergschen Garten, wo gewöhnlich an dem ehemaligen Johannistage eine glänzende Masquerade gegeben wird. Indessen so weit es der kühle und feuchte Abend in einem Garten erlaubte, erlustigte man sich mit Tanzen und Promeniren bis nach Mitternacht.

IX.

Noch etwas über das Wort Coquet.

Im Märzheft dieses Archivs Seite 209 finde ich eine Rüge über meine im vorigen Hefte geäußerten Gedanken wegen des Wortes Coquet. Daß dieses Wort auch altes Gewürz bedeuten solle, habe ich, wenigstens in den Wörterbüchern, die ich zur Hand hatte, nicht finden können.

Uebrigens bin ich mit dem so bescheidenen Verfasser jener Berichtigung völlig einerley Meinung; denn er nimmt das Wort coquet so wie es im alltäglichen Leben verstanden und ausgeübt wird, und da bewahre der Himmel einen jeden für ein kokettes Weib! Ich hingegen habe mir den Sinn dieser Sache so gedacht, wie er seyn und ausgeübt werden sollte.

Ausartungen, Mißbräuche und unrichtiger Sprachgebrauch bringen gar oft die besten Dinge in üblen Ruf. So hört man z. B. häufig sagen, es ist ein stolzer, unausstehlicher Mensch! Da man doch richtiger sagen sollte, es ist ein hochmüthiger Mensch. Letzterer sucht seine Zufriedenheit in der Herabwürdigung seines Nächstens.

Der Stolze hingegen ist höflich, bescheiden, läßt andern Gerechtigkeit wiederfahren; aber dabei setzt er die Achtung gegen sich selbst nicht aus den Augen, und bewahrt sich dadurch für schlechte Handlungen. Eines ist Tugend, das Andere Untugend, und doch braucht man Stolz und Hochmuth im gemeinen Leben als gleichbedeutende Dinge.

Ich habe Damen gekannt, denen der geschäftige Neid nichts anhaben konnte, und die durch Anstand, strenge Sittlichkeit, Häuslichkeit, Ordnung, Reinlichkeit, Sanftmuth, vernünftige Nachgiebigkeit, Geschmack, und andere Tugenden und Kenntniße das Glück ihrer Männer und Familie ausmachten, und dadurch zugleich die Achtung und die Herzen anderer Leute eroberten. Diese sind das Bild, welches ich mir von einer Kokette gemacht habe. Nach diesen Begriffen wird der edle Verfasser jener Berichtigung seiner Seits wieder mit mir übereinstimmen, daß bei solchen koketten Weibern die Welt gar nicht schlimm daran seyn würde. Es kömmt immer darauf an, was man sich unter einer Sache denkt, was sie ursprünglich war und seyn sollte, und was sie durch Ausartung und Mißdeutung geworden ist. A. M.

X.

Vermischte Nachrichten aus Mitau.

Wir haben hier am 21. Juny im Theater des Herrn Meyrer einen sehr angenehmen Genuß gehabt. Herr Ellmenreich, der, wie es heißt, auf einer Reise nach St. Petersburg und Moskau begriffen ist, gab uns in den Frühstunden eines seiner Intermezzen, den Kapellmeister, wodurch er sich in London und Paris, und erst noch neuerlich in Wien, den Ruf eines braven Komikers und kunstgerechten Sängers mit vollem Rechte erworben hat. Er spielte den Kapellmeister mit so vieler Natur und Wahrheit, gab die komischen Einfälle mit so wenig Uebertreibung und doch mit so vieler Laune, daß ihm der lauteste Beifall zu Theil ward.

Vor dem Intermezzo sang Herr Ellmenreich eine italienische Baßaria, nebst einer deutschen Romanze, die Schiffahrt, mit einem doppelten Echo und Begleitung der Guitarre. Einige Kleinigkeiten abgerechnet, als den herabsteigenden Triller, und noch dazu auf der Sylbe J, erhielt Ausführung und Ge-

sang gebührenden Beifall. Uebrigens nimmt Herr Ellmenreich die aufrichtigste Bewunderung jedes ächten Kunstfreundes und zugleich die allgemeine Achtung des hiesigen Publikums mit sich.

Ein kleines Gedicht, welches der liebenswürdige Herausgeber der Kuronia, Herr v. Schlippenbach, in dem Augenblick, als die Frau Herzogin von Kurland in den Garten des wirklichen Etatsraths von Offenberg trat, mit einer Bleifeder niederschrieb, verdient der momentanen sinnreichen Erfindung wegen bekannter zu seyn. Hier ist es.

Die grünen Laubengänge
Umwallt ein Flammenkranz,
Es wogt der Wand'rer Menge
In dem verklärten Glanz.

Des Tempels Säulen glühen,
Von Strahlen überdeckt,
Und Nacht und Schatten fliehen,
Zur Ferne hingeschreckt.

Durch Silberpappeln bebet
Sanft, wie sich Phantasie
Im leichten Fluge hebet,
Entfernte Harmonie.

Weh'n Geister durch die Bäume?
Entglüh'n im Strom' der Zeit

Hier spielend süße Träume
Aus der Vergangenheit?

Schuf diesen Zaubergarten
Ein Wink der Gottheit nur,
Ein Wesen zu erwarten
Aetherischer Natur?

Ha! dort in der Wandrer Mitte,
Mit der Grazien Gewalt,
Mit geflugelt leichtem Schritte,
Nahet eine Lichtgestalt. —
Aus den Flammen, die hier wogen,
Aus dem Gluthumspühlten Thor,
Von der Anmuth sanft umflogen,
Wallt Sie frei und leicht hervor.
Kennen Dich des Landes Söhne,
Schöner, holder Genius?
Hallen Dir die Jubeltöne,
Deutet Dich der frohe Gruß?
Nicht von Deinem Fürstenthrone
Borgtest Du den eitlen Glanz,
Strahlend in der Herrscherkrone,
Strahlend in dem Lorbeerkranz. —
Einst die Landesmutter, lieben
Wir die Landestochter, Dich.
Liebe ist Dir ja geblieben,
Sie, die nimmer von uns wich.

Endlich belustigte auch ein Herr Wammbach und Kompagnie mit Luft- und Bocksprüngen, sowohl auf dem Schlappseil als dem

Tremplin, einen großen Theil unsers Publikums. Sonst gab es diesen Johannis wenig zu schauen. Weder der kunstmäßig abgerichtete Steineſel und dessen Associé, ein Hahn, die uns im verfloßnen Winter beluſtigten, noch irgend ein anderes vierbeiniges Thier haben diesmal die Trommel gerührt. Nur ein gewisses hochberühmtes Männchen, das monatlich Ein- oder ein Paarmal im Freimüthigen die große Heerpaucke ſchlägt, rührte die literariſche Trommel und kündigte in den Mitauſchen Zeitungen eine Wiederbeleuchtung einer angeblichen Beleuchtung (aber nicht im Offenbergſchen Garten) an. Weiß der Himmel wie es kam; hat irgend eine gewichtvolle Hand den Finger erhoben, oder hat vielleicht eine lichtvollere Erleuchtung in die Zukunft die Wiederbeleuchtung der angeblichen Beleuchtung verdunkelt: genug, der Verkauf dieſer Schrift ward von dem Erleuchteten ſelbſt unterſagt, und das Publikum mußte den Genuß dieſer ſeltenen Arbeit entbehren.

XI.

Verschiedene Nachrichten.

Im Monat Februar 1806. wurden zu Moskwa in den Kirchen folgende Bücher unentgeldlich unter das Volk ausgetheilt. 1) Краткое Наставленіе о лѣченій болѣзней простыми средствами, и пр. (d. i. kurzer Unterricht von Heilung der Krankheiten durch einfache Mittel u. s. w.) 2) Способъ избавишься совершенно отъ оспинной заразы, посредствомъ все общаго прививанія коровей оспы. (d. i. Hülfsmittel sich vollkommen von der Pocken-Seuche zu befreien, mittelst einer allgemeinen Einimpfung der Kuh-Pocken.)

Diese Bücher sind in der Synodal-Typographie 1805 zu Moskwa gedruckt. Die Verfasser derselben sind zwei Mitglieder des Kaiserlich-medizinischen Collegiums, Namens Kamenatzky und Sapalowitsch.

Das erste Büchelchen ist in zwei Theile getheilt: der erste Theil erzählt besonders die innerlichen Krankheiten, als Fieber, hitzige

Krankheiten, Coliken, Pleureſien u. ſ. w.; ferner die weiblichen und Kinder-Krankheiten, auch wie man ſich dabei verhalten ſoll und welche Mittel dabei anzuwenden ſind. Der zweite Theil enthält vorzüglich die äußerlichen Krankheiten und Mittel gegen dieſelben.

Das zweite Büchelchen liefert unter andern intereſſante Abhandlungen von Kuhpoken. Es iſt beſonders eine Arbeit der medizinisch-philantropiſchen Kommitee zu St. Petersburg.

Se. Excellence, der Staatsrath und Ritter Paul v. Demidow fährt unermüdet fort Univerſitäten und Schulen auf die ausgezeichneteſte Art zu beſchenken. Die neueſten Beweiſe davon ſind wieder folgende: Der von ihm geſtifteten Schule höherer Wiſſenſchaften oder dem Athenäum zu Jaroslaw überſchickte er als ein Geſchenk vor kurzem 20,000 Rubel, um das Schulgebäude nicht allein zu verſchönern, ſondern auch zu vergrößern und geräumiger zu machen. Der Bau hat auch bereits ſchon ſeinen Anfang genommen, und wird ohne Zweifel noch in die-

sem Jahre beendigt werden. Dieser Tempel des Unterrichts, schon an und vor sich ein großer Pallast, wird alsdann eins der geschmackvollsten Gebäude der Stadt Jaroslaw seyn.

Ferner um das so kostbare Münzkabinet, das dieser Liebhaber der Wissenschaften vor einigen Jahren der Universität zu Moskau, als ein ewiges Geschenk übermacht hat — noch vollkommener zu machen: so hat er vor einigen Monaten noch ein Supplement von einigen tausend äußerst seltenen Münzen hinzugefügt. Sie bestehen aus Gold, Silber, Kupfer, Zinn und Bley. Dies Medaillen- und Münzkabinet ist nun unstreitig ein äußerst seltener Schatz in Hinsicht der Numismatik, besonders aber was die schwedischen Münzen und Medaillen anbetrifft. Denn da fehlt gewiß auch nicht eine einzige schwedische Münze von ihrer Entstehung an bis auf die jetzigen Zeiten. Außerdem aber befinden sich auch in diesem Kabinette die verschiedenen Münzen fast aller europäischen Reiche.

Fr. S. . .

XII.

Wiederholte Erklärung.

Schon mehreremale habe ich es in diesen Blättern bekannt gemacht, daß Aufsätze, ohne Namensunterschrift oder von unbekannten Personen, nicht in diesem Archiv aufgenommen werden können. Demungeachtet erhalte ich von Zeit zu Zeit anonyme Briefe, die mir ihres grotesken Inhalts wegen, schon um deshalb verdächtig seyn müssen, weil sich der Einsender selbst schämt seinen Namen darunter zu setzen. So hat mich vor kurzem ein angeblicher Consulent beim Justizkollegium in St. Petersburg mit einem Pasquill beehrt, das ungeachtet seiner wässerigen Konsistenz boshaft genug war, mehrere Personen zu beleidigen. Ich warte nur auf den Aufschluß des Namens, um denselben, wie er es verdient, der öffentlichen Verachtung Preis zu geben.

Kaffka.

XIII.

Anekdoten.

Ein Paketboot, das voriges Jahr von Cuxhafen nach England ging, gerieth auf der Fahrt in einem so heftigen Sturm, daß es einen Leck bekam, und jedermann in der äußersten Gefahr war, sein Leben im Wasser zu enden. Man pumpte und arbeitete so viel man konnte; nichts half. Auf einmal aber drang gar kein Wasser mehr ein, und man fand, daß der Leck wieder zugestoft war. Alles schrie: Wunder! Wunder! So gelangte das Boot glücklich in den Hafen, wo man die Wunde des Schiffs erst füglich untersuchen und ihre Heilung bewirken konnte. Als man zusah, fand man einen Fisch in der Ritze stecken, den der gewaltige Sturm in das Loch getrieben und es damit zugekeilt hatte. Alle wären umgekommen, hätte sich dieser sonderbare Zufall nicht ereignet.

Unter Friedrich dem Großen befand sich ein Major der Leibgarde des Königs mit seiner etwas jungen Frau in Potsdam bei einem großen Souper. Einer aus der Gesell-

schaft brachte Spitzbubengeschichten aufs Tapet. Ja, sagte der Major, das Laster der Spitzbüberei greift jetzt mehr um sich, als man wohl glauben sollte, und man hat Beispiele, daß junge Leute aus den besten Häusern sich davon hinreißen lassen. Die Majorin will ihren Mann bei diesen Worten gern zum Stillschweigen bringen; aber jemand aus der Gesellschaft dringt in den Mann fortzufahren. Dieser läßt sich nicht lange bitten und beginnt seine Erzählung, wie folgt:

Die erste Zeit unsers Ehestandes hatte ich und meine Frau zwei abgesonderte Schlafzimmer. Eines Abends, da sich meine Frau früher zu Bette gelegt hatte als ich, fiel es mir noch ein, ihr eine gute Nacht zu wünschen. Wie ich bei ihrer Kleiderkammer vorbeigehe, höre ich ein Geräusch, trete näher, beleuchte alles, und erblicke jemanden, der sich unter das Brautkleid meiner Frau verbirgt, hebe es auf, und sehe den schönsten jungen Mann, der sich furchtsam in dem Winkel kauerte. "Wie kommen Sie hieher" — fragte ich heftig — "was wollen Sie?" — Entschuldigen Sie mich, Herr Major, antwortete mir der junge Mann mit zitternder Stimme, ich schäme mich Ihnen zu gestehen, daß ich Willens war, Ihnen ein Kleinod zu

entwenden, um das Sie sich nicht sorgfältig genug bekümmern. — "Sie sind mir ein feiner Zeisig! Schämen Sie sich nicht, solches Handwerk zu treiben? Sie verdienten, daß ich Sie auf der Stelle arretiren ließe." — Seine Jugend machte Eindruck auf mich, ich gab ihm noch eine gute Vermahnung und ließ ihn laufen. Sie können sich vorstellen, daß meine Frau vor Schrecken mehr todt als lebendig war. Einige Zeit nachher ward ich nach Sanssouci zum Könige beordert, öffne die Saalthür, und sehe — sehe — meinen Spitzbuben in Lebensgröße mitten im Zimmer. "Wie kömmt der Spitzbube hieher?" fragte ich hastig den Kammerhusaren. "Wie, Herr Major? erwiederte stutzend dieser: Es ist ja der Leibpage des Königs, Herr von S—tz." — Was? schrie ich so laut, daß es fast bis in das Kabinet des Königs drang; der Page ist ein Spitzbube, und es hat bei mir gestanden, ob ich ihn wollte hängen lassen.

Man kann leicht denken, daß diese Anekdote die Gesellschaft auf Kosten des Erzählers nicht wenig belustigte, besonders da der Major das Abendtheuer selbst erzählen mußte, um die Lacher auf seine Seite zu haben.

Nordisches Archiv.

Monat August 1806.

I.

Fragment aus: Caspar von Coligny.

(Ein Trauerspiel, welches, wenn diese Probe nicht mißfällt, bald im Drucke erscheinen dürfte.)

Erster Aufzug. Achter Auftritt.

Ein Zimmer im Louvre zu Paris.

Luise von Coligny, (des Admirals von Coligny Tochter und Dame bei der Königin Katharina von Medicis, Karl IX. Mutter) tritt schnell ein. Ein Page, der ihr folgt.

Luise.

In diesem Zimmer, sagte er?

Page.

Ja, Fräulein!

Luise.

Und — wen ich hier erwarten sollte, hat
Der Admiral dir das nicht auch vertraut?

Page.

Das nicht. Ein fremder Herr stand ihm zur Seite,
Den ich bei Hofe nie gesehn.

Luise.

So geh,
Und meld ihm, daß ich dem Befehl gefolgt.
Geh schnell!

(Page ab.)

Er kommt! — er ist's! was zweifl' ich noch?
Es ist mein Teligny. — — Dank dir, mein Vater!
Du hattest mich verstanden; deine Liebe
War's, die mir diesen Augenblick bereitet.
Durch diese Thüre wird er kommen, — ach!
Ich sehe sie geöffnet schon, — da tritt
Er ein — jetzt eilt er mir entgegen — komm!
O komme schnell! — nein bleib! — nein warte noch!
Es ist so schön, so süß, dich zu erwarten,
Ich möchte ewig so dich kommen sehn.
Wo weilt er auch? — wie? hält in jenen Sälen

Des Festes Glanz den Zögernden zurück? *)
Unmöglich! nein, für diesen eitlen Schimmer
Fühlt er zu groß; er kennt ein höhres Glück.
In jenen Sälen weilt die Freude nimmer;
Ein seltner Gast kehrt sie verstohlen ein, —
In diesen stillen Wänden harrt sie sein.

Da ich ihn heute in der Zahl der Ritter,
Die dieses Fest gelockt, erscheinen sah,
Wie fühlte freudig sich mein Herz beklommen,
Wie pochten froher alle Pulse da!
Die Ritter alle schienen ihm zu dienen,
Er stand ein Held, ein Halbgott zwischen ihnen.
Bewundernd staunte ihn die Menge an,
Die Säle schmückten sich für sein Erscheinen,
Bey seinem Eintritt erst das Fest begann!
Die Grazien sammelten sich um den Einen
Und ihre Kränze grünten diesem Mann,
Dem vielgeliebten Manne nur, dem meinen.
Wie neben ihm mir alles tod erschien!
Nichts fühlt ich sonst, mein Auge sah nur ihn.

*) Das Vermählungsfest des jungen Königs von Navarra mit Margarethe von Valois, Schwester Karl IX.

Und wie um mich auf allen jungen Wangen
Ein lüstern freudiges Erröthen trat!
Wie jeder Blick mit schüchternem Verlangen
Um einen Blick der schönen Augen bat,
Und von geheimer Zärtlichkeit befangen,
Ihm jeder Busen schon Gelübde that!
Vergebens strebten sie ihm zu gefallen, —
Er sah nur mich, die glücklichste von allen! —
Das war sein Tritt, ich fühle seine Nähe,
Es kommt! er ist's! — jetzt halte dich mein Herz.

Neunter Auftritt.

(Luise. Karl von Teligny. Ein Page öffnet ihm die Thüre, entfernt sich aber gleich wieder.)

Teligny.

Luise!

Luise.

Teligny!

Teligny. Im Begriff sie zu umarmen, stürzt er zu ihren Füßen.) Vergieb, Luise!
Dem Uebermaaß der Freude. Allgewaltig
Reißt sie in süßem Taumel mich dahin.
Und ich vergaß, daß du die edle Tochter
Des größten Mannes bist, der knieend nur
Die innigste Bewundrung huldgen darf.

Luise.

O nicht so feyerlich! Dein Auge, Karl,
Ist redlicher, als deine Worte scheinen.
In ihm spricht jede Saite deines Herzens
Dem meinigen harmonisch an und zaubert
Mir ungebleicht die heitern Bilder alle
Der abgeschiednen Zeit vor das Gemüth.
Ein Mißlaut, wenn er gleich die Seele nicht
Berührt, ist jener abgemeßne Ton
In diesem schönen Einklang der Gefühle.

Teligny.

So hat mein Herz mich hoffend nicht getäuscht!
Es sind die Rosen nicht auf deinen Wangen
Allein, die ihre Anmuth mir entfaltend,
In unveränderlicher Schöne blühen,
Den höhern Liebreitz deines milden Herzens
Find ich in jener zarten Hülle wieder.

Luise.

Ach Karl! das ist der erste Augenblick,
In dem ich ganz mich wieder glücklich fühle.
Nein, sag es nicht, daß meine Wangen blühen,
Die Sorge hat, der Kummer sie gebleicht.
Du staunst? —

Teligny.

Der Kummer? — welch ein feindliches

Gestirn vermöchte diesen reinen Himmel
Zu trüben? — sprich!

Luise.

Gezählt sind die Minuten.
Ich habe viel, sehr viel dir zu vertraun.

Teligny.

So zögre nicht; in meiner Brust ist Raum
Für deine Freuden, wie für deinen Kummer.

Luise.

Ein trüber Geist belastet meinen Busen
Seit Monden schon und schreckt in düstern Bildern
Mich auf aus meinem Schlaf. O Teligny!
Ich wußte meinen Vater in Gefahr,
Des Streites Wuth, dem Tode Preiß gegeben
Und zitterte nicht für des Theuren Leben.
Vertrauend blickt ich auf zu seinem Muth,
Sein Glaube schien auch mich empor zu heben.
Und nun ich jene blut'gen Schrecken alle
Von ihm genommen sehe, bebt mein Herz,
Wenn seine treuen Arme mich umschließen;
Ein kalter Schauer faßt gewaltig mich,
Mit Thränen füllt mein Auge plötzlich sich,
Doch nicht die Freude — Wehmuth macht sie fließen.

Teligny.

Das ist die treue Sorge deines Herzens,
Das an des Lebens Stürme schon gewöhnt,
Dem schnellen Glück nicht zu Vertrauen wagt.
Die Größe nicht der Uebel, die uns schrecken,
Die Furcht vor ihnen nur macht unser Unglück;
Doch, wenn zu hoffen ihm nicht mehr vergönnt,
So hört der Mensch auch kühn zu fürchten auf.
Es steigt der Muth, sobald in seinem Preise
Das Leben fällt.
Da tritt der Mensch aus seinem engen Kreise
Und stellt sich höhnend gegen eine Welt.
Doch mit dem ersten Hoffnungsstrahle, der
Die Lebenslust erneuend, freundlich sich
In seinen Busen senkt, tritt auch die Sorge
In ihre alten Rechte wieder ein,
Denn keine Freude blüht hienieden rein.

Luise.

Ach! schmerzlich hab ich das erfahren, da
Der Tod die fromme Königin Johanna, *)

*) Die Königin Johanna von Navarra, des jungen Königs von Navarra Mutter, die vor einigen Monaten gestorben.

Die zweyte Mutter mir geraubt.

Teligny.

Wohl war
Sie eine seltne Frau!

Luise.

Sie starb sehr schön.
So wünscht ich einst zu sterben. Teligny!
O wenn es wahr ist, was man heimlich sich
Nach ihrem Tode zugeflüstert. —

Teligny.

Was!

Luise.

Wenn sie vergiftet ward. —

Teligny.

Welch düstrer Argwohn!

Luise.

Nur zu gerecht.

Teligny.

Unmöglich! und wer hätte
Den Frevel zu begehen, wohl gewagt?

Luise.

Der Arglist eines ränkesücht'gen Weibes
Ist nichts zu heilig; ihrer eignen Würde
Des eigenen Geschlechts nicht achtend, opfert sie
In sträflicher Verwöhnung ihres Herzens
Sich selbst und ihre Weiblichkeit.

Teligny.

Entsetzlich;

So wäre Katharina —

Luise.

Wenn die Zeichen,

Die der Entseelten schnellen Tod begleitet,

Nicht trüglich waren —

Teligny.

Großer Gott! was hätten

Bei diesem Frieden wir dann wohl gewonnen? *)

Luise.

Das ist die Angst, die tödtlich mich befällt,

Wenn ich dem Vater in das Auge blicke.

Er schilt mich schwach, — o bin ichs denn allein,

Die ahndend sich mit düstern Bildern quält?

Hat in geheimen Briefen man ihn nicht

Gewarnt, zu dem Vermählungs-Fest zu kommen?

Warf nicht zu Chatillon **) ein schlechtes Weib

*) Der Friede, den Karl IX. 2 Jahre vorher mit der reformirten Parthey im Lande geschlossen, deren Anführer lange Zeit der Admiral von Coligny gewesen.

**) Das Schloß des Admirals in Bourgogne, wo er sich nach dem Frieden lange aufgehalten.

Sich flehend ihm zu Füßen, ihn beschwörend,
Die Gattin nicht, die Kinder zu verlassen? —
(Ein Diener hat es sorgend mir vertraut;)
Im Traum sei der Erlöser ihr erschienen,
Der, ihren Herrn zu warnen, sie gewürdigt. —
Wie? — wars nicht so? — du schweigst? — gesteh es nur!

Teligny.

Das Weib schien eine Rasende zu seyn.

Luise.

Seys immerhin! — Das Herz ist mir gebrochen,
Du mußt den Vater retten. Teligny!
Dir wird er glauben, — fort, o fort von hier!
Verpestet ist die Luft in diesen Mauern,
In jedem Winkel lauert das Verbrechen. —
Du kennst den Hof noch nicht, du Glücklicher!
O lern ihn niemals kennen, theurer Mann!
Du würdest mein Geschlecht verachten müssen,
Drum eilends fort! — Denn, — wiß es nur! — auch mir,
Auch deiner Liebe droht Gefahr. —

Teligny.

Luise!

Luise. (Mit gesenktem Haupt.)

Seit Monden schon verfolgt der König mich

Mit seiner Gunst. — — Er fürchtet meinen Vater
Und den zu täuschen, ward ein Plan ersonnen.
Du kennst den Grafen Noue, der Herzogin
Von Nevers, Frankreichs erster Buhlerin
Erklärten Günstling, — ein verhaßter Mensch!
In seinem Namen wirbt der König selbst
Um meine Hand; — mit Ehrenstellen hat man,
Mit reichen Gütern, Schlössern ihn beliehn,
Um meinen Vater zu der Wahl zu stimmen
Und sichrer so dem König mich zu liefern.

Teligny.

Entsetzen! —

Luise.

Nur die Liebe kann mich retten.
Die deine nur. — O! wenn es wahr ist, Karl!
Daß du mich liebst — ? —

Teligny.

Luise! hab ich Worte?
Ich dich nicht lieben? — Großer Gott! in dir
Nur lebe ich — und keine Macht auf Erden
Soll, Engel! dich von meinem Herzen reißen.
Mein bist du, mein! — (erschrocken) — Doch wird dein Vater — ? Gott!

Luise.

Mit offnen Armen wird er dich empfangen,
Zu lange schon verbargst du ihm dein Herz.

Teligny.

Oft schwebte, mühsam nur zurückgehalten,
Auf meiner Lippe das Geständniß schon.
Da blickt' ich auf zu seinem hohen Werth
Und, mich verweisend, sagte mir mein Herz,
Daß ich, sein Sohn zu seyn, noch nicht verdiene.
Ein Herzogthum wiegt diese Hand nicht auf;
Nichts bring' ich dir, des größten Mannes Tochter!
Als nur die Liebe, — bin ich deiner würdig?

Luise.

Ach! alles bringst du mir, du bringst die Liebe,
Dir giebt dein Herz, das zärtliche, den Werth.

Teligny.

Des mißgelaunten Glückes Schuld zu tilgen,
Hofft ich dich einst durch Thaten zu verdienen.

Luise.

Der schon vollbrachten also denkst du nicht?
Soll ich dich mahnen an die Schreckensnacht
Zu Chatillon, die meiner ersten Mutter
Das Leben hat gekostet, da du, kühn
Den Tod verachtend, mich aus meiner Kammer,

Die halb Entseelte, mitten durch die Flammen
Des brechenden Gebälkes trugst? O Karl!
Erwachend fühlt' ich mich in deinen Armen,
Mein Herz begann an deinem zu erwarmen,
Ich blickte auf — und jetzt zum Erstenmahl
Berührte mich der Liebe mächt'ger Strahl.

Teligny.

Luise! — wie vermöcht' ich's ohne dich
Zu leben? — ehe noch der Morgen kehrt,
Entdeck' ich mich dem Vater.

Luise.

Thue das!
Dann werfen beyde wir uns ihm zu Füßen,
Ihn heiß beschwörend, daß er länger nicht
Sein theures Leben wage. Eilends fliehen
Wir dann mit ihm aus diesen düstern Hallen
Hin zu den Landbewohnern Chatillons,
In jene traulichen Gefilde, wo
Die Liebe noch, die reine Sitte wohnt.

Teligny.

Doch wenn die Arglist, die dich zitternd macht,
Das heilge Recht des Eigenthums verhöhnend,
In seine Mitte den Verrath zu mischen
Sich selbst erdreistete?

Luise.

Wird's irgendwo,
Gleichviel, wie fern! an friedlichern Gestaden

Doch wohl ein Plätzchen geben, still und heimlich,
Wo sich die Unschuld sicher bergen darf.

Teligny.

Solch Plätzchen ward, Luise, mir zu Theil.
In einem Thal, wo die Sewennen sich
Erheben, liegt von Ulmen kühl beschattet,
Am Fuß des wolkentragenden Lozerre
Ein altes Schloß, der Wohnsitz meiner Ahnen.
Der farb'ge Schimmer seiner hohen Fenster
Bricht an den Wellen sich der sanften Allier,
Die, über nachbarliche Felsen sprudelnd,
Das Thal in schönen Krümmungen umwindet.
Auf seinen Zinnen baut der Storch sein Nest,
Denn einsam steht dieß Schloß seit vielen Jahren.
Da scheucht kein Jäger das geschreckte Reh
Vom Lager auf, — da ist es still und heimlich!
Und nur zuweilen, wenn von Süden her
Der Wind balsamisch junge Blüthen treibt,
Weht einzeln dann und dumpf ein Glockenton
Vom fernen Klosterthurme mit herüber.

Luise.

Geschaffen ist dieß Plätzchen für die Liebe!
Dahin, o mein Geliebter! laß uns fliehn.

(Ein Page tritt ein.)

Teligny.

Wer kömmt?

Page.

Man sucht Sie, Fräulein!

Luise.

Wer?

Page.

Ihr Vater
Schickt eilends mich hierher; die Königin —

Luise.

Ich komme gleich! — (Page ab.) — So lebe wohl, mein Karl!
Und denke dieser ernsten Stunde!

Teligny.

Ewig!
Laß jede Sorge, jeden Kummer schwinden!
Der nächste Morgen wird uns froher finden.

Luise.

Leb wohl! —

Teligny.

Leb wohl! o herber Zwang! du gehst,
Von hundert Damen seh ich dich umgeben,
Unwiderstehlich zieht dein Blick mich an; —
Laut möcht' ich deinen süßen Namen nennen,
Daß du mich liebst, gern aller Welt bekennen, —

Umsonst! umsonst! — des Herzens Trieb bekämpfend,
Darf ich dir stumm nur in das Auge sehn.

Luise.

O sorge nicht! ich werde dich verstehn.
Wenn deine Lippen mir gleich schweigen müssen, —
Den Blick wird Liebe doch zu deuten wissen.

(Beyde ab.)

II.

Ansicht von London an einem Sonntage. Wanderung in die Theegärten.

In großen Handelsstädten bleiben an Wochentagen manche Gegenstände unbemerkt, die des Sonntags auffallen. Die Woche hindurch ist alles in so unabläßiger Bewegung, daß man vom Strome fortgerissen wird und nur das Menschengewühl wahrzunehmen Zeit hat. Wenn dieses schon in andern Handelsörtern der Fall ist, wie viel mehr in London! Je mehr Reisende herkommen, desto öfter hören wir, daß sie nirgends in Europa eine solche

Regsamkeit gesehen haben. Nein, es ist nicht Vergrößerungssucht, wenn man sagt, daß alles, was das feste Land dieser Art darbietet, Spielerei gegen London ist. Man übergehe alles andre, man lasse den in seiner Art einzigen Hafen außer Rechnung, und bedenke nur die unermeßliche Menge von Fuhrwerken und Reutern, die London von allen Seiten durchkreuzen und zu hundert Eingängen (denn Thore giebt es nicht) hereinkommen! Sodann wird das Auge in den meisten Straßen von den Kaufläden angezogen, von deren Reichthum, Mannigfaltigkeit und Pracht sich niemand einen Begriff machen kann, der nicht in England gewesen ist. Aber diese sind des Sonntags geschlossen und das Fahren und Reuten ist sehr vermindert: man sieht nun London als Stadt, als ein Ganzes, das aus Häusern besteht. Sollte dem Leser dieser Eingang nicht schon unangenehm seyn, so erbitten wir uns seine geneigte Begleitung durch etliche Straßen dieser Hauptstadt an einem Sonntage im May nach einem Theegarten.

Es ist kaum glaublich, wie schnell sich die Straßen in London verändern und verschönern. Hier die große vor uns ist seit drei Jahren ganz modernisirt worden; es sind neue

Läden eröffnet, man hat die Häuser erhöht und viele ganz neu aufgebaut. Der Luxus reißt alles mit sich fort. Was für eine Verschwendung von Gold auf den, jetzt so groß gewordenen Inschriften der Gewölbe! wie viele Läden haben, statt der ehemaligen Zeichen, einen Löwen, ein Lamm, eine Ananas, eine Büste, ein königliches Wappen, einen Luftballon, alle stark vergoldet! So war es nicht vor etlichen Jahren. Was die vielen neuen Häuser anlangt, diese sind wohl mehr eine Geburt der Nothwendigkeit, weil, wie der biedre, zu früh verblichne Küttner bemerkt hat, die Dauer der englischen Häuser gleichsam auf den Tag berechnet wird.

Heute bemerken wir auch die Kinder mehr, als an einem Wochentage. Woher kommen die fast durchgängig blühenden Gesichter und die vom Gedeihen strotzenden Körper der Kinder in einer so verderbten Hauptstadt? was für verkümmerten Säuglingen, bleichen Knaben und Mädchen, frühen Krüppeln, Milch- und Wassergesichtchen begegnet man nicht in Paris, Berlin, Neapel und überhaupt in allen großen Städten! Die Ursachen dieser Erscheinung sind bekannt. Das Frauenzimmer in England schont sich mehr während der

Schwangerschaft, der Tanzteufel hat hier keine so unüberlegte Anbeter wie auf dem festen Lande, und die Schnürbrüste sind bekanntlich auch hier zu Lande zu unschädlichen Leibchen geworden. Noch mehr Einfluß hat die herrliche Nahrung. Was für einen unerschöpflichen Vorrath gesunder Milch hat hier die Mutter dem Säuglinge anzubieten! Endlich setzt man die Kinder mehr dem abwechselnden und abhärtenden Klima aus, als bei uns.

Auf den Gassen finden wir hier und da Weiber, meist Irländerinnen, mit Obst und allerlei Näschereien sitzen. Ihre Kunden sind der geputzte Pöbel und die Niedrigsten aus der Mittelklasse. Aber auch diese Näschereien sind charakteristisch; es sind mehrentheils ausländische Früchte, Orangen, Kastanien, vom Seewasser verderbte Rosinen, Mandeln, Feigen ꝛc. Man ist hier in einem Lande, wo mit jedem Winde auch die Delikatessen der verschiedenen Weltgegenden ankommen.

Von der guten Kleidung, von der besondern Reinlichkeit und Nettigkeit aller Stände ist zu oft auch in mehreren Zeitschriften die Rede gewesen, als daß wir darüber etwas mehr zu sagen hätten. Aber wir bemerken in dieser

mannigfaltigen Kleidung etwas, das schlechterdings in Europa kein Publikum aufweisen kann. Man sieht hier von Kopf bis zum Fuß und in den Taschen nichts als englische Produkte, nicht etwa blos, weil die Ausländischen verboten, sondern weil diese durch die Bank (das feine französische Tuch ausgenommen) schlechter sind.

Unser Weg führt uns durch den Hydepark. Um nicht hundertmal wiederholte Dinge zu sagen, bemerken wir bloß die außerordentlich große Anzahl von Staatswagen. Wer widerlegt uns, wenn wir behaupten, daß man vergebens die glänzendsten Residenzen in Europa durchgehen würde, ehe man so viele, so niedliche, so prachtvolle, so mannigfaltige Wagen auf einem Spaziergange sieht? Wir setzen getrost nicht ohne eigne Erfahrung hinzu, daß man vergebens in andern europäischen Hauptstädten auf einem öffentlichen Spatziergange so viele weibliche Schönheiten suchen würde. Die Wagen sind hier so aneinander gereihet, daß man an den Oertern, wo ein Quergang ist, nicht hinüber kann. Kaum fällt uns etwas so sehr auf, als die Mode, daß die Herren selbst den Kutscher machen. Da sieht man Phaetons und andere Fuhrwerke, wo der Herr auf dem

Bocke neben einem Bedienten sitzt und die Zügel selbst führt. Auch begegnen wir Frauenzimmern, die selbst fahren. Doch sehen wir noch mehr reitende Frauen unter der großen Menge von Rittern.

Wir treten nun in die Londner Vorstädte. Man thut da keinen Schritt, ohne Beweise von dem Wohlstande der Einwohner zu sehen. Die Häuser liegen hier sehr zerstreut, sind aber alle niedlich, und die Gärten mit unglaublicher Sorgfalt angebaut, denn diese Gärten liefern das feinste Gemüse nach London. Eine entferntere Vorstadt, Brompton, empfiehlt sich durch eine Regelmäßigkeit und Schönheit, welche zeigen, daß reiche Leute hier wohnen. In der That schickt man hieher Schwächlinge, welche gute Luft brauchen; denn die vielen umliegenden Gärten machen die Luft angenehm und erfüllen sie mit heilsamen Gewächsdüften: auch ist hier wenig Durchfuhr. Von hier aus kommt man in die Nurseries oder die Gründe, wo Baumschulen von Frucht- und wilden Bäumen angelegt sind. Diese durchschneiden kleine Häuserreihen und Theegärten.

Die Theegärten in dieser Gegend und um ganz London sind ungemein mannigfaltig; aber

keiner wird von den höhern Ständen besucht. Wie sehr unterscheidet sich ein solcher Theegarten von den Gärten, Dörfern und Wirthshäusern, die man des Sonntags auf dem festen Lande besucht! Dort lebt alles, man hört Musik, man tanzt, man ist heiter; aber in den englischen Theegärten ist es des Sonntags äußerst todt. Man trinkt Thee oder Bier, mitunter auch Kaffee, oder Rum und Brandtwein mit Waßer vermischt. An Billard, Kegelspiel oder Karten ist hier des Sonntags auch nicht zu denken. Nur in den allergemeinsten Theegärten wird Tobak geraucht. Der Abstich gegen die Sitten des festen Landes ist hierin außerordentlich groß.

H—r.

III.

Die Orgel.

(Aus dem Französischen.)

Noch war ich in andächtigem Staunen ob der schönen Worte des geistvollen Redners versunken, als ein sanftes Adagio durch die gewölb-

ten Hallen ertönte. Es ist doch eine schöne Sache um eine gute Kirchenmusik! Vernichtet können, wenn der Kantor will, alle die schönen Eindrücke werden, die der Redner in dem Herzen des fühlenden Zuhörers zurückließ; erheben kann er sie, wenn er den harmonischen Ton da anknüpfte, wo der lehrende Mann endigte. Doch, selten hat man noch diesen Genuß! "Wozu der Dinge jetzt?" schreit der vernichtende Aufklärungsgeist! "Fort mit Bildern, Prunk und leyernder Musik, fort mit Allem was die Sinne reitzt! Genug des überflüßigen Schmuckes! — Dort seht auf den Redner, hört den Mann, und stimmt den Geist zum Denken!" — und ihr armen Thoren denkt nicht daran, daß auch der Geist in einer Hülle wohnt! Wo sind die wenigen Einzelnen, deren Geist nicht durch die Eindrücke der Sinnlichkeit regiert wird? Darum ihr Starken! — seyd nachsichtig um der Schwachen willen!

Heute nun, statt nach gewohnter Weise mit Posaunen und Bassetten zu poltern, nahm der Führer des Gesanges die Stimmung des Zuhörers mit sanfteren Tönen auf. Das würkte auch auf ein paar vor mir stehende Männer. Sie lobten den kunstverständigen Spieler, und von ihm gieng das Gespräch all-

mählig zur Orgel selbst über. Man debattirte über dieses Werks Erfindung, der Gesang begann, und noch dauerte der Streit. Ich hörte nicht wie er beendet wurde, nur das nicht viel Kluges darüber gesagt ward, konnte ich vernehmen. Eben warf einer von ihnen die Vermuthung auf, ob nicht vielleicht die große Kirchenorgel eine Tochter der kleinen Gassenorgel sey, woran man sich in jenen goldenen Zeiten so ergötzt habe, daß sie vollkommner in den Tempel Gottes eingeführt sey? als — die schweigende Orgel die Streiter zum Schweigen brachte.

Hier mögen ein paar Worte, wie ich sie kürzlich las, über die Entstehung der Orgel gesagt werden.

Mit dem Worte Organon belegten die Griechen jedes Werk von einer künstlichen Zusammensetzung, aber sie bezeichneten auch damit ein musikalisches Instrument, das durch Vereinigung verschiedener Röhren oder Pfeifen, und durch das Einblasen des Windes mehrere Stimmen nachahmte. Bestimmter drückten sich die Römer aus, sie nannten die Orgel Organum pneumaticum, ein Luft-Instrument, weil die Luft oder der Wind gewis-

sermaaßen die Seele der Orgel ist. Bei den Völkern des grauen Alterthums finden wir fast gar keine Spur von einem Instrumente, das mit unserer heutigen Orgel verglichen werden könnte, es sey denn, daß sich vielleicht die erfinderischen Ebräer bey ihren religiösen Ceremonien eines Instruments, der Orgel ähnlich, bedient haben möchten. Die Erfindung der Orgel schreibt man dem berühmten Mathematiker Archimed zu, der 200 Jahre vor unserer Zeitrechnung lebte. Wir wissen, daß er den Blasebalg mit Hülfe hydraulischer Maschinen in Bewegung setzte; aber ob er schon ein Klavier angebracht hatte, oder wodurch er dieses ersetzte, ist uns eben so unbekannt als die Anzahl der Töne, die seine Orgel hervorbrachte.

So unvollkommen blieb sie bis zum sechsten Jahrhundert, und auch in den beiden folgenden wurde sie nur wenig vervollkommnet. Indessen enthielt doch das Klavier schon zwei Octaven. Damals beschäftigten sich die Morgenländer ausschließlich mit der Verfertigung derselben. Kaiser Constantin Copronymus von Constantinopel machte 757 dem König von Frankreich Pipin dem Kurzen mit einer solchen raren Orgel ein Geschenk, und diese war die

Erste, die nach Compiegne kam. Im zehnten Jahrhundert war auch der künstliche Italiäner ein geschickter Orgelbauer, und im eilften zählte man die Klosterkirche zu den niedrigern, welche nicht ein solches Werk aufweisen konnte. Bald wurden die Klöster die Werkstätte ihrer Vervollkommnung, und die Mönche haben um die Ausbildung derselben kein geringes Verdienst.

Vom zwölften bis funfzehnten Jahrhundert lernte man in Deutschland die Orgel kennen, und hier wurde viel daran gekünstelt und verfeinert. Schon enthielt das Klavier drey Octaven, als der bekannte Bernhard 1480 das Pedal erfand. Im sechszehnten Jahrhundert bauete man Orgeln mit zwei Klavieren, vier Octaven und mehreren Tönen; natürlich nahm auch die Anzahl der Register verhältnißmäßig zu. So vermehrte man sie allmählig bis auf die neuesten Zeiten, jede Kirche gab ihr eigenthümliche Verbesserungen; und wie viel dieses Instrument beigetragen hat den Geschmack in der Musik zu verfeinern, wie durch den allgemeinen Gebrauch der Orgel ein ganz besondrer Zweig der musikalischen Kunst entstand, ist in unsern Tagen hinreichend bekannt.

Hag.

IV.

Ueber Formularwesen in der Liturgie.

Wir haben jetzt in Rußland eine allgemein verbesserte Liturgie erhalten, die, vermöge der tiefen Einsicht und Beprüfung der Männer, so sie abfaßten, gewiß untadelhaft und preiswürdig seyn muß. Auch will ich mir nicht anmaßen, meine Meinung darüber zu sagen; — jeder hat doch einmal die seinige — aber ich wünschte einige Ideen in unsrer Gegend etwas mehr zu verbreiten, die ich vor kurzem in einer vielgelesenen Zeitschrift, der Eunomia, über Formularwesen in der Liturgie gefunden habe. Es ist manches Wort, zu seiner Zeit gesagt, darinnen enthalten, das wohl unsre Beherzigung verdient.

B.

Wäre die Religion eine bloße Verstandessache, oder könnte der religiöse Sinn durch ein Wissen, etwa der christlichen und kirchlichen Geschichte, eine Kenntniß der Glaubenslehren oder ein Durchdenken aller christlichen Lebenspflichten hervorgebracht werden: dann

bedürften wir der Formeln, wie aller der Anstalten, die auf etwas Höheres und Mysteriöses hindeuten, z. B. der Sakramente, keineswegs. Aber wir haben es nun einmal nicht mit historischen Kenntnissen, mit bürgerlicher Gesetzlichkeit oder mit guten Sitten, sondern mit Religion zu thun; und in dieser ist nicht alles so klar, wie ein Rechenexempel oder ein Syllogismus, sondern die höhere Natur des Menschen wird in ihr auf eine höhere Weise in Anspruch genommen. Sie ist darin mit Kunst und Poesie vergleichbar, wo auch hinter allem durch den Verstand Erfaßlichen und Demonstrirbaren, etwas verborgen ist, was erst jenes befruchten und erleuchten und erwärmen muß, wenn es überall anders, als in todten Worten, da seyn und die Seele des Künstlers in Bewegung setzen soll, ich meyne die Idee der Kunst; so hier die Idee der Religion.

Diese spricht sich nun freilich in Worten höchst unvollkommen aus; sie offenbart sich im ganzen Menschen, in seiner herrschenden Gesinnung, in seinen Gefühlen, wie in seinem Karakter, in seiner ganzen Art und Weise zu existiren. Was alle Menschen von religiösem Sinn innerlich bewegt, nicht was sie äußerlich sprechen, ist Sache der Religion. Nicht das

Wort, das sie hören, sondern was sie bei dem Worte fühlen und denken, ist das Würdige und Erhabene; nicht die Formeln sind es, sondern was sie im inneren Herzen begleitet, was wir achten müssen, und was ohne jene vielleicht ungeweckt schlummern würde.

So kann in dem Formelwesen mehr Geist des Christenthums wohnen, und durch dasselbe mehr religiöser Sinn geweckt und unterhalten werden, als in den freigewählten Worten des Predigers, die sehr gelehrt, wahr, aufgeklärt und wohlgesetzt seyn können, aber die Zuhörer kalt lassen, weil sie auf sie keine Wirkung äußern; nicht auf ihren Geist, denn sie verstehen sie nicht, oder sie sind eben nicht in der Stimmung, sich mit ihrem Verständnisse befassen zu wollen; nicht auf ihr Gefühl, denn sie berühren es nicht. — An die Formel aber ist einmal von Jugend auf ein gewisses, starkes und tiefes Gefühl geknüpft, das sich des ganzen Menschen bemächtigt, alle Reflexion aufhebt, ihn in eine höhere Stimmung versetzt, und in ihm den Glauben an göttliche Geheimnisse, an eine übersinnliche Welt, mit der er durch sein Gefühl in Verbindung steht, wach erhält. Diese Formeln veralten nicht, denn hinter ihnen liegt die ewige Wahrheit

verborgen, welche die Natur des Menschen anspricht; sie sind nicht unverständlich, wenn man sie auch wirklich nicht mit Worten erklären könnte, denn man sieht ihre immer wiederkehrenden Wirkungen; sie sind zweckmäßig, denn dort, wo die Erweckung eines Gefühls nur die Absicht seyn kann, und eine verwässerte Belehrung nur störend und lästig seyn würde, bringen sie unfehlbar und immer den Schauer, die Empfindung der Scheu, der Ehrfurcht, der Andacht hervor, welche das Zeichen und zugleich das Erhaltungsmittel der Religiosität ist.

Eben so wenig aber, als wir alle Formeln, unter dem gehässigen Namen des Formularwesens, verwerfen wollen, eben so wenig wollen wir alle Formeln der katholischen oder protestantischen Agenden, oder auch die in liturgischen Büchern vorgeschlagenen, vertheidigen. Jene können, trotz ihres Alterthums, sehr schlecht und anstößig, diese sehr wässerig, voll beschränkter Ansichten der Religion, und durch kaltes, moralisirendes Lehrgeschwätz sehr abgeschmackt seyn.

Wir meinen nur die durch Alterthum und hohen kirchlichen Ursprung geheiligten For-

meln, die entweder zu manchen kirchlichen Handlungen wesentlich gehören, oder die sonst durch ihren innern religiösen Gehalt und feierlichen Gebrauch ehrwürdig, ja selbst zu Gebräuchen geworden sind. Dieser können wir wohl zu wenig, nie aber zu viel haben. Sie sind eben so wenig abzuschaffen, als sie neu erfunden werden können; ja es wäre zu wünschen, daß alle heilige Handlungen, die ein inneres mystisches Wesen haben, durch lauter Formeln verrichtet würden.

Zu der erstern Art der angegebenen Formeln gehören die Einsetzungs- und Konsekrationsworte beim heiligen Abendmahl, die Taufformel, die Worte der Eheeinsegnung; zu der zweiten gehört das Vater-Unser, die Segensformel, und manche Lieder, z. B. Nun danket alle Gott, oder: Herr Gott dich loben wir! an dessen Wirkung und Kraft auf dem Schlachtfelde man nur denken darf.

Versuche man es doch einmal, und spreche beim Austheilen des Abendmahls, statt der Formel: Nehmet hin und esset ꝛc. ꝛc., die jeden, der sie vernimmt, in eine feierliche Stimmung versetzt, etwa so, wie ein aufgeklärter Prediger wohl sprechen würde: Erinnern Sie sich beim Genusse dieses Brodes an den Lehrer

der Menschen, der die Wahrheit verkündigte und dafür gestorben ist, und entschließen Sie sich, nach seinem Beispiel alle Ihre Pflichten auszuüben; oder taufe man die Kinder auf das Bekenntniß Gottes, die Verpflichtung auf die Lehre Christi und zu einem tugendhaften Leben, anstatt zu sprechen: Ich taufe Dich im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes; oder ertheile man der Gemeine den Segen mit Worten, die neben einer guten Lehre etwa so viel sagen wollen, als: Ich wünsche wohl zu leben! oder singe man bei frohen Nationalereignissen wohlgesetzte Lieder, die sich etwa anfangen: Der beste Dank, der Gott gebührt, ist tugendhaftes Leben ꝛc. ꝛc., anstatt des erschütternden: Herr Gott dich loben wir! oder fange man, statt "Vater Unser" zu sprechen, zu docieren an: Allgemeiner Vater der Menschen, der du allgegenwärtig bist, du müssest von allen Menschen erkannt und verehrt werden ꝛc. ꝛc. Was wird die Folge davon seyn? Die Ungebildetern werden glauben, daß sie das Abendmahl nicht genossen haben; daß ihre Kinder nicht getauft sind; daß der Segen von ihren Gottesdiensten gewichen sey, u. s. w.; sie werden nicht blos kalt und gedankenlos bleiben, sondern sie werden (wie ich es selbst gese-

hen habe) geärgert, und in Augenblicken, die frommen Gefühlen gewidmet seyn sollten, mit unangenehmen oder leidenschaftlichen Empfindungen gemartert werden; und diese gottesdienstlichen Handlungen, welche die Religiosität in ihnen unterhielten, ihr Trost und die hellen Punkte ihres mühseligen oder leidenvollen Lebens waren, gereichen ihnen zum Aergerniß und zum Unsegen, machen sie dagegen gleichgültig und aufsätzig, so daß sie sie endlich als ein schweres Joch abwerfen. Der aufgeklärte und denkende Mann aber, der durch die geheiligte Formel ergriffen und in religiöse Stimmung unwillkührlich versetzt worden wäre, wird durch jene Interpretationen und oft unrichtige Umschreibungen, zum Kritteln eingeladen; die Handlung, die er mit dem Gefühl in ihrer Ganzheit aufgefaßt hätte, wird ihm ein Gegenstand des Verstandes, über den sein Urtheil gefordert wird, und so erscheint sie ihm in einer widrigen Leerheit und Nacktheit. Nicht die Kirche, oder eine uralte religiöse Anstalt, oder der göttliche Stifter derselben spricht zu ihm, sondern sein Nachbar, der Herr Prediger, mit dem er sonst wohl in lustigen Gesellschaften gewesen ist, und von dessen Gelehrsamkeit und Einsicht er sonst vielleicht nicht viel hält; und er findet es künftig

bequemer, wenn er ja dessen Meinung hören will, ihn zu sich einzuladen, oder ihn in seinem Hause zu besuchen.

Darum sollten die "Verwalter der göttlichen Geheimnisse" sich alles Profanirens der religiösen Formeln und Gebräuche, durch Doceiren und Moralisiren mit der größten Vorsicht enthalten, ihrem Gottesdienste die größtmögliche Feierlichkeit und Würde geben, den Verstand der Menschen nicht so geflissentlich in fruchtlosen Anspruch nehmen, sondern auf ihr Gefühl wirken, und eine heilige, ehrerbietige Stimmung hervorzubringen suchen. Die Willkühr taugt weder ihnen, noch der Religiosität.

Aber die Scheu vor Formeln hängt zusammen mit der Scheu vor eingreifenden Gefühlen, vor Anstand, Würde und Ordnung überhaupt. Man will es nur mit dem Verstande zu thun haben, weil man sich darin, kraft des Gelernten, für ausgebildet hält, und weil man die Menschen am sichersten dabei zu fassen und zu lenken meint; man will, es soll alles seyn, wie bei uns zu Hause; man will seine Kunst, Aufklärung und Bildung zeigen, und lieber einseitigen Impulsen folgen, als sich zum Allgemeinen fügen, und die Weisheit aller Institutionen mit Demuth verehren.

Sonach wünschen wir "daß das Formu-
"larwesen in der Liturgie, mit Kraft und
"Würde aufrecht erhalten, mit dem Geiste des
"Christenthums nicht gespielt, und dem tod-
"ten Buchstaben der Formeln und Predigten
"ein empfängliches, religiöses Herz geöffnet,
"den Predigern aber, die nur sich verkündi-
"gen, die Kirche zum Hause oder zum Konver-
"sationssaale, die Kanzel und den Altar aber
"zum Lehrstuhl machen wollen, keine Freiheit
"dazu gelassen würde."

F.

V.

Psychologische Fragmente.

Egoismus ist nicht bloß ein Fehler, der unserer moralischen Vervollkommnung im Wege steht, er hindert zugleich auch die leichtere Ausbildung des intellektuellen Menschen. Denn da der Egoist alles auf sein Ich bezieht, seine Beobachtungen und Urtheile immer vom egoistischen Standpunkte ausgehen und dahin zurückkehren läßt, so kann er unmöglich einen

freien und unbefangenen Beobachtungsgeist bewahren; vielmehr müssen seine Ansichten und Urtheile meistentheils höchst subjektiv und einseitig ausfallen. Er wird sehr leicht vorgefaßte Meinungen hegen und darum nur selten ruhige Untersuchung anstellen, oder die Einsichten Anderer nach ihrem wahren Werthe benutzen; er glaubt dieses und jenes schon lange selbst zu wissen, oder hält sich wenigstens für fähig, jetzt aus eigener Machtvollkommenheit kurz darüber dezidiren zu können. — Logischer und moralischer Egoism, welche Kant in seiner Anthropologie unterscheidet, dürften auf solche Weise beim wirklichen Menschen gewöhnlich in Eins zusammenfließen.

Der Hang der Kinder, Sachen zu verderben, zu zerbrechen, in Unordnung zu bringen, gründet sich auf den allgemeinen, hier noch unfixirten menschlichen Thätigkeitstrieb, auf ein behagliches Gefühl eigener Kraftäußerung, auf einen Drang, Ursache von Veränderungen in den umgebenden äußern Dingen zu seyn. Leicht werden wir uns noch von den eigenen Jugendjahren her erinnern, daß uns ein solches Gefühl vorzüglich trieb, nach Hühnern und Gänsen zu jagen

oder zu werfen, an Mauern Steine wegzustoßen, an Tischen und Bäumen zu schneiden u. s. f. Wart, da will ich etwas machen! sagen sich dann die muntern Knaben; und dies heißt doch wohl (ohne daß man hier einen bösartigen Zerstörungstrieb anzunehmen braucht) in der That nichts anders, als: nun will ich an dieser oder jener Sache meine Kraft auslassen und üben.

Leben ist für den, der nicht umsonst gelebt haben will, Denken und Wirken. Man denkt aber nicht leicht besser, freier und fröhlicher, als in den Stunden, die man gegen ein zweckloses Geschäft oder einen langweilenden Besuch erobert hat.

„Ein Mann von Geist (sagt der geistreiche Champfort) ist verloren, wofern er nicht mit Geist, Energie des Karakters verbindet. Wer des Diogenes Laterne trägt, muß auch seinen Stock mit sich tragen; denn die Segel des Geistes allein treiben unsern Kahn allzu unruhig durchs Leben. Bald werden wir nach Süden, bald nach Norden mit Ungestüm getrieben, oder scheitern unglückselig an Klippen und Sandbänken. Das Steuer der Vernunft, des Karakters kann erst unserer Fahrt

eine sichere Richtung, unserm Schifflein die feste Haltung geben, womit es allmählig zum Hafen des Glücks gelangt. Der Mann von bloßem Geist, ohne festen Karakter, handelt oftmals höchst inkonsequent — nur nach sprudelnden Ideen und Einfällen des Moments und verscherzt leicht seine Ruhe und Glück, während er sich kühnen Geistessprüngen allzu leichtsinnig überläßt.

Nie ist man weniger geistreich und witzig, als wenn man es seyn soll oder absichtlich will; denn echter Geist und Witz werden lediglich vom Genie geboren und kommen, wie ein Deus ex machina, wenn sie wollen, nicht wenn wir es befehlen. Lassen sie sich gleichwohl zuweilen auch herbei zitiren, so tragen sie doch sichtlich das Gepräge des Zwangs und kalten Gehorsams, in steifer Bedienten-Gestalt armselig hervortretend. Und darum ist auch der Ausdruck Einfall für einen witzigen Gedanken, der gleichsam wie ein Blitzfunke, uns selbst unbemerkt, einschlägt, gewiß sehr anpassend und signifikant.

Genialische Menschen, lebhafte und freie Köpfe lieben nicht sehr die gesetzte, bloß verständige Unterhaltung. Ihr Ele-

ment sind Gedankenspiele, witzige und glänzende, wenn gleich zuweilen nur halbwahre Ideen, Gegensätze, einzelne Funken des Wahren, nicht das volle Tageslicht, das sich über einen ganzen Gegenstand verbreitet, humoristische Ansichten und Paradoxien. Ihre Belehrung gleicht dem Feuerwerke, welches da und dorthin sprühende Flammen schleudert, plötzlich und herrlich manchen finstern Punkt beleuchtet, das Uebrige gleichwohl aber im nächtlichen Dunkel hinter sich läßt. Sie geben öfters nur Winke, nur einzelne Andeutungen des Wahren, jedoch in scharfen und starken Strichen. Daher vermögen denn auch nur wieder genialische Menschen ihre Winke zu verstehen, in den einzeln flammenden Zügen das volle Bild zu ergreifen, das wahre Licht vom falschen und von der darneben liegenden Dunkelheit rein zu scheiden.

H. W . . . r.

VI.

Schöne Litteratur.

Anakreon's Lieder, übersetzt und erläutert von F. C. Broße, nebst einer ausführlichen Abhandlung über das anakreontische Lied. (Berlin bei Frölich.)

Ein Kunstwerk des Alterthums nur nach der Außenseite in idealer Stellung, in nassem Gewande und wohl gar mit Geniusflügeln; aber aus Mangel an Ausdruck höherer Kunstfertigkeit — mit abgewandtem Gesicht abbilden, heißt eine schlummernde Grazie ohne Geist und Leben in dem undankbarsten Moment für die Darstellung zeichnen. Wir haben manchen Abguß — so wollen wir die Uebersetzung nennen — vom Anakreon, wahr, treffend und schön; doch ich wage es mit Ueberzeugung hinzuzusetzen: immer nur Abguß mit schweigendem Auge und geschloßner Lippe, immer nur Nachbildung todter Form. Auf einer Löwenhaut — wie das Alterthum ihn darstellt — schlummerte der anakreontische Eros und kein Uebersetzer weckte ihn auf.

Unser würdige Landsmann, Herr Broße, hat in gegenwärtiger Uebersetzung einen Versuch

abgelegt, den Geist des Anakreons in deutschen Liedern darzustellen, den anakreontischen Gedanken zu verdeutschen und das schöne Gefühl der geselligen Freude bei Liebe und Wein mit allen seinen seligen Momenten in ein deutsches Herz zu drücken. Und wir müssen gestehen, der Versuch ist ihm vollkommen gelungen.

Die Freude altert nie; was den Menschen vor mehr als zweitausend Jahren entzückte, hat noch dieselbe Kraft, denselben magischen Zauber, wenn wir nur das rechte Wort, den wahren Ausdruck zur Mittheilung fanden. Die Lieder des Anakreon sind so, wie sie uns Herr Broße gegeben, auch für unsre Zeiten passend und für den Gefühlvollen, dem der Gesang der Freude ein süßes Bedürfniß ist, gewiß die schönste und vollkommenste Liedersammlung. Liebe und Wein ist ihr Gegenstand, ihre Motive der Scherz, ihr Zweck die Aufheiterung, ihr Ideal das Leben. Aber mit einem schalkhaften Lächeln tritt die Göttin der Liebe hervor und spricht mit drohendem Zeigefinger: verstehe mich auch!

Zu dem Verständnisse der Oden sind erläuternde Anmerkungen und manche neue Aufschlüsse in möglichster Kürze dem Werke ange-

hängt, den Eingang macht eine Abhandlung über das anakreontische Lied; die Lieder selbst bemühte sich der Verfasser auch ohne Kommentar verständlich zu machen, unsers Erachtens, die Probe jeder Uebersetzung. Man erhält also, durch die Bemühungen des Herrn Broße, in diesem Werke einen vollständigen Anakreon, kein Bruchstück, und der gebildete Freund des Alterthums die Realisirung seiner längst gehegten Wünsche.

VII.

Anekdoten aus Suworows Leben. *)

Der Fürst Potemkin war durch das abentheuerliche Wesen Suworows an ihm irre worden und hielt ihn im Grunde für einen Narren, den das Glück lieb gewonnen hätte, auf dessen Beständigkeit man sich aber nicht verlassen

*) Aus der 19. Lieferung des Journals "Rußland unter Alexander dem Ersten," herausgegeben von Heinrich Storch.

könnte, daher es wohlgethan seyn würde, Suworow nie ein großes Kommando anzuvertrauen. Aus dieser Ueberzeugung entstanden denn mancherlei Mißverständnisse, welche den glücklichen Erfolg der Kriegsunternehmungen zuweilen hinderten. Die Kaiserin Katharina hatte tiefer in Suworows Karakter gesehen, denn mit ihr sprach er zusammenhängend und gründlich, doch nur wenn sie ganz allein mit ihm war. Es that ihr also leid, daß der Fürst Potemkin ihn verkannte. Sie sprach einst mit diesem darüber, und der Fürst gestand ihr offenherzig seine Meinung. "Sie thun Suworow Unrecht, sagte die Kaiserin, und ich will Sie davon überzeugen." Sie ließ den Fürsten am andern Tage zu sich kommen, und befahl ihm hinter eine Gardine zu treten. Dann lies sie Suworow rufen, der gerade in Petersburg war, und fing mit ihm ein Gespräch über den Plan der nächsten Kampagne an. Suworow glaubte sich allein, und sprach so ausführlich, mit so viel Geist und Kenntniß, daß Potemkin sich nicht länger halten konnte, sondern mit offnen Armen auf ihn zueilte, ihn umarmte und ausrief: Alexander Wassiljewitsch, wie sehr habe ich Sie verkannt! Warum können Sie nicht immer so seyn! — Von diesem Augenblicke an war Po-

temkin sein Freund und widersetzte sich keiner seiner Unternehmungen.

Suworow wußte sehr wohl, daß man seine Siege dem blinden Glücke zuschrieb. Merkwürdig ist, was er darüber in einem Briefe an den russischen Gesandten in Wien während der italienischen Kampagne sagte: ein Eselskopf schreit: ich habe blindes Glück! aber das Glück ist kahl am Genick, vorn hat's ein' Schopf, da halt' es beim Kopf, wer's da nicht hat gefaßt, läuft immer hinter ihm her, und erwischt kein Haar mehr! —

Die Kaiserin, die diesen Durst nach seltenen Auszeichnungen an ihm kannte, nährte in ihm dieß Feuer mit kluger Hand. Nach der Einnahme von Warschau ernannte sie ihn zum Feldmarschall und zwar außer der Reihe. Sie schickte ihm selbst die Feldmarschallsuniform. Diese war nach damaliger Art so stark auf allen Näthen mit Golde gestickt, daß das Kleid ganz von Golde strotzte. "Was ist das?" — fragte Suworow, als man das Kleid vor ihm ausbreitete. — Das ist eine Feldmarschallsuniform, antwortete man. Er ließ sich das wohl dreimal wiederholen, schlug dann die Hände zusammen und sagte: "Ach, Du lieber Gott!

eine Feldmarschallsuniform! wie schwer ist sie, wie schwer! — O wie schwer muß es seyn, eine solche Uniform zu tragen!" — Welch tiefer Sinn in diesen Worten! — Und so dankte er auch der Kaiserin. "Ew. Majestät sind so gnädig und ich bin so alt; das Kleid, das Sie mir geschickt haben, ist so schwer zu tragen und ich bin so schwach. Gebe Gott mir Kräfte, diese Uniform tragen zu können!" —

Die Soldaten beteten ihn an. Nicht bloß deswegen weil er sehr oft mit ihnen aß und trank, sondern weil er sich wirklich väterlich um sie bekümmerte und es ihnen bei jeder Gelegenheit fühlen ließ, daß jeder Einzelne an den errungenen Siegen Theil habe. Er hatte für seine Soldaten eine Art von Taktik in gemeiner Volkssprache aufgesetzt, welche ein Meisterstück in ihrer Art ist, halb in Versen und halb in Prosa. Sie enthält alles, was ein Soldat bei Belagerungen, bei der Einnahme einer Festung, in der Schlacht, im Quartier u. s. w. zu beobachten hat. Diesen kurzen Unterricht sagte er oft selbst den Soldaten vor, und wenn er einen Offizier recht ehren wollte, so ließ er ihn diese Vorschrift den Soldaten auswendig vorsagen. Auch wissen ihn noch viele Gemeine und Offiziere in der russischen

Armee; besonders die von seinem Grenadierregimente Fanagorijskoj, einem der schönsten der damaligen Zeit, mit dem er den Sturm bei Ismail bestanden hatte. Nach der Schlacht bei Rymnik ließ er das Regiment auf dem Schlachtfelde aufmarschiren, jeder Soldat mußte einen Zweig in die Hand nehmen und nun wurde ein Te Deum gesungen, bei welchem Suworow sich oft zur Erde bückte, und das ganze Regiment mit ihm. Er sah dabei immer zwischen den Beinen durch, ob sich alle so bückten und segneten wie er. Als der Gottesdienst geendet war, wandte er sich an das Regiment und sagte: Sieg, Ruhm, Ehre, Lorbeerkranz! — Mit diesen Worten schlang er sich den Zweig um das Haupt, jeder Soldat mußte es auch thun und so marschirte er ab. Dergleichen Züge gaben dem Soldaten ein Hochgefühl, das ihn zu großen Thaten anspornte. An den General Rosenberg schrieb er vor der Schlacht bei Piacenza: Wie Bienenschwärme ziehen die Franzosen um uns zusammen, eile du zu mir, ich eile zu ihnen, haschen wir den Sieg, theilen den Ruhm! Vor der Schlacht an der Trebia befahl er den Franzosen zuzurufen: Kollin! um sie an die Tapferkeit der österreichischen Truppen zu erinnern.

Kaiser Paul war gegen ihn eingenommen, denn Suworow lebte und webte in einer ganz andern militairischen Welt. Schon seine Sarkasmen auf alle Neuerungen im Militaire machten ihn nicht beliebt! — Als er die steifen Haarlocken und die langen Zöpfe sah, sagte er oft und laut: Locken sind keine Kanonen, Zöpfe sind keine Flinten. Das alles kam dem Kaiser zu Ohren. Bei einer Wachparade fragte ihn der Kaiser, wie ihm das gefiel? Ach du lieber Gott! sagte Suworow, ich habe ja nichts gesehen! — Sehr oft nahm er seinen Hut mit beiden Händen ab, um die Größe desselben bemerklich zu machen, und dergleichen Züge mehr.

Aber sein großes militairisches Verdienst konnte nicht lange verkannt bleiben. Schon vor dem italienischen Feldzuge that man den Vorschlag, ihm das Kommando der Armee zu übergeben. Er wurde gerufen und kam. Der Kaiser wollte ihn sondiren lassen und trug dies Geschäft einem seiner Lieblinge auf. Dieser kam gegen Abend zum Feldmarschall, gerade als dieser nach seiner Gewohnheit sich mit kaltem Wasser mitten in der Stube begießen ließ. Der Kammerdiener meldete den Höfling an. Suworow fragte zehnmal nach seinem

Namen und schien ihn nie gehört zu haben; endlich befahl er, ihn warten zu lassen, legte sich auf sein Kanapee, ließ das Wasser auf seinem Leibe trocknen, zog ganz gemächlich ein Hemde an und ließ ihn endlich nach einer guten Stunde vor sich kommen. "Wer bist du?" fragte ihn Suworow. "Wo hast du gedient?" So schwer diese Fragen zu beantworten waren, so mußten sie doch beantwortet werden. "Ach, ich verstehe," fiel er ihm endlich in die Rede, "du hast dem Kaiser so ohngefehr gedient, wie mein Kammerdiener mir!" — Er klingelte, und sein Kammerdiener erschien. "Höre," redete er ihn an, "diene mir gut, denn siehst du, der da hat auch gut gedient und sieh, was aus ihm geworden ist; vielleicht kannst du es auch so weit bringen!" — Am folgenden Tage hatte er Audienz beim Kaiser, der sehr gnädig gegen ihn war, und ihn unter andern fragte: "ob es ihm nicht lieb sey, daß er einen seiner Verwandten, einen jungen Mann, zum Kammerherrn gemacht habe?" Ach, sagte Suworow, ich hätte ihn unter die Soldaten gegeben! — Als es auf die Frage kam, ob er nicht wieder Dienste nehmen wollte, sagte er geradezu: "Lassen Ew. Majestät mich reisen, ich bin zu alt, Sie würden mich doch fortschicken. Lassen Sie mich reisen. — Da-

bei blieb er; der Kaiser wurde empfindlich und ließ ihn gehn. Noch denselben Abend fuhr er in seiner Kibitke wieder davon.

Am Tage einer Schlacht in Italien befahl er folgendes: Sagt den Soldaten immer: "Vorwärts! und nie Zurück! Deployirt schnell, aber ohne Pedantism: es ist keine Wachtparade, sondern eine Schlacht!"

Der österreichische Hof und England äußerten immer lauter ihren Wunsch, Suworow an der Spitze des Heeres zu sehen. Der Graf Rostopsin leitete alle Sachen so ein, daß diesmal der Kaiser und Suworow besser für einander gestimmt waren. Als er im Vorzimmer des Kaisers erschien, wandte sich der vorhin erwähnte Höfling, als die bedeutendste Person, an ihn, um ihm etwas verbindliches zu sagen. Suworow redete ihn, der türkischer Herkunft war, auch türkisch an. Bei der Audienz warf sich Suworow vor dem Kaiser nieder und rief: "Gott erhalte die Fürsten!" Der Kaiser hob ihn gütig auf und sagte: Das wird er, und deshalb sendet er Sie aus, den Fürstenerhalter (spasitel Tzarej). — Als der Kaiser ihm das Maltheserkreuz umhing, murmelte Suworow leise einige Worte. Was

sagen Sie? fragte der Kaiser. "Ich bete das Vaterunser." Und wo waren Sie jetzt? "Bei den Worten: Dein Wille geschehe!"

VIII.

Die Wege in China.

Die Ambassade des Lord Macartney nach China hat, wenn auch der beabsichtigte Zweck, wie es scheint, dabei nicht erreicht wurde, doch den großen Nutzen gehabt, daß die Europäer näher mit diesem geheimnißvollen Lande bekannt geworden sind. Unter andern Merkwürdigkeiten setzten die vortrefflichen Landstraßen, die in allen Richtungen das Reich durchstreichen, die europäischen Reisenden in Erstaunen. Sie sind unstreitig die schönsten in der Welt, besonders übersteigt die Straße aus der Tartarei nach China alles was von prächtigen Landstraßen in der Welt vorhanden ist. Sie wurde bei der Rückkehr des Kaisers aus der Tartarei nach Pecking angelegt. Mehrere tausend Menschen sind täglich, ja stündlich beschäftigt, sie zu ebnen, zu reinigen, zu

bewachen. Sie sieht wie ein großer grüner Teppich aus. Niemand als der Kaiser darf auf der eigentlichen Chaussee fahren, aber längs dieser läuft ein anderer fast eben so trefflich gehaltener Weg, der Jedermann offen steht. Alle hundert Ruthen ungefähr ist ein Brunnen, um den Wandrer zu erquicken und den Staub zu löschen. Hohe Pappeln zu beiden Seiten gepflanzt, verbreiten wohlthätige Schatten, prächtige Brücken wölben sich über Flüsse, ja über die kleinsten Bäche und Graben, und alle diese Brücken sind, um das Getöse der Räder und die Erschütterung zu vermindern, mit — sauber geflochtenen Matten von Stroh oder Schilf belegt.

Woher nun in China, in diesem von den stolzen Europäern so vornehm verachteten Lande, ein solcher Vorzug, der fast allen europäischen Ländern mehr oder weniger fehlt? — Der Freund der Humanität antwortet: weil die Kaiser von China von jeher zu großherzig und zu fürstlich dachten, um mit der Aengstlichkeit eines gemeinen Privatmannes ihr Geld in die wohlverwahrten Kasten zu verschließen und weil sie zu ehrlich waren, von ihren Unterthanen Wegegelder zu nehmen, ohne ihnen Wege dafür zu geben. — Der Finanzier

sagt: weil die Kaiser von China weiter nichts seyn wollen, als Kaiser von China, und niemand zu fürchten haben, so brauchen sie nicht Hunderttausende zu halten, um andre Hunderttausende todtzuschlagen, und können ihre Schätze zu Wohlthaten für ihre Völker verwenden. — Das gemeine Volk spricht: — Es steht in den heiligen Büchern, jeder Kaiser muß nach seinem Tode, ehe er in das Paradies kommt, sein ganzes Reich durchreisen, und nach dem Zustande, in dem er es findet, sich sein Urtheil selbst sprechen, und daher kommt es, daß die Herren wenigstens für gute Wege sorgen. — Vox populi vox Dei! Frommer Aberglaube, komm zurück und befreie uns aus den Sümpfen der Aufklärung, in welchen wir versinken!

IX.

Flüchtige Kleinigkeiten.

Hume macht dem großen Shakspeare den Vorwurf: er sei ein roher, ungebildeter Mensch gewesen, der seine Kenntnisse aus

schlechten Büchern schöpfte u. s. w. Es ist weder ein Vorwurf noch ein Schimpf für den großen Dichter und Menschenkenner, daß er Bücher, und schlechte Bücher gelesen hat, wie sein Jahrhundert sie hervorbrachte. Wenn Hume sagt: er sei ganz roh gewesen; so kann er darunter wohl nicht völlige Unwissenheit verstehen; denn wenn Schakspeare nichts gewußt hätte, was hätte er denn schildern sollen?

Ein gewisses männliches Zutrauen, das aus einem Bewußtseyn entspringt, daß wir große vortreffliche Eigenschaften und achtungswerthe Kenntnisse besitzen, kann man nicht zu früh haben; und es ist so wenig unschicklich, es den Dummköpfen gerade zu zu zeigen, als am Tage der Schlacht seinen Helm aufzusetzen. Man braucht es als eine Schutzwehr vor fremden Anfällen und Beleidigungen, damit nicht der erste beste dumme Rindkopf oder übermüthige Phantast uns nieder- noch überrenne, wenn so eine Figur sieht, daß unsre Bescheidenheit seinem Verstande den Kapzaum anlegt.

Die Liebe wird Freundschaft. Der erste Anblick kann Liebe zeugen; allein Nachdenken, Gefühl, Vertrauen, Freundschaft fesseln die Liebe. Ohne diese Dinge verraucht die Liebe und wird zuletzt Eckel. Das reizendste Weib klagt oft über Untreue des Mannes; sie war nichts als schön; und die Häßliche fesselt oft den Mann ein ganzes Leben durch, weil ihre Seele schön ist.

Der Edle faßt den Edlen leicht. Es giebt eine unsichtbare und den Rohen verborgene Sprache, von der auch kein Grammatiker ein Wort weiß — ich möchte sagen, sie ist das Herz des Sprechenden schon selbst in leichter leiser Verkörperung. Wie man, nach einer feinen Bemerkung einer Schriftstellerin, beim Singen ganz unwillkührlich sein Innerstes enthüllt, so verräth sich auch der edle Geist dem feinen Gefühle des befreundeten Gemüths.

Woher kömmt es, daß sich mancher beissend-satyrische Schriftsteller bei seinen Mitbürgern so allgemein verhaßt gemacht hat, ob er gleich sonst ein höchst edler Mensch war?

— Weil jeder physiognomische Zug der satyrischen Laune den Menschen jederzeit widerlich ist. Ist man sich auch noch so sehr bewußt, von Thorheiten frei zu seyn, so hat dennoch für jeden ein Wesen etwas furchtbares, welches sich zum Geschäft zu machen scheint, Schwächen seiner Mitwesen aufzusuchen. Ueberdem führt der physiognomische Ausdruck der satyrischen Laune jederzeit etwas Egoistisches mit sich, und fällt zusammen mit dem Ausdruck der List und der Schadenfreude.

Man pflegt zwar zu behaupten, die Seele sei die Sklavin der Sinne; viele unleugbare Thatsachen scheinen aber das Gegentheil zu beweisen, und man kann die Eindrücke derselben, wenn nicht durch eine unmittelbare und direkte Gewalt, doch durch eine mittelbare und indirekte Gewalt, mäßigen, beherrschen und unterdrücken. Kant hat uns in seiner Schrift: Von der Macht des Gemüths durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden ꝛc. einen Beweis davon gegeben; es gelang nämlich diesem mit festgeschlossenen Lippen durch die Nase zu athmen, und dadurch den ihn des Nachts öfters störenden Husten zu heben. Ue-

brigens weis man von Gelehrten, daß sie sich das Kopf- und Zahnweh durch die Lektüre irgend eines anziehenden Buchs zu vertreiben pflegten.

Kant bemerkt, daß gemeiniglich Väter ihre Töchter und Mütter ihre Söhne verziehen, und unter diesen der wildeste Junge, wenn er nur kühn ist, gemeiniglich von der Mutter verzogen wird. Das scheint seinen Grund in dem Prospekt auf die Bedürfnisse beider Eltern in ihrem Sterbefall zu haben; weil der Mann, wenn ihm seine Frau stirbt, an seiner ältesten Tochter eine ihn pflegende Stütze hat, und die Mutter, wenn ihr der Mann stirbt, einen Sohn wünscht, der sie verehrt, unterstützt und ihr das Leben als Wittwe angenehm macht.

Es ist ein ehrenwerthes aber höchst seltenes Prädikat, wenn man irgend einen Menschen mit dem Titel: Mann von Karakter, bezeichnet. Je seltner diese Erscheinungen in unsern Tagen sind, desto ehrwürdiger sind die Ausnahmen. Einheit in den Bestimmungsgründen seiner Wirksamkeit, Selbstständ-

digkeit in seiner Handlungsweise und in seinen Grundsätzen, Eigenheit (Unterscheidbarkeit von andern) seiner Denkungsart, die über die gemeine Art zu denken erhaben ist: diese drei Eigenschaften legen dem Mann, bei dem man sie zu entdecken glaubt, um so mehr Karakter bei, als man solchen Menschen gänzlich einen Karakter abspricht, die einen Mangel dieser Eigenschaften vermuthen lassen.

Die Freude, dieser schöne Götterfunke, diese Tochter aus Elysium, nach der wir verlangen, ist um uns, ist bei uns, ein Kind der Nüchternheit und des stillen häuslichen Genusses, eine Schwester der Genügsamkeit und der Zufriedenheit. Nur der Weise, der, der reines Herzens ist, darf ihrer Umarmung sich freuen. Sie begegnet ihm im Morgenroth und in Abendroth, in stillen Hainen, am Gemurmel der Bäche und am Gestade des Meeres. Sie begegnet ihm an der Hand der Freundschaft, auf den Lippen der Liebe, in den schattigen Thälern der Einsamkeit; — sie ist mit seinem Daseyn im Leben und Tode.

Das harte Schicksal verfolgt jemand auf das bitterste. Es hat ihm den letzten Strahl der Hoffnung entrissen, und für seine Rettung scheint ihm nichts mehr übrig zu seyn. Er fängt mit einmal an, einen Ueberdruß am Leben zu empfinden; plötzlich setzt er sich hin, und schreibt, und disertirt, und philosophirt über den Selbstmord, zu den ihm die kleinliche Idee: daß ihm die Zukunft nur drohende Uebel und keine Annehmlichkeiten verspreche ꝛc. das Motto leiht. Er glaubt also, seiner Selbstliebe es schuldig zu seyn, sich das Leben abzukürzen. Entschluß und Ausführung der That sind das Werk weniger Stunden. — Der Unglückliche ist todt und keiner versagt ihm wahres, inniges Mitleid; aber wozu die Kanonisation nach seinem Tode, welche das oberste Moralprinzip durchaus zerstört? — Selbstmord verlangt das tiefste Verstummen, keine Beschönigung.

Die kleinste Kleinigkeit entscheidet oft über unser Schicksal. — Wahre Kleinigkeiten können dergestalt öfters unser ganzes Glück gründen, eine glänzende Laufbahn für uns eröffnen: so wie umgekehrt andere Kleinigkeiten das Un-

glück eines ganzen Lebens verursachen, indem ihre Konkurrenz oder schnelle Aufeinanderfolge sehr oft alsdann ihre einzelne Unbedeutsamkeit aufwiegt. Wer tagtäglich von unangenehmen Kleinigkeiten geneckt wird, fühlt sich und ist in der That am Ende nicht minder gebeugt und unglücklich, als wenn ihn ein großer Unfall darnieder schlägt; eine Menge feiner Mückenstiche verursachen am Ende eben so viel Schmerzen, wie die größere Stichwunde. Das beständige Necken kleiner Unfälle macht selbst die Seele häufig noch niedergeschlagener und schlaffer, als der eine starke Angriff eines großen Uebels, den sie vielleicht auch mit einer starken Gegenwehr auf immer abtreiben kann.

Es giebt Menschen, die das Gute bloß um des Guten willen ausüben, ohne übrigens Dank oder Wortgepränge dafür zu verlangen. Je stiller das Gute bewirkt werden kann, desto belohnter fühlen Sie sich; und das sind respektable Menschen. Aber es giebt auch dagegen welche, die nicht einen Heller ihrer Börse entschlüpfen lassen, wenn sie nicht gewiß sind, ihr Name glänze in irgend einer Liste

der Wohlthätigkeit, oder ein Journalist verkünde mit vollen Backen ihre Edelthat. Ein solcher Wohlthäter kömmt mir immer vor wie der Kanzler Fleſſel in den Iffland'ſchen Mündeln, der zur Verherrlichung Gottes und ſeines göttlichen Namens fünf Piſtolen giebt und mit Salbung hinzuſetzt: Schreibt doch meinen Namen hinzu.

X.

Robertſons vereitelte Luftſchiffahrt.

Herr Robertſon, der ſchon vor zwei Jahren uns das Schauſpiel einer Luftſchiffahrt gab, kündigte zum achten Julius ein ähnliches Spektakel mit einer Gewißheit an, das mehrere Fremde, namentlich aus Mitau, herbey zog. Schon am frühen Morgen erfuhr man aber: Herr Robertſon habe einen Kourier nach St. Petersburg (ſo lauteten wenigſtens die erſten Nachrichten, bis man endlich mit Sicherheit vernahm: der Kourier habe auf der Petersburgiſchen Straße ſo weit zu gehen, bis er den Fuhren begegne, die die zur Luftfahrt be-

nöthigte Vitriolsäure von Petersburg hieher-transportirten) gesendet, und käme dieser noch vor eilf Uhr Vormittags mit der Nachricht zurück, daß die erwartete Vitriolsäure noch heute einträfe, so sollte auch das Experiment seinen ungestöhrten Fortgang haben. Der Kourier erschien zwar, rapportirte aber, noch hinter Wolmar den Fuhrleuten begegnet zu seyn. Somit unterblieb dieses Schauspiel, und mehrere von den Fremden mußten, ohne eine Luftfahrt gesehen zu haben, Riga wieder verlassen.

Aber auch wir Rigaer bekamen nichts mehr als das Versprechen zu sehen: daß ein Herr Michaud, sogenannter Eleve des Herrn Robertson, den kühnen Versuch machen sollte, in einer bedeutenden Höhe sich vermittelst eines Schnitts vom Ballon loszumachen und unter dem Schutz eines sich über ihn ausbreitenden Fallschirms zur Erde herabzukommen. Ein Avertissement verkündigte uns, das versprochene Experiment sei auf höheren Befehl untersagt worden.

Es thut uns leid für Herr Robertson, der sonst ein solider und wissenschaftlicher Mann ist, daß er durch ein unvorsichtiges Verspre-

chen und eine zu voreilige Ankündigung seiner Luftfahrt, sich beim hiesigen Publikum in eine Art von Mißkredit gesetzt hat. Dies mache ihn künftig vorsichtiger. Er ist von hier nach Stockholm gereiset.

XI.

Konzerte und Gastrollen während des July-Monats in Riga.

Im Winter, wo das musikalische als theatralische Publikum die Talente fremder, durchreisender Künstler oft sehr ansehnlich unterstützt, darf sicher weder fremder noch einheimischer Musiker befürchten, ein Konzert mit seinem Schaden zu geben. Allein in den schönen Sommertagen, die besonders dieses Jahr sehr sparsam ausfallen, darf weder der debutirende fremde Schauspieler noch der durchreisende Musiker auf irgend einen zahlreichen Besuch rechnen, weil fast alle wohlhabenden Einwohner Riga's größtentheils auf dem Lande leben.

Die traurige Erfahrung hiervon machte der berühmte Bassist Herr Hübsch, und die nicht minder berühmte Violinspielerin Demoiselle Gerbini. Beide hatten diesmal kaum die

Kosten bei ihren Konzerten erübriget, und einige Winter vorher faßte kaum das Haus die Zahl ihrer Zuhörer. Es ist daher für jeden reisenden Virtuosen räthlicher, von Ostern bis Ende September Riga ganz mit seinem Besuch zu verschonen, wenn er vielleicht nicht anders Belieben trägt auf seine Kosten zu leben.

Ein Tenorist, Herr Meyn, spielte und sang den Prinzen in Lilla, aber ohne irgend einen Beifall. Herr Riecke gab den jungen Ruhberg in Verbrechen aus Ehrsucht, den Ritter Balduin von Eichenhorst in den Kreuzfahrern, den jungen Ruf in der Schachmaschine, Hamlet im Stücke gleiches Namens, und erhielt zu seiner Benefize den Ritter Bayard, dessen Hauptrolle er selbst spielte. In allen diesen Rollen erwarb sich Herr Riecke den Beyfall der Zuschauer.

Herr Garelli, ein ehemaliger Sänger des nunmehr eingegangenen italienischen Theaters in St. Petersburg, producirte sich als Kapellmeister in einem Intermezzo, die Opernprobe oder der Kapellmeister in Verzweiflung. Seine angenehme Paritono-Stimme, und sein, wider Gewohnheit der Italiener, so wenig an Uebertreibung grenzendes Spiel verschafften ihm eine beyfällige Aufnahme.

XII.

Etwas über den Aufsatz: Vermischte Nachrichten aus Mitau. (S. M. Juny S. 63.)

Ein Schreiben aus Mitau vom 19. July, dem man wohl zutrauen darf daß es Wahrheit sage, hat mich von dem Ungrunde überzeugt: als habe irgend eine gewichtvolle Hand den Finger erhoben, wodurch die Erscheinung einer Wiederbeleuchtung einer angeblichen Beleuchtung ꝛc. behindert worden seyn soll. Ich kann diesem Vorgeben mit Grunde widersprechen, indem die gewichtvolle Hand ein ersonnenes Stadtmährchen war, mit welchem man sich ein paar Tage in Mitau herumgetragen. Die Wiederbeleuchtung hat der Herr Verfasser nur vorläufig und zwar aus dem sehr einfachen Grunde zurückgenommen, um sie mit einem Bogen und einem kurzen Vorbericht, der die wahren Ursachen davon angeben soll, zu vermehren. In kurzem wird diese Schrift quæstionis erscheinen. So viel zur Steuer der Wahrheit und als Widerruf jener Nachricht.

Kaffka.

Nordiſches Archiv.

Monat September 1806.

I.

Bruchſtücke aus der Regierungsgeſchichte Peters des Großen.

Was Peter dem Reiche war, das fühlte jeder Ruſſe erſt ganz, als die Nachricht: Er iſt nicht mehr! von der Newa bis zum Amurfluſſe erſcholl. Willig räumte ihm daher die Nachwelt den Namen des Großen ein, und keiner verdient ihn mit ſo großem Rechte, als Er, der unter den Zeitgenoſſen ſeiner Nation in jeder Rückſicht wie ein Koloß hervorragt.

Wie groß erscheint nicht Peter, wenn wir nur das, was er für Rußlands Kultur anwendbar machte, näher und ernstlich beleuchten. Ein rohes Volk leitete er durch eigenes Beispiel auf die Bahn zur sittlichen und wissenschaftlichen Bildung, und ward dadurch der zweite Schöpfer seiner Nation. Das Reich hinterließ er in einem Zustande der Macht und des Ansehens, wie man es, seitdem es ein Staat war, nicht gekannt hatte. Durch ansehnliche, meist fruchtbare Provinzen erweitert, durch Häfen am baltischen Meere mit Europa verbunden, bildete es einen Staat, der in Absicht der Ausdehnung und Verknüpfung seiner Theile auf der Erde nichts gleiches hat.

Fast mit allen Bedürfnissen des menschlichen Lebens, und mit vielem, was zum Wohlseyn dient, versehen, konnte es, ohne selbst fremder Erzeugnisse sehr zu bedürfen, andern Nationen mittheilen. Kein Nachbar war ihm furchtbar, nicht Türk und Tatar, noch weniger der Perser, am wenigsten der gebeugte Schwede und Pole: denn durch Petern war die Nation der Russen zu einem Gefühle der Kraft und Ueberlegenheit geweckt, welches sie nie wieder verlassen sollte. Alle Höfe Europens blickten mit Hochachtung auf das neu

entstandene Rußland: alle strebten nach freundschaftlicher Verbindung mit einer Macht, die durch ein geregeltes, wohlgeübtes und kriegserfahrnes Heer von zweihunderttausend Mann und durch eine Flotte von dreißig Linienschiffen ihr Ansehen behaupten konnte.

Alles war im Innern bereitet, um diesen Wohlstand nicht nur zu erhalten, sondern auch zu vermehren. Die an der Ostsee gewonnenen Häfen sicherten die Handelsverbindung mit dem übrigen Europa, die zu Wischneywolotschok angelegten Kanäle und Schleusen, so wie der kräftig begonnene Ladogaische Kanal, erleichterten die Schiffahrt aus dem kaspischen Meer auf dem Wolgastrom und so vielen in denselben sich ergießenden Flüssen nach Petersburg und dem baltischen Meere. Vorgezeichnet war die Bahn, wie der Don mit der Wolga, und so das schwarze Meer mit dem kaspischen und baltischen Meere zu vereinigen sei. Die aus Wald und Morast auf erobertem Boden hervorgegangenen Städte und Festungen Petersburg und Kronstadt mit den Umgebungen von Schlössern, Gärten, Klöstern und Fabriken zeugten von dem festen Willen, das Erworbene zu erhalten und zu sichern. Am Jenisei-Fluß in Sibirien ent-

stand (1723) die neue Stadt Katharinenburg. Die dort, wie zu Tula und Systerbeck, angelegten neuen Stückgießereien und Gewehrfabriken gediehen. Allenthalben sah man Ankerschmieden, Segeltücher- und Seidenmanufakturen. Mehr als hundert gute Fabriken waren im Gange, wovon einige über dreitausend Menschen Nahrung gaben, und ihre Fabrikate ins Ausland führten. Eine Kaufmannsbörse und geräumige sichere Lagerhäuser erleichterten den Handel, der endlich vom Monopol befreiet war. Man sah ein neues Arsenal zu Moskau, Schiffswerfte zu Petersburg, Archangel, Woronesch und mehrerern Orten: man sah ein trefflich versorgtes Land- und Seehospital zu Petersburg, ein ansehnliches Generalhospital zu Moskau; das Medizinalwesen erhielt wesentliche Verbesserungen. Es fehlten nicht Armenhäuser, nicht Findelhäuser. Eine Seeakademie hatte Petersburg, Moskau eine mathematische Schule. Münzhöfe fanden sich in beiden Städten, neue Berg- und Hüttenwerke in Sibirien und in verschiedenen Provinzen Rußlands. Zu einer öffentlichen Bibliothek war ein guter Grund gelegt, und die Kunst- und Naturalienkammer gehörte schon zu den ausgezeichneten unsers Welttheils. Die innere Landesverwal-

tung hatte eine neue feste Gestalt gewonnen. Als das höchste weltliche Reichsgericht ehrte man den dirigirenden Senat, als das oberste geistliche Gericht den heiligen Synod, und beiden war, so wie dem Land- und Seekriegs-Senaten der Geschäftskreis und das Verhalten durch bestimmte Verordnungen vorgeschrieben. Die Staatseinkünfte, die sich bei Peters Thronbesteigung nicht auf fünf Millionen Rubel beliefen, waren verdoppelt. Der kostbaren Kriege ungeachtet, hinterließ er das Reich nicht nur schuldenfrei, sondern mit einem Schatz von einigen Millionen.

"Siehe! wie ich Dich verlasse!" so konnte mit Recht auf einer Gedächtnißmünze Peter der weinenden Russia zurufen.

Unser Dank, so rief in seiner Lobrede Theophanes, unser Dank sei der Preis seiner Thaten. Es sind Gottes Werke, die wir preisen, indem wir Peters Werke verkünden. Er ist unsre Glorie, die Rußland umstrahlen wird bis ans Ende der Tage. Nur wir, fährt er fort, nur wir erkennen es ganz, was er that. Nie wird das Ausland es zu ergründen vermögen.

Und sicher konnten die Starken, welche, wie Theophanes, mit dem Helden die Kämpfe gegen die heimische Hyder der Vorurtheile gekämpft hatten, nur sie konnten ganz die Kraft ermessen, die der glorreiche Sieg erfordert hatte. Aber ganz ermißt das Ausland die großen Folgen, welche der von Petern so entschieden bewirkte Eintritt Rußlands in den europäischen Völkerbund für Europa, für die Welt gehabt hat. Denn nicht nur ward dem Kunstfleiße, dem Handel, der Ideenmittheilung ein neuer größer Schauplatz geöffnet; dies kolossalische Reich erhob sich auch von nun an zu einem ewigen Damm gegen den Einbruch barbarischer Völker. Daß Europa's Kultur nie wieder vergehen kann, danken wir Petern.

Wohl oft hat man den Versuch gemacht, Petern mit andern Regenten, welche die Geschichte auszeichnet, zu vergleichen. Bald mußte Persien seinen Nuschirwan oder seinen Schach Abas ihm an die Seite stellen. Bald gingen, um mit ihm zu wetteifern, aus dem Alterthum Moses und Cyrus, aus dem Mittelalter Karl der Große hervor. Aber schon dies Umherirren in der Weltgeschichte zeugt wie unvergleichbar er

dasteht. Vielleicht doch bietet unter den Regenten des Auslandes der Erbauer der Wunderstadt am Bosphorus, Konstantin, die meisten Vergleichungspunkte dar; und dennoch wie sehr gewinnt bei unpartheiischer Zusammenstellung Peter im Einzelnen wie im Ganzen! Unter Rußlands Regenten ist ihm keiner so ähnlich, als Iwan Wassiljewitsch II., der ganz das Ziel vor Augen hatte, welches Peter so glücklich erreichte. Ihm an die Seite gestellt zu werden, dadurch fühlte sich selbst Peter geehrt; und immer nahm er seinen großen Vorfahr gegen die Beschuldigung der Grausamkeit in Schutz. Hätte Iwan nicht vorgeleuchtet, vielleicht wäre Peter nicht geworden, was er ward! Aber so wie Peter da steht in der Geschichte, bleibt er einzig.

Wir haben nun gesehen, was Peter für Rußlands Größe, Macht und Ansehen gethan hat; wir wollen nun das Gemälde vollenden und einige Hauptzüge zur näheren Charakteristik desselben liefern.

Oft klagte er, daß er in seiner Jugend versäumt sei. Um sich durch Anschauung zu unterrichten, besuchte er, mit dem Reisepfen-

nig, Wahrheitssinn, ausgerüstet, die gebildeteren Staaten Europa's, und kehrte reich an Kenntnissen in die Heimath zurück. Namentlich bildete er in den schönen Künsten seinen Geschmack in der Mahlerei; und in den Wissenschaften begünstigte er vor allen die Astronomie. Aber sein vorzüglichstes Augenmerk blieb immer auf das Nützlichste gerichtet. Was er sich daher zum besondern Studium machte, war das Seewesen und die Schiffbaukunst. Auch brachte er es in dieser Kunst durch stete Uebung bis zur Meisterschaft. Indeß er sich in andern Dingen begnügte, den Plan im Ganzen zu untersuchen, und andern die Ausführung der besondern Theile zu überlassen; so trat er, sobald es das Seewesen betraf, auf das Einzelne ein. Täglich fand man ihn einige Stunden in der Admiralität. Wichtige Reichsangelegenheiten mußten mitunter dem Schiffbau nachstehen, und nicht ohne Grund sagte man, es dürfte ohne sein Wissen auf seinen Werften kein Nagel eingeschlagen werden. Ein halbvollendetes Schiff von hundert Kanonen, das er bei seinem Tode hinterließ, zeugt von dem hohen Grade der Kunst, die er sich zu eigen gemacht hatte. Den Entwurf zu diesem Schiffe hatte er in Riga, wo außer ihm kein

Schiffsbaumeister zu finden war, selbst gemacht, und es nach diesem Riß unter seiner besondern Aufsicht in St. Petersburg erbauen lassen. Das Werk gewann vortrefflichen Fortgang, und das Schiff, welches nach des großen Baumeisters Tode vollendet, (im Jahre 1727.) und mit dem Namen Peters I. verherrlicht, in die See lief, wich nach der Kenner Urtheil an Richtigkeit keinem der übrigen Kriegsschiffe.

Auch die Steuermannskunst übte Peter. Oft setzte er sich großen Gefahren aus, und, bei Stürmen am Ruder sitzend, rief er den zagenden Gefährten mit den Worten: fürchtet nicht! Zar Peter kann nicht ertrinken! Muth und Vertrauen in die Seele zurück. "Ich bin nicht nach Rußland gesandt, um mich hier ersäufen zu lassen," sagte ein bebender fremder Gesandter, den Peter im Sturm nach Kronstadt führte. "Mein König wird Rechenschaft darüber fordern." — "Nun, wenn Sie ersaufen," erwiederte Peter mit Lächeln, "dann sinken wir alle, und die Rechenschaft mit uns."

Peters Sprachkunde war nicht ausgebreitet. In einiger Vollkommenheit kannte er nur seine Muttersprache. Unter den fremden

Sprachen war die Holländische seine Lieblingssprache, nach ihr die Deutsche. "Die holländische Sprache," pflegte er oft zu sagen, "brauchen wir zur See, die Deutsche zu Lande, die Französische gar nicht; denn wir haben mit den Franzosen gar nichts zu schaffen." Nie begriff er, woher es komme, daß die Deutschen in die französische Sprache so verliebt seien. "Ist denn die deutsche Sprache so arm, fragte er, daß man sich nicht zureichend in ihr ausdrücken kann?" Auch währte es lange, ehe er seine Prinzessinnen, die früh im Deutschen unterrichtet wurden, Französisch lernen ließ.

Eine besondre Liebhaberei war seine Lust zu chirurgischen Operationen, wozu ihm schon früh sein Günstling, der Wundarzt Tirmont, Neigung einflößte, und worin er sich besonders zu Amsterdam weitere Kenntnisse erworben hatte. Er übte die Kunst fortdauernd im Laufe seines Lebens; Wassersüchtigen half er das Wasser abzapfen, und befreite manchen der an Zahnweh litt, von dem leidenden Theile. Gemeiniglich trug er daher neben einem Bestecke mit mathematischen Instrumenten zu Prüfung der ihm vorgelegten Bauriſſe, auch ein andres mit chirurgischen Instrumenten bei sich. Wenn im Hospital oder sonst

eine anatomische Sektion oder chirurgische Operation vorgenommen werden sollte, mußte es ihm gemeldet werden, da er dann selten fehlte und gewöhnlich selbst mit Hand anlegte.

Gern war Peter Mensch mit den Menschen; gern entfernte er das lästige Gepränge, wodurch gewöhnliche Regenten sich vom Volke trennen zu müssen wähnen. An Prachtfesten zu prunken, überließ er, sofern nicht höhere Rücksichten Ausnahmen geboten, der Regel nach Katharinen und Menschikow. Freilich konnte er sich der öffentlichen Darstellung nicht immer entziehen; wenn er asiatischen Gesandten vom Throne Gehör geben mußte, stellte er mit Würde sich dar. Weniger bedenklich war er mit Abgeordneten europäischer Mächte. Einen neuangekommenen römisch-kaiserl. Gesandten beschied er zur ersten Unterredung früh Morgens in die Naturalienkammer, und den preußischen Gesandten von Prinz empfing er beim ersten Gehör am Bord eines Kriegsschiffes, das noch nicht vom Stapel gelaufen war. Peter, der gerade oben am Maste Seile ordnete, lud den Kommenden zu sich empor, und da Prinz sich entschuldigte, glitt der Zar, einem Matrosen gleich, am Seile zu ihm herab und gab am Mast ihm Gehör.

Seine Tafel bestand aus wenigen und ganz gewöhnlichen Speisen. Sein gewöhnlicher Trank war das russische Halbbier (Quaß) und erst in spätern Jahren gewöhnte er sich mehr an die französischen Weine. Eine feste Abendtafel fand gar nicht statt. Bei seinen Mahlen herrschte Jovialität, gute Laune und eine seltene Fröhlichkeit. Bei solchen Festen zeigte sich die Offenheit und Geradheit seines Charakters und ein Witz, der zwar im Felde und beim Schiffbau wenig verfeinert, aber oft treffend war. Um hierin Zwangloser zu seyn, mußten die wenigen Aufwärter, (ein Oberküchenmeister, ein Dentschik und zwei kleine Pagen) welche die Gäste bei der Tafel bedient hatten, sobald der Nachtisch erschien und für jeden Gast eine Flasche Wein aufgesetzt war, aus dem Speisesaal abtreten. Gemeine Lakeyen kamen, wenn der Kaiser nicht öffentlich speiste, nie bei der Tafel zum Vorschein. Er fürchtete sie als Auflauerer, die das Gesagte falsch verstünden und noch falscher erzählten.

Sein größtes Vergnügen war es, daß er sich gern in Petersburg mit den ankommenden Schiffern, besonders mit den Holländern, unterhielt. Gemeiniglich ging er an Bord ihrer

Schiffe, verschmähte nicht ihre Schiffskost, sprach mit ihnen von ihrer Fahrt, besonders durch die Ostsee, und nutzte ihre Erfahrungen. Auch hatten sie volle Freiheit, bei Hofe zu erscheinen und den Festen zuzusehen, wobei sie denn auch selbst zuweilen bewirthet wurden.

Gern besuchte Peter auch die Fabrikanten und gab sich Mühe, ihre Unternehmungen in Aufnahme zu bringen. Vor andern unterhielt er sich oft mit dem Tuchfabrikanten Serikow zu Moskau, und dem Seidenfabrikanten Polujaroslawzow. Er kleidete sich selbst aus des erstern Fabrik. Dem letztern zeichnete er Risse zu Verbesserungen; ja, er selbst setzte sich wohl an dessen Weberstuhl, und übte die Kunst mit Geschicklichkeit.

Ueberhaupt lebte er mit den Einwohnern seines geliebten Petersburgs wie mit einer Familie; er hob die Kinder der Bürger aus der Taufe, und nahm an ihren kleinen Festen Theil. In den Weihnachtstagen pflegte er sich auch in die Feier der Slawlenie und in der Masselnitze in die öffentlichen Volksvergnügungen der Eisberge, Schaukeln und übrigen Lustbarkeiten zu mischen.

Dagegen gab der Kaiser auch seinerseits öffentliche Feste, besonders solche, woran viele Theil nehmen konnten. Um aber zugleich den öffentlichen Geist zu heben, suchte er durch jährlich wiederkehrende Feierlichkeiten bei der Nation das Andenken an die Tage, welche ihre Größe bereitet hatten, zu erhalten. So wurden die Tage von Ljesna und Poltawa, wie auch die Einnahme von Narwa und besonders von Schlüsselburg, dann die Stiftung der Preobraschenskyschen Garde feierlich begangen. Diese Garde ward bei allen diesen Festen besonders geehrt. Peter ging durch ihre Reihen, und reichte vielen selbst das Getränk, das ihnen gespendet ward.

Das größte Fest für Peter war es aber, wenn ein neugebautes Schiff vom Stapel lief. Er sparte dabei keine Ausgabe. Beim Ablauf jedes Schiffes wurden zu Ausrichtung eines Festes tausend Rubel an die Admiralität bezahlt. Die Kaiserin mit den Damen pflegte in der Kajüte zu speisen; Peter aber hielt oben auf dem Schiffe unter einem Zelte von Segeltuch Tafel. Menschikow saß, wie gewöhnlich, mit den Großen des Reichs oben an, indeß Peter unten zwischen den Schiffszimmerleuten saß, zu deren Zunft zu gehören er sich zur Ehre

rechnete. Nie war er aufgeräumter, als bei einem solchen Feste, und hier vor allen ward auf das Wohl der Flotte feierlich getrunken.

(Die Fortsetzung nächstens.)

II.

Paul von Demidow.

Wirklicher Staatsrath, Ritter des heiligen Wladimirordens der ersten Klasse, und einiger gelehrten Gesellschaften Mitglied.

Da in diesen Blättern schon öfters die Rede von den großen Aufopferungen des Herrn von Demidows für die Beförderung der Wissenschaften in Rußland gewesen ist, so wird es dem Publikum nicht unangenehm seyn, hier eine kurze Notiz von dem Leben dieses so edlen Wohlthäters zu lesen.

Paul Grigoriewitsch Demidow wurde am neun und zwanzigsten Dezember 1738 gebohren. Seine erste Erziehung und Bildung des Geistes gab ihm der Professor Sigismundi in Reval. Demidow war

damals zehn Jahre alt und blieb drei Jahre in Reval.

Im dreizehnten Jahre verließ er diese Stadt und begab sich nach Göttingen. Hier legte er den Grund zu seinen Kenntnissen in der Mathematik, Physik und Mineralogie. Die Professoren Haller, Geßner, Segner und Tobias Meyer waren seine vorzüglichen Lehrer auf der Göttinger Universität.

Von Göttingen reisete er im Jahre 1755 nach Freiberg in Sachsen. Hier war es, wo er sich in der Metallurgie, Chemie, Mineralogie und überhaupt in der Bergwerkskunde die meisten Kenntnisse sammelte. Geschickte Männer daselbst gaben ihm in diesen Wissenschaften Unterricht, unter welchen auch der berühmte Hoffmann war.

Nach einem Aufenthalt von einem Jahre durchreisete er das übrige Deutschland und besuchte zugleich mehrere Bergwerke in Böhmen und Oesterreich. Aus Deutschland begab er sich durch die Schweiz nach Genf, wo er sich ebenfalls ein Jahr aufhielt. Im Jahre 1758 durchreisete er fast ganz Italien, Frankreich und Holland. Von da begab er sich nach Eng-

land. Auf seiner Reise durch England und Schottland besuchte er die Universitäten und alle merkwürdige Oerter, und bemerkte alles, was nur einigermaßen seiner Wißbegierde nützen konnte. In der Stadt Glasgow erhielt er das Bürgerrecht.

Im Jahre 1760 verließ er London und richtete seinen Weg nach Norden, wohin ihn besonders der so berühmte Name Linné lockte. Er reisete daher über Copenhagen nach Stockholm, besahe in Schweden mehrere Eisenbergwerke, so wie auch das große Kupferbergwerk zu Fahlum, und wählte sich dann Upsala auf ein Jahr zu seinem Aufenthalte.

In Upsala war es, wo er selbst den berühmten Ritter Linné in der Botanik und Naturgeschichte hörte. Wallerius aber gab ihm Unterricht in der Chemie und Mineralogie. Von da reisete er wieder zurück in sein Vaterland nach St. Petersburg.

Von St. Petersburg begab er sich über Moskwa und Kasan nach Ekaterinenburg, um sich daselbst auch von den so reichen Bergwerken seines Vaterlandes eine genaue Kenntniß zu verschaffen. Außer Ekaterinenburg berei-

sete er noch mehrere Gegenden Sibiriens und Rußlands, und kam im Jahre 1765 wieder zurück nach Moskwa, welche Stadt er jetzt mehrere Jahre hindurch zu seinem Aufenthalte wählte.

Zu Anfange des Jahres 1772 unternahm er eine zweite Reise nach Deutschland, Holland und Frankreich. Diesmal hielt er sich zu Paris fast ein Jahr auf. Von da gieng er nach Spaa und brauchte daselbst die Bäder; hierauf reisete er wieder über Stockholm, Reval und St. Petersburg zurück nach Moskwa, wo er gegen das Ende des Jahres 1773 ankam.

Von dieser Zeit an wählte Paul von Demidow Moskwa zu seinem beständigen Wohnplatze. Die Wintermonate bringt derselbe gewöhnlich in der Stadt zu, und wohnt daselbst in seinem Hause nahe am Moskwastrome; den Sommer aber genießt er auf seinem von schönen Waldungen umgebenen Landgute Lewonowa, fünf Werst von Moskwa.

So lebt dieser edle Mann nun schon seit mehr als dreißig Jahren in philosophischer Ruhe. Aeußerer Aufwand, große Gastereien, zahlreiche und glänzende Gesellschaften, kurz

das Geräusch der Welt und der Taumel sinnlicher Vergnügungen sind nicht sein Zeitvertreib. — Im Gegentheil er lebt ganz allein, nur von einigen seiner treuen Diener umgeben, in einer stillen Einsamkeit, und genießt das so schöne Vergnügen und den so großen Genuß, den eine stille philosophische Ruhe einem jeden denkenden Manne gewährt. — Er beschäftigt sich mit Lektüre und mit seiner Lieblingswissenschaft, der Naturkunde, giebt seinem Landguthe durch neue Anlagen, durch Pflanzung mehrerer Bäume, durch Verschönerung des Gartens mehr Reiz und Annehmlichkeit. Als Beförderer der Wissenschaften, als Wohlthäter seiner Landesleute und Untergebenen verwendet er sein ganzes Vermögen auf das allgemeine Beste seines Vaterlandes. *) Wer so glücklich ist, diesen würdigen Mann näher zu kennen, spricht seinen Namen gewiß nie ohne Ehrfurcht und Rührung aus.

So weit die Notiz von dem Leben des Herrn von Demidows, und nun noch etwas weniges von seinen Verdiensten um die Naturgeschichte.

---

*) Für die so großen wohlthätigen Schenkungen zur Errichtung neuer Lehranstalten, wurde dem

Die Korrespondenz des Herrn von Demidows mit Linné hat uns einige Entdeckungen aufbewahrt, die derselbe in der Naturgeschichte gemacht, und die auch Linné in seinen Werken angezeigt hat. Eine dieser Entdeckungen ist unter andern der Korsack; ein Thier, welches sich in den kirgisischen Steppen aufhält, und zwar mehrentheils zwischen den Flüssen Jaik, Emba und Irtisch. Um diese Thiere in der Nähe zu beobachten, hatte sich der Herr von Demidow drei lebendige Korsacke zu verschaffen gesucht. Nach einiger Zeit machte er damit dem Akademiker Falk ein Geschenk, weil dieser versprach die Beobachtungen genau fortzusetzen. Allein Falk hat davon nirgends et-

---

Staatsrath, Paul von Demidow, in einer allgemeinen Versammlung des Senats, als ein Pfand der allgemeinen Dankbarkeit, eine goldne Medaille eingehändigt; auf der einen Seite befindet sich das Bildniß Demidows mit seinem Namen, und auf der andern die Inschrift: für die Wohlthat, erwiesen den Wissenschaften 1803. Auch wurde er zu gleicher Zeit von dem Kaiser Alexander I. mit den Insignien des Wladimirordens der ersten Klasse begnadigt. Ein Orden, der in Rußland für ausgezeichnete Bürgertugenden gegeben wird.

was erwähnt. *) Herr von Demidow theilte daher selbst eine kurze Beschreibung mit der Abbildung dieses Thieres dem berühmten Naturforscher Linné mit. Auch Schreber **) liefert in der Folge eine Abbildung dieses Thiers, die ihm der berühmte Pallas, der sie von dem Herrn von Demidow erhalten, hatte zukommen lassen.

Colinson erhielt durch den nämlichen Weg eine kurze Beschreibung dieses Thiers, die er dem berühmten Naturforscher Büffon mittheilte. Allein dieser hat sie nicht so voll-

---

*) So sagt Professor Fischer in seinen Nachrichten von dem Leben Demidows. — Ich habe einige von diesen interessanten Nachrichten, wovon Herr von Demidow die Materialien selbst geliefert hat, bei dieser Biographie benutzt. Professor Fischer hat sie in der französischen Vorrede zu dem Katalog des Demidowschen Museums beigefügt. Dieser Katalog ist in (4) und giebt eine sehr genaue Kenntniß vom ganzen Museum und der Demidowschen Bibliothek. Der Titel ist: Museum-Demidoff. Tom. I. contenant le catalogue de la bibliotheque. — Publié avec une preface par le Professeur Fischer à Moskau. 1806.

**) Siehe Schrebers Säugethiere Th. 3. S. 350. Tab. 91. und Pallas nordische Beiträge 1—29.

kommen bekannt gemacht, *) als er sie von Colinson erhielt. Vielleicht kam es daher, weil Büffon dies Thier für einen Isatis hielt. Allein Herr von Demidow bemerkte sehr wohl in seiner Beschreibung, die er Colinson gab, daß es zwei Gattungen dieses Thieres gäbe. Eine derselben halte sich in etwas wärmern Gegenden auf, und dies sei der Korsak; eine zweite aber in den nördlichen Gegenden, und dies sei der Isatis.

Der Herr von Demidow hat auch den Kobez, eine Art von Falken, (Fasco vespertinus) und die rothe astrachanische Ente (Casarca) beschrieben. **) Eben diese Casarka sahe Herr von Demidow auch in dem Museum zu Paris, und da wurde sie ihm unter dem Namen die egyptische Ente gezeigt.

Den Grund zu seinem so kostbaren Naturalienkabinet legte der Herr von Demidow zu Paris. Daselbst kaufte er die so vortrefliche Kollektion der berühmten Klairon für 65,979

*) Siehe Büffon Supplemens ed. in 4. Tom. III. p. 113. et 114. pl. XVII.

**) Vide Linnæi System. naturæ, ed. XII. I. p. 129, n. 23. und XII. app. p. 224.

Livres. Hiermit verband er zu gleicher Zeit noch eine kleine Kollektion Vögel und mehrere Thiere und Schlangen, die er ebenfalls zu Paris kaufte. Für die Vögel von Cayenne gab er 1236 und für die Schlangen den Herren Poissonnier und Boville 2184 Livres. Im Jahre 1773 ließ er diese Sammlungen von Paris nach Moskwa bringen, und bezahlte bloß für die Emballage zweihundert Louisd'or.

Nach der Zeit vermehrte der Besitzer sein Naturalienkabinet fast ununterbrochen durch den Ankauf mehrerer seltenen Sammlungen, die er oft sehr theuer bezahlte. Dahin gehören unter andern die schönen Mineraliensammlungen der beiden Weichhardts; eine zusammengesetzte Sammlung von fast zweitausend Stücken, die besonders an Goldstufen und Opalen aus Ungarn und aus Achaten aus Oberstein sehr reich ist. Ferner die Sammlungen von Weiß, und eine auserlesene Mineraliensammlung aus Sibirien.

Das ganze Naturalienkabinet des Herrn von Demidows, seine Münzsammlung, seine Bibliothek und kostbare Kollektion von Kunstseltenheiten, welches er alles als Geschenk der Universität zu Moskwa überließ, ist jetzt in

fünf großen Zimmern in einem geräumigen Gebäude neben der Universität unter dem Namen: das Demidowsche Museum, aufgestellt. Den Werth desselben berechnet man gegen 300,000 Rubel.

III.

Ueber die Kriegserziehung in Rußland.

Das entworfene Projekt des Fürsten Subow, in Rücksicht der Kriegsschulen und höhern Kadettenkorps in Rußland, ist nun von der dazu niedergesetzten Kommission weiter ausgeführt, Sr. Kaiserlichen Majestät unterlegt und dann voriges Jahr vom Kaiser Alexander dem Ersten, mit einigen Abänderungen und Zusätzen, eigenhändig unterschrieben und bestätigt worden.

Dieser Plan betrifft erstlich die Gouvernementskriegsschulen in Rußland, und dann die höheren Kadettenkorps.

Die Kriegserziehung der adlichen Jugend, die sich dem Dienste der Landarmee widmet,

wird in den Gouvernementskriegsschulen angefangen und in den zwei höhern Kadettenkorps zu St. Petersburg geendigt.

Die Anzahl der Eleven, die in den Gouvernementskriegsschulen Unterricht erhalten, ist auf dreitausend festgesetzt. Sie werden in funfzehn Kompagnien eingetheilt; jede Kompagnie besteht aus zweihundert Eleven.

Die Kompagnien sind auf folgende zehn Städte vertheilt, in welchen sich die Kriegsschulen befinden, nämlich: St. Petersburg, Moskwa, Smolensk, Kiew, Woronesch, Twer, Jaroslaw, Nischni-Nowgorod, Kasan, Tobolsk. Die Kriegsschulen in den erstern fünf Städten enthalten zwei Kompagnien; die letztern eine.

Sowohl der Adel derjenigen Gouvernements, wo sich Kriegsschulen befinden, als auch der Adel in den benachbarten Gouvernements, schickt seine Söhne in diese Schulen, und damit in Rücksicht letzterer keine Irrungen eintreten, so sind diejenigen Gouvernements, die keine Kriegsschulen haben, auf folgende Weise vertheilt. 1.) Zu der Kriegsschule in St. Petersburg gehören: die Gou-

vernements St. Petersburg, Nowgorod, Archangel, Olonetz, Liefland, Ehstland, Kurland und Finnland. 2.) Zu der Kriegsschule in Moskwa: die Gouvernements Moskwa, Wladimir, Räsan, Tula, Kaluga. 3.) Zu der Kriegsschule in Smolensk: die Gouvernements Smolensk, Witepsk, Mohilew, Grodno, Wilna. 4) Zu der Kriegsschule in Kiew: die Gouvernements Kiew, Tschernikow, Pultawa, Ekaterinoslaw, Cherson, Taurien, Vollhynien, Podolien, Minsk. 5.) Zu der Kriegsschule in Woronesch: die Gouvernements Woronesch, Kursk, Orel, Slobodische Ukraine, Saratow, Astrachan, Kaukasien, das Land der Kosaken am Don und schwarzen Meere. 6.) Zu der Kriegsschule in Twer: die Gouvernements Twer, Pskow. 7.) Zu der Kriegsschule in Jaroslaw: die Gouvernements Jaroslaw, Wologda. 8.) Zu der Kriegsschule in Nischni-Nowgorod: die Gouvernements Nischni-Nowgorod, Kostroma, Tambow, Pensa. 9.) Zu der Kriegsschule in Kasan: die Gouvernements Kasan, Wätka, Perm, Simbirsk, Orenburg. 10.) Zu der Kriegsschule in Tobolsk: die Gouvernements Tobolsk, Tomsk, Irkutsk. Im Uebrigen kann man auch Kinder aus andern Gouvernements annehmen, wenn nämlich keine Stelle

in der Schule, zu welcher sie gehören, ledig ist; nur muß in diesem Falle die Aufnahme durch Stimmen entschieden werden.

Ueberhaupt werden jährlich 430 Eleven, als der siebente Theil der bestimmten Anzahl in der Schule, und zwar vom siebenten bis zum neunten Jahre aufgenommen. Sie lernen in der Gouvernementskriegsschule sieben Jahre, und dann werden sie in die höhern Kadettenkorps versetzt.

Die Erziehung in den Gouvernementskriegsschulen besteht aus zwei Theilen, nämlich in literarischen und Kriegsbeschäftigungen. Den literarischen Unterricht erhalten die Eleven nach den Regeln, so wie er in den Kreisschulen und Gymnasien vorgeschrieben ist; den Kriegsunterricht aber ertheilen ihnen die sich bei den Kriegsschulen befindlichen Staabs- und Oberoffiziere.

Bei jeder Kompagnie von zweihundert Eleven wird für den ersten Unterricht eine Elementarschule errichtet. Hierinnen lernen die Zöglinge zwei Jahre. Von da besuchen sie fünf Jahre die Klassen in dem Gouvernementsgymnasium. Und damit die Eleven

nicht so weit in das Gymnasium zu gehen brauchen, so trifft die Regierung alle möglichen Maßregeln, das Gebäude der Kriegsschulen nicht so weit von dem Platze, wo das Gymnasium sich befindet, zu errichten.

Die Eleven der Kriegsschulen lernen in den Gymnasien alle diejenigen Wissenschaften und Gegenstände, die in dem Allerhöchst bestätigten Reglement für die Gymnasien angezeigt sind. Nur die lateinische Sprache haben sie nicht nöthig zu lernen; dahingegen erhalten sie Unterricht in den Anfangsgründen der Fortifikation. Daß sie zugleich auch in der Religion unterrichtet werden, versteht sich von selbst.

Bei jeder Kriegsschule, die aus einer oder zwei Kompagnien besteht, befindet sich die nöthige Anzahl der Oberoffiziere; — ein Staabsoffizier und ein Direktor des Korps. Diesen sind die Eleven unmittelbar in Hinsicht der moralischen Erziehung und der Erlernung der Kriegsdisziplin anvertraut. Auch sind sie verpflichtet in den Freistunden, Sonntags und Mittwochs Nachmittags, ferner in den Feiertagen und besonders während der Vakanz im Sommer mit Kriegsexerzitien die Eleven zu beschäftigen.

Haben die Kadetten den literarischen Kursus in den Gymnasien geendigt, dann werden sie nach einer öffentlichen Prüfung in die höhern Kadettenkorps versetzt. Diejenigen aber, die schwächlicher Gesundheit, oder andrer Umstände wegen, sich dem Kriegsstande nicht widmen können, können sich auf eine Universität zur weitern Fortsetzung der Wissenschaften begeben.

In die Gouvernementskriegsschulen können zu jeder Zeit Pensionäre aufgenommen werden. Sie bezahlen für den Unterhalt so viel, als nach dem Etat bestimmt ist. Haben sie den literarischen Kursus in den Gymnasien geendigt, so werden sie zugleich mit den andern in die höhern Kadettenkorps versetzt.

Endlich hat eine jede Kriegsschule ein eigenes, großes, geräumiges Haus, worinnen nicht nur die Kompagnien der Kadetten, sondern auch die Pensionäre und andere zur Kriegsschule gehörige Personen wohnen können.

IV.

Glänzende Zeitpunkte der französischen Marine.

Zu Paris erschien im vorigen Jahr eine *) kurzgefaßte chronologische Geschichte der französischen Marine, seit ihrer Entstehung bis zum Frieden von 1783; die von dem Verfasser derselben (Gin. Dossery) zwar nur den Zöglingen der Marine zugeeignet ist, aber auch für andre, besonders jetzt, da die Blicke von ganz Europa auf die neue Schöpfung der französischen Seemacht gerichtet sind, nicht anders als interessant seyn kann. Aus dem, was diese bei einer Nation, deren Grundcharakter derselbe bleibt, schon gewesen ist, und was sie bereits wieder zu werden beginnt, lassen sich, wenn man zugleich zwischen dem ehemaligen Urheber ihres höchsten Ruhms, Ludwig XIV., und dem, der ihre Wiederherstellung jetzt unternommen hat, eine unpartheiische Vergleichung anstellt,

*) Abrégé chronologique de l'histoire de la Marine française, depuis son Origine jusqu'à la paix de 1783. par M. G. D. Paris, 1805.

auf dasjenige, was sie am Ende zu seyn verspricht oder droht, mannigfaltige Schlüsse ziehen, wovon die weiteren Folgen nicht zu berechnen sind.

Daß die glänzenden Perioden, welche die französische Marine von Zeit zu Zeit gehabt, nicht von Dauer gewesen, wird in der Vorrede von dem Verfasser einzig der Regierung, die bisher über diesen Gegenstand noch keinen bestimmten Plan festgesetzt und verfolgt habe, Schuld gegeben. Zu Friedenszeiten, sagt er, werde in Frankreich das Seewesen vernachläßigt und vergessen, während dem die Engländer neue Schiffe bauen, die alten herstellen, ihre Kolonien mit Lebensmitteln versehen, und ihre Seeleute theils auf den Rheden, theils auf weiten Reisen unaufhörlich in Bewegung und Uebung erhalten; daher ihre großen Schiffe und Flotten natürlicher Weise immer besser manövriren als die französischen. Die ganze Organisation des englischen Seewesens werde mit eben der Sorgfalt, wie die der französischen Landmacht, bis auf das kleinste Detail besorgt und unterhalten; die Agenten, und alle, die dabei angestellt seyen, werden besser bezahlt als in Frankreich, und im Dienste selbst sei bei den Engländern mehr Subor-

dination eingeführt, als bei den Franzosen. Bei einzelnen Fregattengefechten sei der Vortheil gewöhnlich auf französischer Seite; nicht so wenn Eskadern aufeinander stoßen. Die Engländer, sobald sie merken, daß sie die feindliche Linie nicht durchbrechen können, ziehen nach einem kurzen Treffen sich wieder zurück und lassen sich in keine Hauptschlacht ein, bei der sie keinen Vortheil voraussehen. Die Kühnheit und Ungeduld der Franzosen berechne nie, und die Engländer, die gute Taktiker seyen und kaltes Blut haben, wissen den kleinsten Fehler, der gemacht werde, zu benutzen. So wie an einer guten Administration, so habe es seither ins besondere auch an guten Anführern gefehlt. Jetzt aber habe die französische Nation alle Ursache zu hoffen, daß derjenige, der die Ehre ihrer Landmacht so glorreich gerettet habe, auch den alten Ruhm ihrer Marine wieder herzustellen wissen werde.

Und nun folgende Hauptzüge aus dem Werke selbst.

Französische Marine vor Ludwig XIV.

Schon im sechsten Jahrhundert waren, der Geschichte zu Folge, die Franzosen im Be-

ſitz des mittelländiſchen Meeres. Während dem, von ihrem damaligen König Theodebert, die Dänen zu Lande geſchlagen wurden, ſchlug die franzöſiſche Flotte die ſpaniſche.

Um gegen die räuberiſchen Seezüge der Normänner, die ſchon in den früheſten Zeiten die franzöſiſchen Küſten beunruhigten, ſein Reich ſicher zu ſtellen, nahm Karl der Große ſelbſt die Küſten in Augenſchein, und ließ Schiffe bauen, die von der Mündung der Tiber bis nach Dänemark, in allen ſeinen Seehäfen immer ausgerüſtet, auf jeden Angriff bereit ſeyn, und auf denen auch die Edelleute, ſo wie zu Lande, in Perſon Dienſte thun mußten. Er bemächtigte ſich im Jahre 799 der Inſeln Majorka und Minorka, und hatte den großen Vorſatz, durch einen Kanal die Donau mit dem Rhein, und durch beide den Ozean mit dem ſchwarzen Meere zu vereinigen.

1066.

In dieſem Jahre zieht Wilhelm der Eroberer, ſein Recht als erklärter Erbe des engliſchen Thrones geltend zu machen, mit einer Kriegsflotte von neun hundert Se-

geln, und einem Heer von 100,000 Mann Franzosen, Normänner und Bretagner gegen England. Kaum ist er an den Küsten von Sussex gelandet, so läßt er alle seine Schiffe verbrennen, zum Zeichen, daß er mit seiner Armee zu siegen oder zu sterben entschlossen sei. Bei Hastings trifft er auf Harold, seinen Mitbewerber. Beide Heere sind gleich stark, beide thun mit ihren Anführern Wunder der Tapferkeit, aber der Sieg erklärt sich für die Franzosen. Harold fällt; 67,000 Engländer bleiben mit ihm auf dem Schlachtfelde, und mit der Krone von England erfiegt Wilhelm den stolzen Beinamen, den ihm noch jetzt die spate Nachwelt giebt.

1092.

Bei dem ersten Kreuzzug, wovon Gottfried von Bouillon einer der Hauptanführer war, wird Nicäa, Antiochien, Jerusalem und ganz Palästina erobert. Gottfried trägt über die Türken glänzende Siege davon, und wird zum Könige von Jerusalem erwählt.

1202.

Gegen den unmenschlichen Usurpator Alexis, der dem griechischen Kaiser Isaak, dem

Engel, die Augen hatte ausstechen lassen, zu Hülfe gerufen, machen sich unter Anführung Balduins, des Grafen von Flandern und Herzogs von Burgund, die französischen Kreuzfahrer Meister von Konstantinop, und setzen den unglücklichen Kaiser wieder auf den Thron.

1204.

Einen zweiten Usurpator, der ihnen den Krieg ankündigte, zu bekämpfen, erobern Konstantinopel zum zweitenmal mit Sturm der Usurpator wird getödtet, und Baldu von den Franzosen auf den griechischen Thro erhoben. Daher das lateinische Kaiserthum das acht und funfzig Jahre dauerte.

1220.

Philipp August's ältester Sohn, Ludwig, macht eine Landung in England, besiegt den König Johann, und wird zu London gekrönt.

1248.

Ludwig der Heilige segelt mit 1800 Schiffen von Cypern gegen Damiette.

1313.

ine französische Flotte von zwanzig Schen, gegen eine englische von achtzig. Primogenet, der als Anführer der erstern die ordeliere, das größte Schiff, das bisher in rankreich gebaut war, bestiegen hatte, h sich lange in dem ungleichen Kampf. yrere feindliche Schiffe werden in den und gebohrt, endlich entert er das englische miralsschiff, und es wird erstiegen. Wähnd dem Gefechte finden die Engländer Mitel, die Cordeliere in Brand zu stecken. Primogenet, der sich jetzt verloren sieht, will seinen Feind mit sich zu Grunde richten: es gelingt ihm, durch geschicktes Manövriren dem englischen Schiffe das Feuer mitzutheilen, hierauf stürzt er sich in die See und versinkt, hinabgezogen von dem Gewicht seiner Rüstung. Die übrigen französischen Schiffe jagen nun die englischen bis an ihre Küsten zurück, und eine abermalige Landung der Franzosen findet Statt.

1371.

Bei Rochelle trägt die französische Flotte einen vollständigen Sieg über die englische davon. Der Herzog von Bembroke und 8000 Engländer kommen dabei in Gefangenschaft.

1479. 1545. 1553. 1604.

Nachdem vernachlässigt unter den folgenden Regierungen, (die Einnahme der kanarischen Inseln unter Karl VI., einen Sieg über die holländische Flotte, im Jahr 1479, eine 1545 ohne Erfolg gemachte Landung in England, die Eroberung eines Theils von Korsika im Jahr 1553, und die Niederlassung der Franzosen in Canada 1604, ausgenommen), die französische Marine über zwei Jahrhunderte beinahe ganz unthätig und ruhmlos darnieder lag; erschien endlich unter Ludwig XIII. der Kardinal Richelieu, ihr ein neues bedeutenderes Daseyn und neuen Glanz zu geben.

1628.

Durch die zweckmäßige Verwaltung, die der Kardinal einführte, ward die französische Seemacht bald in den Stand gesetzt, drei auf einander folgenden englischen Flotten Widerstand leisten zu können. Er stellte ihnen vor Rochelle, dem Zufluchtsort der Protestanten, denen die Engländer zu Hülfe kamen, einen Seedamm entgegen, der von ihnen selbst, durch die vergeblichen Versuche ihn zu durchbrechen, als ein Meisterstück der Wasserbaukunst öffentlich erklärt wurde, und eroberte endlich im Jahre 1628 die Stadt.

1635. 1637.

Im ersten Jahre erobern die Franzosen Guadeloupe, im zweiten die Inseln St. Margareth und St. Honoré.

Französische Marine unter Ludwig XIV.

1643. 1646. 1655.

Die spanische Flotte wird im ersten Jahr vor Karthagena, im andern bei Orbitello in Toskana, und im letztern vor Barzellona von den Franzosen geschlagen.

1664.

Merkwürdig durch die große, in diesem Jahre angefangene Unternehmung, vermittelst des Kanals von Languedok zwei Meere zu vereinigen.

1666.

Die Franzosen schlagen die Engländer, und vertreiben sie aus der Insel St. Christoph.

1670.

Der Marquis von Martel zwingt die Algierer mit Frankreich Frieden zu schließen.

1674.

Der große holländische Admiral Ruyter, der auf der Insel Martinique gelandet war, ist nach einem Verlust von zwölfhundert Mann genöthigt, sich wieder einzuschiffen.

1675.

Vor Messina schlagen der Herzog von Vivonne und dû Quesne die spanische Flotte in die Flucht.

1676.

Drei Siege der französischen Seemacht. Ruyter, der der spanischen Flotte zu Hülfe kam, wird am achten Januar von dem tapfern dû Quesne geschlagen, und verliert in der zweiten Schlacht mit ihm, am zwei und zwanzigsten April, das Leben; ein für die Holländer unersetzlicher Verlust, den selbst Ludwig XIV. zu beklagen die Großmuth hatte. Am zweiten Junius werden im mittelländischen Meere die holländische und spanische Flotte vollends zu Grunde gerichtet.

Am zwanzigsten Dezember wird Cayenne von dem Grafen d'Etrées erobert.

1677.

Ebenderselbe schlägt den Admiral Bink, und bemächtigt sich der Insel Tabago.

1680.

Erste Niederlassung der Franzosen in Ostindien. — Ludwig XIV. besucht selbst die Seehäfen von Flandern.

1681.

Brest und Toulon werden in guten Stand gesetzt. Die Marine wird mit 60,000 Matrosen vermehrt.

Am neunzehnten May nimmt die Schiffahrt auf dem Kanal von Languedok ihren Anfang.

1685.

Geschreckt durch den Admiral du Quesne, der Genua bombardirt hatte, kommt der Doge der Republik, begleitet von vier Senatoren, in eigner Person nach Versailles, um vor Ludwig XIV. sich zu demüthigen. Eben so sehen Tripolis und Tunis sich genöthigt, Frieden mit Frankreich zu schließen.

1689.

Eine französische Flotte bringt Jacob II. nach Irland; und Herbert, der englische Vizeadmiral, wird von dem Grafen von Chateaurenaud in die Flucht geschlagen.

Die Algierer bitten Ludwig XIV. um Frieden, der ihnen bewilligt wird.

Tourville, der mit zwanzig Schiffen von Toulon ausgelaufen war, stößt zu der auf der Rhede vor Brest liegenden Flotte von Chateaurenaud, ohne daß die Engländer und Holländer, die mit siebzig Schiffen den Kanal besetzt hatten, ihre Vereinigung zu hindern vermögen.

1690.

Am zehnten Julius treibt bei Dieppe, die von Tourville und Chateaurenaud angeführte französische Flotte, nach einem langen und hitzigen Seetreffen, die englische und holländische in die Flucht. Ein und zwanzig Schiffe werden den fliehenden Feinden weggenommen oder verbrannt. Tourville verfolgt die Engländer bis an ihre Küsten. Der Graf d'Etrées, Sohn des Marschalls, landet bei Torbay, verjagt die Engländer aus

ihren Verschanzungen, und bemächtigt sich mehrerer Kanonen. Tourville bringt den siebzehnten August seine ganze Armee, ohne die ganze Zeit über auch nur eine Schaluppe verloren zu haben, siegreich nach Brest zurück.

1692.

Am neun und zwanzigsten May hält der tapfre Tourville mit vier und vierzig Schiffen gegen neunzig einen ganzen Tag lang den Kampf aus. Gezwungen der Ueberzahl zu weichen, zieht er, ohne ein einziges Schiff während dem Treffen verlohren zu haben, erst spät in der Nacht sich zurück. So glorreich war dieser Tag für den französischen Seehelden, daß selbst seine Feinde ihn nicht genug bewundern konnten, und Ludwig XIV. ihm öffentlich bezeugte, der am folgenden Tag durch ungünstige Winde verursachte Verlust seiner Flotte schmerze ihn weniger, als das den Tag zuvor bewiesene heldenmäßige Betragen seines Admirals ihm Vergnügen mache.

1693.

Während dem bei Neerwinden der Marschall von Luxemburg den Prinzen von Oranien schlägt, werden die Engländer aus Martinique, wo sie gelandet hatten, mit Verlust wieder verjagt.

Tourville steckt alle Kriegsschiffe, die er bei Malaga antrifft, in Brand, und schickt vier und zwanzig andere, englische und holländische, deren er sich bemächtigt hatte, nach Toulon.

1697.

Ducasse, Kommandant zu St. Domingo, landet auf Jamaika und bekömmt mehrere feste Plätze und 3000 Neger in seine Gewalt. Eine französische Eskadre, landet zu Karthagena in Amerika, bemächtigt sich der Stadt und ihrer Reichthümer, schlägt sich auf ihrer Rückkehr mit einer englischen Flotte, und kömmt mit einer auf zehn Millionen geschätzten Beute am neun und zwanzigsten August unversehrt zu Brest wieder an.

Das Schicksal von Barzellona, das, zur See durch d'Etrées eingeschlossen, am zehnten August von Vendome erobert wurde, bestimmt den König von Spanien und den Kaiser, mit dem Ryswiker Frieden Europa wieder zu beruhigen.

Der Glanz der französischen Seemacht war nun dahin. "Unter der Regentschaft" sagt der Verfasser in der Vorrede seiner Geschichte, "und unter dem friedlichen Ministerium des

"Kardinals Fleury wurde die Marine ver-
"nachläſſigt und verwahrloſt. Die Engländ-
"der, die ſich darauf verſtehen, von unſern
"Fehlern Vortheil zu ziehen, vergrößerten auf
"eine ungeheure Weiſe die ihrige, und ent-
"warfen die Eroberungsplane, die ſie ſeither
"ausgeführt haben."

"Die Sorgloſigkeit und Unfähigkeit der
"Miniſter Ludwigs XV., die verrätheriſcher
"Weiſe es darauf angelegt zu haben ſchienen,
"die Nation herabzuwürdigen, und in Allem
"den Planen Ludwigs XIV. entgegen zu han-
"deln, iſt der Verluſt von Kanada zuzuſchrei-
"ben. Während des Friedens hatten ſie ver-
"ſäumt, die Kolonie mit Lebensmitteln zu
"verſehen, während des Krieges hatten ſie
"nicht Schiffe genug, um Mannſchaft und Mu-
"nition dahin bringen und den Engländern
"Widerſtand leiſten zu können. Unſre treuen
"und biedern Alliirten in Indien, Hider-
"Ali und Tippo-Saib, deren Macht hin-
"reichend geweſen wäre, die Fortſchritte der
"Engländer aufzuhalten, haben wir hinterein-
"ander verlaſſen. Zum Glück ſteht das fran-
"zöſiſche Reich durch die Ergiebigkeit ſeines
"Bodens und den regen Muth ſeiner Bewoh-
"ner auf ſo feſten Grund, daß auch die ſchwer-
"ſten Fehler den Staat nur auf Augenblicke

"erschüttern können, und, sobald nur das "Oberhaupt desselben es bestimmt und mit Fe"stigkeit will, alles wieder hergestellt werden "kann. Bonaparte, gleich groß als Krie"ger und Staatsmann, wird ohne Zweifel die "französische Marine von neuem zu beleben, "und was einst so glorreich durch Ludwig XIV. "erworben, durch die Ungeschicklichkeit und "Verrätherey der Minister Ludwigs XV. elen"derweise verloren gegangen ist, reichlich wie"der einzubringen wissen."

V.

Ueber Gall's Schädellehre.

Wir wissen in unsrer Gegend über diesen Gegenstand nicht viel mehr, als was wir in öffentlichen Blättern und Journalen, die sich darüber ausließen, gelesen haben. So wissen wir davon nur so viel, daß der Herr D. Gall auf den Erhöhungen und in den Vertiefungen eines menschlichen Kopfs die ganze darunter sitzende Gemüthsart findet, und gleichsam die Psychographie eben so betreibt, wie einer

die Geographie, der sich ein ganzes Land, mit seinen Bergen, Wäldern, Thälern und Flüssen, en relief in Holz schnitte; wobei beide obendrein den Vortheil haben, die ganze Sache auch im Finstern, ja als Stockblinde, betreiben zu können.

Der Schädellehre gieng es so wie einst der Physiognomik, die Lavater mit so vielem ausdauerndem Fleiße in Foliobänden sammelte und edirte; beide fanden aller Orten mächtige Gegner und oft nicht ungegründete Widersprüche. Wir wollen es einmal versuchen, die Nützlichkeit der Schädellehre in möglichster Kürze zu beschreiben, ohne uns über ihre Schädlichkeit den Kopf zu zerbrechen. Mögen andere entrüstet seyn gegen diese Art und Weise, der Seele auf die Sprünge zu kommen und den unsterblichen Geist gleichsam mit dem Händen zu greifen: wir halten uns an das Gute.

Es muß nämlich von nun an in alle menschliche Angelegenheiten eine Gewißheit und Sicherheit hineinkommen, von welcher man vorher gar keinen Begriff gehabt hat. Woher denn die Unsicherheit in allen Geschäften, die man nicht ganz allein ausführen kann, wo-

her das Mißtrauen, das sich überall zeigt, die tausend Kautelen, Stipulationen, die Eide, welche Christus verboten hat? — Doch bloß daher, weil man den Leuten nicht in's Herz sehen, weil man ihren Worten nicht immer glauben kann, und man kein untrügliches Mittel hat, sogleich zu bestimmen, was eigentlich am Menschen sey. Da hat man denn ganze Systeme von Klugheitsregeln angefertigt (welche von einigen Philosophen sogar für Moral ausgegeben werden); da hat man gelehrt: man solle erst einen Scheffel Salz mit dem Menschen verzehrt haben, ehe man ihn seinen Freund nenne, ja (wie es schon die Stoiker gethan) man solle auch nach dem Genuß dieses Salzscheffels immer noch so mit ihm Leben, als würde er in der nächsten Stunde unser Feind werden, u. dgl.

Man glaube doch ja nicht, daß die Mittel, die man erfunden hat, um die Leute vom Bösen abzuschrecken und zur Ehrlichkeit anzuhalten, hinreichend seyen! Was macht sich ein treuloser Freund aus unsrer Verachtung, ein untreuer Diener aus der angedrohten Strafe! Ja, wenn das Beispiel etwas ausrichten könnte, so müßte in der ganzen Welt nur einmal ein einziger Mensch gehängt, oder ge-

köpft, oder gerädert, oder geprügelt worden seyn, an dem sich, wenn sie gewollt hätten, ganze Generationen und Jahrhunderte von (möglichen) Spitzbuben hätten spiegeln können; da wir hingegen jetzt nicht hinlänglich genug hängen, köpfen und knuten können, damit die heillosen Diebe nur auf ein Stündchen in sich gehen und die Tugend lieb gewinnen.

Nein, es hilft alles nichts, als das einzige: Man muß sich mit den Spitzbuben gar nicht einlassen; und um dieß durchsetzen zu können — da man ihnen nun einmal nicht ins Herz sehen kann — so muß man ihnen an den Kopf fühlen und es ihnen am Schädel abgreifen, wes Geistes Kinder sie sind. Die juristische Regel: Quilibet præsumitur bonus, nisi probetur contrarium, welche praktisch in freier Uebersetzung gegeben wird: Es soll niemand gehängt werden, dem nicht vorher das Urtheil ordentlich publicirt worden; muß nun also ausgedrückt werden: Nemo præsumitur bonus, nisi caput fuerit palpatum, d. i. man halte niemand für einen Schelm, dem man nicht vorher den Kopf befühlt hat; zu welchem Ende man auch schon angefangen hat, sich so viel als möglich die Haare abzuschneiden, um der Untersuchung

keine unnöthige Hindernisse in den Weg zu legen.

Diese Kunst, den Schädel (anstatt, wie man sonst sagte: Herz und Nieren) zu prüfen, ist nun erfunden, und es ist zu erwarten, daß die Welt eine ganz andre Gestalt gewinnen werde. Wir heben aus tausend Beispielen nur einige aus, um auf die Sache aufmerksam zu machen.

Ein Herr will einen Bedienten, Knecht oder Magd miethen; sobald sie sich zeigen, greift er ihnen, ohne ein Wort zu sprechen, an den Kopf und untersucht, ob sie das Organ der Treue, der Arbeitsamkeit und Geschicklichkeit, oder etwa das Diebsorgan, das Organ der Verschlafenheit oder der Tölpeley an sich tragen; im letzteren Falle jagt er sie, ehe sie ihn noch einen Augenblick ärgern oder um einen Pfennig betrügen können, aus dem Hause.

Ein Mann hat von der Freundschaft gelesen; er sehnt sich nach einer redlichen Seele, die ihn nicht täusche und durch Falschheit zum Menschenhaß verleite; es kommt ihm einer mit offenen Armen entgegen; er öffnet ihm die seinen, doch — ehe er sie schließt und ihn

ans Herz drückt, greift er ihm schnell auf den Kopf, in die Gegend wo das Freundschafts- oder Falschheitsorgan liegt, und nun weiß er plötzlich, ob er die Arme vollends zudrücken oder für ihn ewig offen lassen soll.

Ein andrer will heirathen. — Dabei wird einem ordentlich angst, wenn man bedenkt, daß oft vier Wochen nach der Hochzeit schon die Scheidung negoziirt wird. Welche Kosten hätten sich die guten Leute für Aufgebot, Trauung, Hochzeitsmahl, Meublirung und Gerichtsgebühren ersparen können, wenn sie sich einander zeitig genug hinter die Ohren gefühlt hätten! Jetzt kann einer auf einer Redoute (wenn ihm an der vergänglichen Schönheit des Gesichts nichts liegt, und er von den Kleidern nur einigermaßen auf den Vermögenszustand der Auserwählten schließen kann) auf einer Redoute, sage ich, kann er die Gefährtin seines Lebens auswählen, wenn er ihr nur, etwa unter dem Vorwande ihr die Larve fester zu binden, an den Kopf kommen und das Organ des Geschlechtstriebes, der Kinderliebe und der Treue untersuchen kann.

Ein Advokat — diese Herren spekuliren ohnehin nur am liebsten auf Gegenstände, wo

viel Geld zu acquiriren ist — wird sich seiner Klienten ganz anders annehmen, wenn er an ihrem Kopfe das Organ der Erkenntlichkeit und der Geldversplitterung wahrnimmt, und, in Ermangelung dessen, sich pränumeriren lassen kann. Die Aerzte werden nicht mehr Tage ja Wochen lang einen schweren Kranken auf sich warten lassen, wenn sie, nach der neusten Methode ihres Vorgängers und Kollegens Gall, den Schädel ihres Patienten befühlen und reichen Segen wittern. Ein Richter, dem ein Mörder oder Dieb eingebracht wird, wird nun nicht mehr nach der so äußerst schwer auszumittelnden That, sondern allein nach der Zurechnungsfähigkeit (worauf ohnehin schon einige große Kriminalisten dringen) urtheilen dürfen und trotz allen Zeugen und Beweisen den ehrlichen Mann, der weder das Diebs- noch Mordorgan hat, ungehudelt lassen können. Ein Departementschef im Lande wird bei der Besezzung der von ihm zu vergebenden Stellen gar nicht nöthig haben, auf andere Zeugniss der unbedingten Ergebenheit und der Beschaffenheit des Gewissens, als auf die, die er selbst in seinen Fingerspitzen an sich trägt, zu achten, so wie ein Haushofmeister bei den in Arbeit zu setzenden Ouvriers nur nach den Orga-

nen der Geduld zu greifen haben wird. Ein General wird, bei einem entscheidenden Coup in der Schlacht, sich vor allem Fehlschlagen am besten sichern, wenn er die Fronte herunter reitet, und an allen seinen Köpfen das Organ des Muthes untersucht; ja, die beiderseitigen kommandirenden Generale eines Heeres könnten gegenseitig bei Rekognoscirungen wahrnehmen, ob ihr Gegner das Organ der List und Schlauheit besitze und darnach ihre Maßregeln ergreifen. Hat doch erst kürzlich ein Wiener Schriftsteller, der Napoleon während seines Aufenthalts zu Schönbrunn nur wenige Augenblicke sah, behauptet: Bonapartes Kopf sei von beiden Seiten sehr verflächt; Gall würde eine ganz eigene Freude haben, das Organ der Bedächtlichkeit, der Festigkeit, Wahrheit und einer eigenen Bonhommie vor sich zu sehen.

Man sieht leicht, wie weit sich dies alles noch aus- und durchführen ließe; wir begnügen uns aber, die unbeschreibliche Nützlichkeit der Schädellehre nur noch an zwei Instanzen zu zeigen.

Es ist bis jetzt für Eltern, Erzieher und Lehrer ein fast unauflösbares Problem und ihr

großer Kummer gewesen, was sie aus ihren Kindern und Zöglingen eigentlich machen und wie sie ihren künftigen Beruf angemessen wählen sollen. Zwar hat man bis jetzt schon aus ziemlich sichern Anzeigen geschlossen, z. E. wenn der Junge eine gute Lunge hat, daß er ein Prediger, wenn er Tische und Bänke beschmiert, daß er ein Mahler, wenn er gern im Mondschein herumläuft, daß er ein Poet, wenn er Hund und Katzen quälet, daß er ein Advokat werden solle ꝛc. Allein es ist klar, daß man sich doch zuweilen betrogen hat, und daß der künftige Generalsuperintendent ein Marktschreier, der künftige Raphael ein Wagenanstreicher, der Poet ein Bettler, und der künftige Jurist ein erbärmlicher Leuteschinder geworden ist. Jetzt ist dies alles unmöglich, wenn man nicht unterläßt, dem Jungen auf den Kopf zu fühlen, (welches so gut ist wie auf den Zahn) und nach den sich dort findenden Organen ihm seinen künftigen Beruf anzuweisen, wo es sich denn finden wird, daß der, den seine Geburt oder Verwandten (ohne die Kopfuntersuchung) zum Staatsminister bestimmt haben würden, etwa ein Uhr- oder Stellmacher, und der, den das Schicksal zum Schneider auserkohren zu haben scheint, ein Professor der Philosophie und Erfinder ei-

nes neuen Systems werden mußte. Ja es könnten bei Bittschreiben um Stipendien, Freitische und andere Unterstützungen zum Studiren, anstatt alles Examinirens, so wie endlich bei Besetzung der Aemter selbst, anstatt auf Zeugnisse und Probearbeiten zu sehen, nur entweder die Köpfe selbst in natura, oder getreue Abbildungen davon (gleichsam Kopfkarten) vorgelegt werden.

Endlich, so haben alle Moralisten aller Zeiten es für die schwerste Kunst erklärt: Sich selbst kennen zu lernen und das Nosce te ipsum zur ersten Bedingung aller Tugend gemacht, mit der Versicherung, daß man es darin, bis an seinem Tod, eben nicht sehr weit bringe. Dies ist nun vorbei, und ein jeder kann, wenn er nur will, in dieser Kunst ein Meister seyn; er braucht nur täglich (nicht mehr, wie man sonst sagte, in seinen Busen, sondern) an seinen Kopf zu greifen, und er bekommt es in die Hand, was an ihm ist.

Dieß alles haben wir dem Herrn Doktor Gall zu verdanken.

VI.

Denkwürdigkeiten von Candide.

Vor kurzem erschien in Paris unter obigem Titel eine Schrift, die in einem gemäßigten und selbst im lachenden Ton über mancherlei Gebrechen sich auslässt. Sie ist zu interessant, als daß wir befürchten sollten, durch Mittheilung einiger Fragmente den Lesern des Archiv's lästig zu werden.

"Man weiß nicht, (sagt der Verfasser der Denkwürdigkeiten) ob diese Bemerkungen bis zu dem Throne Napoleon's gelangen werden. Dieser junge Held ist eben nicht in der Gewohnheit zu lesen und zu schreiben; er antwortet weder auf Satyren noch auf Zueignungen. Ueberhaupt ist es sehr schwer, sich ihm zu nahen! Alle Wege, die bis zu seiner Person leiten könnten, sind durch kriechende Schmeichler oder verläumderische Verwegenheit versperrt. Er möchte, wie August und Ludwig der Vierzehnte, alles mit seinen eignen Augen sehen, alles mit seinem Genie beleben, und eine unübersteigliche Mauer ist zwischen ihm und dem Volke, das ihn anfleht, erhoben worden; er ruft das Licht herbei, das man verfinstert, eh'

es noch bis zu ihm gelangt ist, er streckt die Arme nach der Wahrheit aus, und gleich dem Ixion umarmt er nur eine Wolke."

So wahr und zugleich vorsichtig, wie der Verfasser der Memoiren hier die Lage des französischen Herrschers schildert: so weise ruft er auch dem französischen Volke zu:

"Völker, die ihr von einer Staatsverfassung zur andern herumirrt, ohne zu wissen, worauf ihr euren gesellschaftlichen Vergleich begründen sollt, kehrt eure Blicke von Zeit zu Zeit nach den Leuchtthürmen der Grundsätze hin; und ihr Beherrscher der freien und nicht freien Völker, die ihr mit den Schicksalen der Menschheit spielt, ohne zu bedenken, daß das eurige eben demselben Wechsel ausgesetzt ist, begnügt euch, jene Leuchtthürme nicht zu sehen, aber lösch sie nicht aus."

Weiterhin sagt er:

"Gutes pariser Volk! Man wird dir sagen, daß in einer Republik nur die Menschen, welche an der Regierung Theil haben, frei seyn könnten; glaube das aber nicht: denn es würde daraus folgen, daß du seit einer Decade,

nicht von Tagen, sondern von Jahren, zwei und dreißig verschiedene Sorten von Freiheit gehabt hättest; denn zwei und dreißig Sorten von Regierungen hast du wirklich gehabt."

Noch weiter sagt er sehr treffend:

"Das gesellschaftliche Gebäude wird nur dann ein babylonischer Thurm, wenn die Regierung die Schwachheit hat, das Licht zu fürchten, oder die Bosheit, es zu ersticken. Alsdann haben alle darin eingeschlossene Menschen weder Einheit der Grundsätze noch Einheit der Mittel mehr, und es ist weiter nicht zu verwundern, daß sie sprechen, ohne sich zu verstehen. Dann zeigt sich überall die Verwirrung der Zungen, und der Thurm stürzt unter den wiederholten Donnerschlägen der Anarchie wieder zusammen."

Und endlich:

"Es giebt nur ein Mittel, das Heilungsmittel aus dem Innern des Uebels selbst zu ziehen, indem man das dem Menschen einwohnende Privilegium, seine Gedanken frei zu äußern, so weit ausdehnt, daß, indem es aufhört ausschließend zu werden, man die Preß-

freiheit so vollständig macht, daß sie aufhört frech zu seyn."

Einige Stellen über die äußern Verhältnisse verdienen auch wohl hier angeführt zu werden.

"Es giebt keinen Frieden unter gegen einander überstehenden Feinden, wenn einer von beiden ihn auf den Knieen erfleht; denn ein Traktat, den die Moral anerkennt, (und nur mit einem solchen kann die Diplomatik des neunzehnten Jahrhunderts sich beschäftigen) indem er der Idee nur ein gemeinsames Interesse darbietet, besteht auch nur durch die Gleichheit der beschützenden Kräfte. Wenn der Sieger sein Schwerdt mit Verwegenheit schwenkt, und der Ueberwundene nur noch die Kraft hat, ihm zu Füßen zu fallen, welchen Erfolg kann das geben — — ?"

Prophezeihend sagt er weiter:

"Er hat mitten in die Uneinigkeit, den Zwispalt, den Haß und die Rivalität der Fürsten seinen Traktat von Lüneville und Amiens geworfen, und er wird ihn zu behaupten wissen, weil Europa nun einmal zittert und er sich Napoleon nennt."

Und endlich zum Beschluß:

"Jetzt ist der Handschuh geworfen an alle Mächte der zweiten und dritten Ordnung. Alle kleineren Regenten, die nicht zufällig durch die Hand irgend einer Macht vom ersten Range beschützt werden, werden für den Zufall, schwach zu seyn, durch ihre Abdankungen büßen und noch Gott danken müssen, wenn man ihnen eine mäßige Pension anweiset."

VII.

Oeffentliche Schulanstalten.

Odessa hat nun mehr ein von Sr. Kaiserl. Majestät bestätigtes Kommerz-Gymnasium, bei dem sehr geschickte Lehrer angestellt sind. Es hat drei Abtheilungen, nämlich: eine Parochialschule, eine Kreisschule und das Gymnasium selbst. In den beiden ersten Abtheilungen werden alle die Gegenstände gelehrt, die der Generalplan vorschreibt; in der dritten aber, nach den verschiedenen Klassen, folgende Wissenschaften und Sprachen.

Erste Klasse. Russische, neugriechische, französische Sprache; Geschichte, Geographie und Statistik, Geometrie, Algebra, Physik und Logik.

Zweite Klasse. Fortsetzung derselben Gegenstände; außerdem: italienische Sprache, kaufmännische Geographie, Buchhalten, Naturrecht, Psychologie und Moralphilosophie.

Dritte Klasse. Fortsetzung einiger der erwähnten Gegenstände; außerdem: Handlungswissenschaft, Technologie, Waarenkunde, Handelsgeschichte, Handels- und Seerecht, endlich Naturgeschichte, hauptsächlich derjenigen Produkte, die in den Handel kommen.

Die dritte Abtheilung oder das eigentliche Gymnasium hat sechs Lehrer und einen Direktor, die gleiche Rechte und Vorzüge der Lehrer und Direktoren anderer Gouvernements-Gymnasien genießen.

In dem Etat des eigentlichen Gymnasiums, der 5350 Rubel beträgt, sind 250 Rubel jährlich zur Anlegung einer Bibliothek, und 200 Rubel jährlich zur Errichtung einer

Sammlung bestimmt, die zur Erläuterung der Fabrik- und Waarenkenntniß dienen kann. Der ganze Etat aller drei Abtheilungen beläuft sich auf 6500 Rubel.

Die Steuermannsschule für die Baltischen Flotten in Kronstadt hat seit ihrer neuen Organisation 250 Zöglinge, und ist durch die Vorsorge des Kaisers mit allem reichlich versehen, was zur Unterhaltung und Erziehung derselben erforderlich ist. Die Zöglinge erhalten vorzüglich Unterricht in den mathematischen und nautischen Wissenschaften, die Seeleuten nothwendig sind, dann in der deutschen, englischen und schwedischen Sprache, in der Geschichte, Geographie, Rhetorik, im Situationszeichen, Anfertigung von Planen und dgl. Auch fehlt es diesem Institut gewiß nicht an vorzüglich gewählten und geschickten Lehrern.

Die Aufnahme der Zöglinge geschieht jährlich im März, auch wohl oft bei jeder vorfallenden Vakanz. Die Aufzunehmenden sind Söhne von Offizieren und Adlichen; Söhne von Flottoffizieren haben den Vorzug. Knaben, die fertig russisch lesen und schreiben,

auch etwas Arithmetik verstehen, werden mit 15 Jahren angenommen; andere dürfen nur 11 bis 12 Jahr alt seyn.

Bei der Entlassung erhalten die geschicktesten Zöglinge Offiziersrang in der Steuermannslinie und werden bei vorzüglichen Attestaten zum Uebergange in die Flottlinie als Offiziere vorgestellt.

Die Professoren an der hohen Schule zu Jaroslaw, deren Zahl sich auf sieben beläuft, bestehen theils aus Russen, theils aus Ausländern. Jeder Professor hat 1200 Rubel Gehalt, der Prorektor und Schulinspektor erhalten jeder eine Gratifikation von 300 Rubeln, und der als Sekretär des Conseils stellvertretende Professor 150 Rubel.

Zur Anschaffung und Vermehrung der Bibliothek, des physikalischen Apparats, des Naturalienkabinets, für das chemische Laboratorium und ausländische Zeitungen sind jährlich 2400 Rubel bestimmt.

Die Vorlesungen werden in lateinischer, russischer und französischer Sprache gehalten. Die Zahl der Zöglinge wird gegen 40 betra-

gen; außer diesen Zöglingen besuchen die verschiedenen Klassen mehrere junge Edelleute, die schon einige wissenschaftliche Vorkenntnisse haben.

Mit dieser hohen Schule ist auch eine wohleingerichtete, von der Oberschul-Direktion in St. Petersburg bestätigte, Pensions-Anstalt verbunden, worüber ein Professor die Aufsicht führt. Die Eleven lernen außer den Wissenschaften und Sprachen noch andere körperliche Geschicklichkeiten.

Schon vermehrt sich die Anzahl der adlichen Jünglinge auf dieser Schule von Zeit zu Zeit. Der erhabene Stifter genießt sonach das schöne Vergnügen, in Jaroslaw eine Lehranstalt aufblühen zu sehen, die ihm ihr Daseyn verdankt und wo sich einst mancher arme Jüngling, der hier seine Geistesbildung erhält, seines Wohlthäters Demidow's, wenn auch dessen Gebeine schon Staub seyn werden, dankbar erinnern wird.

Das Gymnasium in Pensa erfreut sich seit seiner Eröffnung eines blühenden und vielversprechenden Fortgangs; es hat Lehrer, die sich besonders durch Fleiß und anhaltendes Bestreben, der Jugend nützlich zu werden, bisher ausgezeichnet haben. Der dortige Adel hat sich zu einem fortwährenden jährlichen Beitrag von 2250 Rubeln anheischig gemacht.

Die Universität zu Dorpat, die geräuschlos aber desto nützlicher für ihre Bestimmung, auf ihrer Bahn fortwandelt, genießt gegenwärtig das Vergnügen, mehrere ihrer ehemaligen Studirenden bereits als nützliche Mitglieder in Staatsdiensten angestellt oder auf eine andere, zum Besten der Mitbürger abzweckende Weise versorgt zu sehen. Die Zahl der Studirenden nimmt von Jahr zu Jahr zu, und die der Abgehenden und auswärtige Akademien Besuchenden ist im Verhältniß nur geringe, weil dieß größtentheils Söhne wohlhabender Eltern sind, die eine solche Exkursion mehr zu einem Passe-temps unternehmen.

VIII.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg den 1. July 1806.

Herr Miré hat wieder um die Direktion des deutschen Theaters angehalten, und da sein vorgeleter Plan sehr vortheilhaft seyn soll, so glaubt man allgemein, daß, wenn Herr von Nariſchkin das deutsche Theater nicht behalten werde, Herr Miré die meisten Ansprüche darauf machen dürfte. Das Publikum würde dabei nicht zu kurz kommen, denn unpartheiisch gesprochen, muß es Herrn Miré die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er keine Kosten scheute, demselben ein vollkommen gutes Theaterpersonale gestellt zu haben, womit jedermann und selbst der Hof zufrieden war. Daher kam es auch, weil er es wirklich den Hoftheatern zuvor thun wollte, daß er mit dem damaligen Zuschuß der hohen Krone nicht bestehen konnte. *)

*) Herr Miré erhielt jährlich, wie bekannt, nur 25,000 Rubel, dagegen seinem Nachfolger 30,000 Rubel bewilligt wurden.

Bei dieser Ungewißheit der Dinge, die da kommen sollen, hat man bisher an keine Kompletirung der Oper denken können. Herr Hübsch ist zwar noch im Lande, singt und spielt bald in Reval, Riga und Liebau, und man hofft ihn bei einer bessern Wendung unsers Theaters wieder zu gewinnen; aber dem ungeachtet ist und bleibt unsre Oper ein non sens, der im gegenwärtigen Zustande niemand Geschmack abgewinnen kann. Vor kurzem wagte es eine Demoiselle Sander, die nämliche, welche Herr Miré von seiner theatralischen Reise mitbrachte, die Hulda im Donauweibchen zu spielen, allein diese Rolle war ihr nicht angemessen, da sie noch zu sehr Anfängerin ist.

Von neuen Stücken ist seither gegeben worden: Don Ranudo de Collibrados, blinde Liebe, Irrthum auf allen Ecken, die Geschwister, Mädchenfreundschaft. Von allen diesen machte Irrthum auf allen Ecken, welches Herr Gebhardt zu seinem Benefiz gab, das meiste Glück. Von den übrigen läßt sich wenig oder gar nichts sagen.

St. Petersburg den 1. August 1806.

Sie haben von meinem Schreiben unter dem 1sten vorigen Monats keinen Gebrauch gemacht. Wie kommt das, und aus welchen Ursachen? *) Seit diesem haben sich bei unserm deutschen Theater wichtige Dinge ereignet. Bei dem ohnehin geschwächten Personale für die Oper, haben die, die etwann noch singen könnten, ihre Dimission genommen und sind zum deutschen Theater des Herrn von Muromzoff nach Moskau gegangen. Unter allen diesen ist uns am schmerzlichsten der Verlust der Madame Kaffka, die in den lustigen und naiven Rollen hier gerne gesehen wurde und allgemein beliebt war. Ihr Peter Hollunder in Je toller je besser, ihr kleiner Matrose, ihre Gigania im Spiegel von Arkadien, Papagena in der Zauberflöte u. m. a. Rollen sind und bleiben uns unvergeßlich. Freilich haben wir auch manches Unkraut verloren, und das war gut! aber man schütte doch nicht eher trübes Wasser aus, bis man nicht klares hat.

---

*) Ich erwartete von meinem schätzbaren Korrespondenten die gewisse Neuigkeit der Uebernahme des Theaters von Seite des Herrn Miré zu erhalten. Daher die Verspätung dieses Schreibens.

K.

Noch ist über Herrn Miré's Projekt nichts entschieden, so wenig als darüber, ob der Hof noch das deutsche Theater behalten wird oder nicht. Herr Arresto, bisheriger Regisseur, hat bei der Direktion nun weiter nichts mehr zu sagen und ist blos wieder Mitglied des Theaters. Die während seiner Direktion gemachten Schulden, soll, nach einem unverbürgten Gerücht, Herr Arresto selbst bezahlen, indem der Hof blos die Miréschen Schulden garantirt hat.

Moskwa, den 9. August 1806.

Eine erfreuliche Perspektive hat sich auf einmal für das deutsche Theater, das bisher nur vegetirte, eröffnet. Seit dem Anfang dieses Monats hat sich der bisherige Unternehmer, Herr von Muromzoff, mit Herrn Hofrath von Pachert aus St. Petersburg associrt, und beide haben auf gemeinschaftliche Kosten das deutsche Theater übernommen. Herr Hofrath von Pachert führte seinem Kompagnon folgende Mitglieder vom Petersburger Theater zu: Herr und Madame Schultz, die Herren Heider, Holm, Harrer, den Bassisten Wunder, Demoiselle Sander,

die Damen Wiga und Kaffka. Dieses Personale, vereinigt mit den schon hier anwesenden Sängern, dem Tenoristen Herrn Haltenhof, dem Baßisten Herrn Hunius, und zwei Sängerinnen, Demoiselle Salamoni, Madame Schröder und noch mehreren anderen, wird wenigstens in der Oper etwas zu leisten im Stande seyn. Den 30. August wird die neue organisirte Bühne, im Demidoffschen Theater in der deutschen Slobode, eröffnet werden, und dann mehr davon.

Steinsberg, der hier vor zwei Jahren mit Madame Kaffka die ersten deutschen Schauspiele gab, den Geschmack davon zuerst einführte, ist gewissermaßen als der Apostel des deutschen Theaterwesens in Moskwa zu betrachten. Er hinterließ bei seinem vor mehreren Monaten erfolgten Tode 27,000 Rubel!! Das ist wohl der erste deutsche Schauspieler, der sich rühmen kann, wohlhabend gestorben zu seyn.

Unser braver Konzertmeister Fränzel hat uns auf immer verlassen. Er ist nach München gereist, wo er in der Kapelle des Königs von Bayern als dirigirender Konzertmeister angestellt ist.

Riga, den 30. August 1806.

Die Familie Pöschel, bestehend aus Mutter, zwei Töchtern und einem Sohn, ist bereits hier eingetroffen. Schon seit einigen Monaten wurden sie bei unserm Theater erwartet. Seit dem hat der Freimüthige, durch günstige Urtheile einiger in Berlin und Königsberg gespielten Gastrollen der ältesten Demoiselle Pöschel, die Neugierde bis auf den höchsten Grad gespannt. Demoiselle Pöschel erschien zum erstenmal den 14. dieses als Gurli in den Indianern von England, gefiel allgemein, und wurde nach geendigter Vorstellung herausgerufen. Lilla, in der Oper gleiches Namens, spielte sie am 21. mit nicht minderm Beifall.

Aus den Petersburgischen Zeitungen ersehen wir, daß der hiesige Kaufmann erster Gilde, der Kunst- und Handelsgärtner Herr Zigra, von Se. Majestät dem Kaiser, für seine um die Gartenkultur in Rußland erworbenen Verdienste, mit einer Verdienst-Medaille und mit der Erlaubniß, selbe mit dem Bande des Wladimirordens an den Hals zu tragen, ist begnadigt worden.

Unsre Schiffahrt, die mit großer Thätigkeit begonnen hat, ist noch eben so lebhaft und gesegnet, als beim Anfang. Achtzehnhundert Schiffe sind ungefähr bis Ausgang dieses Monats hier eingesegelt, und wahrscheinlich wird es wohl bis zum Schlusse der Schiffahrt eine runde Zahl von 2000 geben, da jetzt erst die Herbstschiffe erwartet werden. Der nahe Friede, den wir nach den Hamburger Zeitungen schon so gewiß erwarteten, soll sich, wie man hört, nicht bestätigen wollen, und wir werden wohl bis zum wirklichen Abschlusse desselben noch manche Spekulation zu den frommen Wünschen zählen müssen. Uebrigens hat die übertriebene Nachfrage auf Roggen etwas nachgelassen, da, wie man behaupten will, große Vorräthe in Hamburg und Lübeck für einen geringeren Preis, als hier in Riga, zu haben seyn sollen.

St. Petersburg den 22. August 1806.

Um auch den entfernteren und neu acquirirten Unterthanen Grusiens die nothwendigsten Bedürfnisse um den wohlfeilsten Preis zukommen zu lassen, und zugleich um den Handel mit den Völkern, welche zwischen dem kaspischen und dem schwarzen Meere wohnen,

eine Ausdehnung zu geben, sind durch die Sorgfalt der Regierung zwei Paketboote eingerichtet worden, mit der Bestimmung: daß sie mit verhältnißmäßiger Ladung die mingrelischen Küsten befahren sollen. Nachrichten aus Feodosia melden, daß am 10. Junius dieses Jahres ein Fahrzeug mit einer Ladung von 2500 Pud Eisen und 500 Pud Salz zum ersten Versuch dahin abgesegelt ist.

Auch haben Se. Majestät der Kaiser die beiden von ihrer Expedition um die Welt glücklich zurückgekehrten Flotte-Kapitainlieutenants Lißänskji und Krusenstern, zu Rittern des St. Wladimirordens dritter Klasse erhoben. Zugleich erhielten dieselben bei ihrer Erhöhung beifolgende schmeichelhafte Allerhöchste Rescripte:

Unserm Flotte-Kapitainlieutenant Lißänskji.

Nach der glücklich vollendeten Fahrt um die Welt, wozu Sie von Uns berufen wurden, bleiben Wir überzeugt, daß das Andenken einer so ausgezeichneten That sich auf die späte Nachkommenschaft fortpflanzen wird.

Indem Wir den Werth der Verdienste der eigenen Würde überlassen, aber doch unter-

dessen wünschen, ihn mit der Auszeichnung zu bekleiden, welche großen Thaten gehört, erheben Wir Sie in das Korps der Ritter des St. Wladimirordens vom dritten Grade, in der Absicht, vor dem Angesicht des Vaterlandes das Maaß Unsers Kaiserlichen Wohlwollens gegen Sie zu bezeichnen.

Beifolgende Ordensinsignien befehlen Wir Ihnen anzulegen und sie der Verordnung gemäß zu tragen.

Peterhof, den 27. July 1806.

Alexander.

Unserm Flotte-Kapitainlieutenant Krusenstern.

Dadurch, daß Sie die Fahrt um die Welt mit erwünschtem Erfolg vollendet haben, so gebührt es Uns, in Ihrer Person das unvergeßliche Beispiel aufzumuntern, welches Wir Rußland auch auf der Handelsbahn der andern Halbkugel zu geben bestimmt haben. Eine feierliche Bezeigung dessen möge Unser Kaiserliches Wohlwollen seyn, zu dessen Bezeichnung Wir Sie zum Ritter des heiligen Wladimir-Ordens von der dritten Klasse erheben.

Wir verleihen Ihnen die Insignien desselben mit dem Befehle, sie anzulegen und sie der Verordnung gemäß zu tragen.

St. Petersburg den 10. August 1806.

Alexander.

IX.

Welche Vortheile stehen für den Handel Rußlands aus dem Frieden Frankreichs zu erwarten? *)

Der Friede zwischen Rußland und Frankreich wird wahrscheinlich die Erneuerung des Han-

*) Diesen Aufsatz eines sachkundigen Mannes erhielt ich bald nachher, als die Hamburger-Zeitungen den abgeschlossenen Friedenstraktat zwischen Frankreich und Rußland, den bekanntlich unser Monarch nicht ratificirt hat, öffentlich verkündigten. Bei der geäußerten Friedensneigung Alexanders, wenn erst Frankreich auf gemäßigtere Gesinnungen zurück gekommen seyn wird, läßt sich vermuthen, daß die Segnungen des Friedens und die daraus entspringenden wohlthätigen Folgen für Rußlands Handel nicht lange ausbleiben dürfen.

K.

delstraktats zwischen den beiden Gouvernements herbeileiten und alles, was die Beziehungen beider Nationen erschweren oder hindern kann, daraus vertilgen. Wir wollen fürs erste auf die Folgen aufmerksam machen, die der Handel und die Schiffahrt des schwarzen Meeres wahrscheinlicher Weise davon hoffen können.

Der Ackerbau hat, wie bekannt, sowohl in den ältern als neuern Provinzen Rußlands auf eine ungewöhnliche Weise zugenommen. Der hohe Werth des Getreides giebt Spekulanten aller Art Gelegenheit sich zu bereichern, indem es von ihnen an das Ausland verkauft wird. Ist erst der Handelstraktat geschlossen, so wird Frankreich nicht allein sein Getreide sondern alle Bedürfnisse für seine Marine grösstentheils aus den Häfen des schwarzen Meeres holen; die Konkurrenz seiner Schiffe wird den russischen Kaufleuten Gelegenheit verschaffen, ihre Produkte theurer zu verkaufen; und da der Werth derselben den der französischen Waaren, die man dafür empfängt (wie uns alle Handelsresultate früherer Zeiten beweisen), bei weitem übersteigt: so muß mit baarem Gelde saldirt werden, und Rußlands Handelsbilanz wird verhältnißmäßig am mei-

sten dabei gewinnen. Die Zölle, deren Ertrag bei stärkerer Nachfrage und freier Beschiffung ungemein steigen wird, werden alsdann dem kaiserlichen Schatze eine beträchtliche Vermehrung seiner Einkünfte verschaffen. Selbst die Natur und Kunstprodukte, womit jetzt England vorzüglich das russische Reich versieht, wird Rußland durch die Konkurrenz französischer Erzeugnisse in Zukunft wohlfeiler erhalten können. Mehrere russische Unterthanen haben bereits Schiffe bauen lassen; der Friede und eine reelle Handelsverbindung werden ihren Wetteifer erregen, und Rußland wird in kurzem einer nationalen Handelsmarine im schwarzen Meere sich zu erfreuen haben.

In dieser Hinsicht können die zwei Gouvernements sich nicht bald genug mit der Erneuerung ihres Handelstraktats beschäftigen. Vermittelst billiger Verträge und einiger aufmunternden Vortheile wird Rußland alle Hoffnungen in Erfüllung gehen sehen, welche die ausserordentliche Lebhaftigkeit seines Handels im schwarzen Meere sowohl als im Baltischen, in den Jahren 1803 und 1804 (wir setzen noch die Jahre 1805 und 1806 hinzu, in welchem letzteren Riga allein 2000 Schiffe in seinem

Hafen zählte) nur immer in ihm hat erregen können.

So groß aber auch immer die Vortheile seyn dürften, die der Friede mit Frankreich der Schiffahrt und dem Handel der neuen südlichen Staaten Rußlands unfehlbar gewähren wird, so wenig ist zu besorgen, daß der Handel seiner Städte an der Ostsee darunter leiden dürfte. Diese werden nach wie vor in ihren natürlichen Verbindungen mit den Häfen am Weltmeere bleiben, weil den Handelsleuten in denselben mit dem Suchen russischer Produkte im schwarzen Meere eben so wenig gedient seyn kann, als es für die im Mittelmeere bequem ist, einen großen Umweg zu machen, um sie in der Ostsee zu holen. Was vorzüglich im nördlichen Frankreich den Kaufmann von dem Handel ins schwarze Meer entfernen wird, ist, daß die Waaren, welche es liefert, einer langen und strengen Quarantäne unterworfen sind, und daß diese nirgends anders, als in Marseille oder Toulon gehalten werden kann, weil Frankreich nur in diesen zwei Häfen Lazarethe hat. Es bleibt also eine unstreitige Wahrheit, daß beim größten Aufblühen des Handels im südlichen Rußland die Häfen an der Ostsee nie dadurch verlieren,

im Gegentheil an Lebhaftigkeit gewinnen werden.

Was für die Schiffahrt der aus dem mittelländischen ins schwarze Meer segelnden Kauffartheiflotten wünschenswerth wäre, ist, daß die Pforte einwilligen möchte, die Schiffe, welche den Kanal durch die Dardanellen passiren, frei und ungehindert hin und her segeln zu lassen, ohne sie durch ungeheure Formalitäten so widerrechtlich und Zeit versplitternd anzuhalten. Wäre es möglich, daß dieses Wochen lange Anhalten der Schiffe abgekürzt und die Untersuchung ihrer Ladungen mit eben der Geschwindigkeit, womit man im Sunde zu Helsingör bedient wird, wo die Ausfertigung der Papiere eines Schiffs das Werk von drei bis vier Stunden ist, verrichtet werden könnte: so würden diese Seereisen einen geringeren Aufwand von Zeit fordern, die Fracht würde eine verhältnißmäßige Verminderung erleiden, und mit ihr müßten auch die Waaren im Preise abschlagen. Von der Nachgiebigkeit des ottomanischen Hofes gegen Rußland, mit welcher Macht derselbe in gutem Vernehmen zu bleiben noch kürzlich erklärt hat, und dem mächtigen Einfluß Frankreichs, dem die Freiheit der Meere so sehr am Herzen liegt, läßt

sich erwarten, der Handel werde der Auflösung dieser lästigen Fesseln sich nächstens zu erfreuen haben. Der allgemeine Friede, und eine unbeschränkte Schiffahrt, werden selbst für die Pforte den wohlthätigsten Einfluß haben; die Handelsbeziehungen werden beträchtlicher, und ihre Häfen, welche der Schauplatz derselben sind, blühender werden. Eine unübersehbare Menge Schiffe aller Nationen durchsegeln dann die Straße der Dardanellen und das Mar di Marmora; und wie nützlich diese Durchfahrt für die Pforte ist, wird niemand, aus welchem Gesichtspunkte man sie auch betrachten mag, in Abrede seyn können. Allein um all dieser Vortheile zu genießen, muß man sich erst des so sehnlichst erwünschten allgemeinen Friedens zu erfreuen haben.

X.

Flüchtige Kleinigkeiten.

Als ich neulich in den Pensées ex Maximes des Duc de Rochefoucauld blätterte, stieß ich von ohngefähr auf den Satz: Les

vieux fous sont plus fous que les jeunes, der mir sehr fremd und unwahrscheinlich klang. Denn wenn jemand nur einige Gelegenheit gehabt hat, unsere jungen Thoren von manichfachem Schlage kennen zu lernen, so hält es sehr schwer, sich zu überzeugen, daß sie von den alten Thoren an Thorheit noch übertroffen werden sollten. Ein Freund, dem ich meinen Zweifel mittheilte, war anderer Meinung, und vertheidigte Rochefoucaulds Satz unter andern mit folgenden Gründen:

Erstlich, sagte er, ist die Thorheit im Alter offenbar sträflicher als in der Jugend. Der Jüngling findet doch immer Umstände, welche ihn einigermaßen entschuldigen, aber was will der Alte zu seiner Entschuldigung sagen? Sein Alter selbst zeugt wider ihn; denn je älter man geworden ist, desto mehr Gelegenheit hat man gehabt, verständig zu werden und desto mehr Zeit, die Thorheit abzulegen. — Dann ist die Thorheit für den Alten schimpflicher. Die Jugend ist das Alter der herrschenden Leidenschaft, und diese, ohne ihr zu viel zu thun, steht doch ohne Widerspruch mit der Thorheit in weit freundschaftlichern Beziehungen, als der Verstand, dessen Oberherrschaft das Alter karakterisirt. Lage, Umgang, erhaltene

schlechte Erziehung u. s. w. kann zum Vortheil des Jünglings sprechen, aber nicht zum Vortheil des Alten. — Ferner ist die Thorheit des Alters im Ganzen genommen auch schädlicher als die der Jugend. Der Jüngling hat im allgemeinen weniger Einfluß und weniger Gewalt über andere, als der bejahrte Mann und Greis, und kann daher nicht so viel Schaden anrichten, wenn ihn gleich seine Jugend schneller zum Handeln macht. — Endlich ist die Thorheit des Alters betrübter und niederschlagender, denn hier fällt die Hoffnung der Besserung weg, die sich von jugendlichen Thoren oft so sicher erwarten läßt, und die Thorheit erscheint überhaupt trauriger, wenn man sie als die Frucht eines langen Lebens betrachten muß.

Das Alles mußte ich nun freilich meinem Freunde nachgeben. Aber immer noch blieb der Hauptpunkt unbewiesen, daß nämlich die Summe der Thorheit an sich selbst im Alter größer als in der Jugend sey. Um dies zu bestätigen, berief sich mein Freund in Absicht auf diejenigen alten Thoren, deren Thorheit sich schon von ihrer Jugend herschreibt, auf den Satz, daß kein Stillstand in der Natur vorhanden sey: woraus allerdings folgt, daß

ein junger Thor, welcher sich nicht bessert, mit zunehmenden Jahren nothwendig immer thörigter werden muß. Ist der Satz gegründet, so kann man in der That mit besonderem Vergnügen auf die Zukunft blicken. Was werden unsre jungen Inkroyables für alte Inkroyables werden, wenn ihnen der Himmel Leben und Gesundheit giebt?

Es gab eine Zeit, in welcher das Zeugniß: die Blinden macht er sehend! Dankbarkeit und eine recht fromme Rührung hervorbrachte und dazu — noch sehr viel Aufsehen erregte. Wie haben sich doch die Zeiten geändert! Jetzt möchte man sagen: die Sehenden machen sich blind, und — das macht gar kein Aufsehen. Bisher erkannte man es immer dankbar, wenn man bis ins hohe Alter der Brillen nicht bedurfte; jetzt — lachen unsre jungen Inkroyables, wenn sichs jemand einfallen läßt, ohne Glas und Brille eben so scharf zu sehen, als sie mit ihren bebrillten Nasen.

Ich kenne junge Leute, die bei mehreren Gelegenheiten, wo ein gutes und scharfes Auge immer zu statten kommt, nicht an die

Brillen dachten, und entfernte Gegenstände so gut erkannten, als jeder andere. Sobald sie aber hinter den Karten oder hübschen Weibern gegenüber standen, so waren sie auf der Stelle mit Blindheit geschlagen und — Brillen wurden aufgesetzt.

Hieraus läßt sich nun ohne alle Gefahr schließen, daß es Modeblindheit ist, an welcher diese Herren laboriren, und es steht zu befürchten, daß späterhin auch ihr Gehör dieser Despotie unterworfen werden dürfte; es begreift sich leicht, daß es dann etwas laut unter uns hergehen wird. — Wenn doch diese bebrillten Herren bedächten: daß außer den geschliffenen Gläsern, deren man sich jetzt oft so unzeitig bedient, uns noch manche Brille in der Welt aufgesetzt werden kann.

Ein Leipziger Gelehrter, der Doktor Wözzel, hat uns unlängst mit einer Schrift: Meiner Gattin wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode, regaliert, worin er auf die pünktlichste und umständlichste Weise diese Erscheinung seiner liebenswürdigen Ehehälfte nach ihrem Tode geschildert und glaubhaft darzustellen gesucht hat. — Daß

dies einem gelehrten und noch dazu aufgeklärten Manne habe begegnen können, der doch überzeugender als der Laye hätte wissen sollen, daß die Erscheinungen der Todten längst zu den Ammenmährchen in die Kinderstube verwiesen worden sind, ist um so lächerlicher und unverzeihlicher. Aber wer stolpert leichter als grade der Gelehrte! —

Schon Cicero warnet vor Aberglauben und Täuschungen, wenn er sagt: Experientia et Providentia rem intuere, populi fabulas et fallacitates Veritate extinguere decet Viro. Wer achtet wohl heut zu Tage auf diesen weisen Spruch? — Mundus vult decipi, ruft uns ein spekulirender Witzling entgegen, ergo decipiatur! und mit diesem verächtlichen Wahlspruch treibt denn so mancher Strudelkopf mit den Leichtgläubigen sein Wesen.

Ich kannte einen Mann, dessen exaltirte Einbildungskraft so mächtig auf ihn wirkte, daß er mir mehr als Einmal mit der ernstesten Ernsthaftigkeit offenherzig versicherte: er habe leibhaftig sein Konterfey am Schreibepult sitzen und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit schreiben und spekuliren sehen. Ja, wenn er seine spasmodischen Zufälle bekam, so er-

dreistete er sich sogar, das, was sein Konterfey in tiefer Kontemplation entworfen haben sollte, der gelehrten Welt in extenso und in verkrüppelter Schreibart auf gedruckten Blättern zu — man verzeihe den Ausdruck — verwahrheiten; und wenn jemand daran zu zweifeln oder ihm im geringsten zu widersprechen wagte: so wurde ein solcher Ungläubiger im nächsten Blatte mit Ruthen gezüchtiget oder wohl gar für einen Dummkopf gescholten.

Solche Menschen sind wahrlich zu beklagen; sie dürfen nur eine etwas lebhafte Phantasie haben und eine Zeit lang mit Leidenschaft an Einen und denselben Gegenstand denken, so leidet ihr Verstand dabei ganz unausbleiblich Schiffbruch. So ist mir ein trauriges Beispiel bekannt, daß ein junger Mann sich erschoß, weil er glaubte und behauptete, sein kurz vorher sich ebenfalls selbstentleibter Freund habe ihm zugerufen: Folge mir bald nach!

Unter alltägliche Menschen, die niemand bemerkt und bei denen man wie bei einem Laternenpfahl vorübergeht, werden in unsern

Zeiten mehrere Individuen gezählt. Wir wollen einige zur Probe ausheben.

Die Frau, die als Gattin, Mutter und Hausfrau ihre Pflichten treu erfüllt, ist nur ein gewöhnliches Weib, die aber, die den ganzen Morgen mit ihrer Toillette verschleudert, kein Konzert, kein Schauspiel und keinen Ball versäumt, etwas gelehrt schwatzen kann, übrigens aber im Hauswesen alles drunter und drüber gehen läßt, das ist heut zu Tage eine ungemein gescheite Frau. — Der Geistliche, der die Würde seines Amts ganz kennt, Helfer, Rathgeber und Tröster ist, dabei auch noch ein freundliches, gefälliges und durchaus humanes Betragen gegen jedermann zeigt, der wird heut zu Tage leicht übersehen. Der aber, der seine Kanzel in ein liebliches Theaterchen und die Kirche in ein lustiges Schauspielhaus verwandelt, blos durch Schönreden zu glänzen sucht, über alles, was sich ihm darbietet, vorlaut abspricht und gehässig über seinen Nebenmenschen herfällt, das ist gewiß ein gescheiter Mann. — Der Kaufmann, der unermüdet an seinem Comtoir gefesselt ist, still und eingezogen lebt, durch Fleiß, Sparsamkeit und weise Spekulationen sich und seine Familie zu erhalten

trachtet, wenig Aufwand macht, weil er weiß, daß durch Zufall auch der Vorsichtigste straucheln kann, das ist ein Mann, von dem eben nicht viel Wesens gemacht wird. Der aber, der Ränke und Pfiffe in allen ihren Theilen so recht aus dem Fundament versteht, durch ein Gewühl von Geschäften, die er nicht übersehen kann, zu imponiren sucht, und, um reich zu werden, alle Kornjuden und Wucherer in Schutz nimmt, auch wohl mit ihnen gemeinschaftliche Sache macht, das ist jetzt ein durchaus gescheiter Mann. — Der Schriftsteller, der das, was er sagt, einfach, anspruchlos und verständlich vorträgt, der wird schwerlich viel Aufsehen machen, dahingegen der, der abstraktes Zeug in den Tag hineinschreibt, das die halbe Welt nicht verstehen kann, brav schimpft und mit beiden Fäusten drein schlägt, für einen grundgescheiten Mann gehalten wird. Est modus in rebus, sagt der Lateiner, und zu allen Dingen gehört ein gewisses savoir vivre.

In den Freimüthigkeiten, dem Kinde der Laune eines unserer talentvollen Schriftstellers, stieß ich auf eine Stelle, die am besten den Geist der früheren Kotzebueschen

Stücke karakterisirt. Der Autor läßt einen gewissen Lukas sagen:

"Ueberall enthalten die Kotzebueschen Stükke ein wahres Lebens- und Sitten-System! So lehrte mich Anfangs Benjowsky einem Weibe treu zu seyn; darauf zeigte La Peyrouse mir, daß es nicht so böse sey, allenfalls mit zweien sich einzulassen. Meine erste Frau, die die Sache übler aufnahm als ich dachte, ließ sich durch die Indianer in England verführen, ebenfalls mehrere Männer zu heirathen, wurde aber hinterher durch Menschenhaß und Reue wiederbekehrt und zu ihrer Pflicht zurückgebracht; und jetzt denke ich zu guter letzt noch eine Edle Lüge mit ihrem Kammermädchen zu begehen, um alle Theile zufrieden zu stellen."

XI.

Die Säule des Pompejus. *)

Eins der berühmten ägyptischen Alterthümer ist die Pompejus-Säule, die Cäsar zu Ehren seines Siegs über den Pompejus nicht weit von Alexandrien errichten ließ. Sie ist vielleicht die größte Säule in der Welt, denn die großen Säulen des Agrippa im Pantheon zu Rom kommen ihr an Größe und Dicke nicht gleich. Es ist daher immer der Mühe werth, ihr Schicksal bis auf die englische Eroberung Aegyptens zu erfahren, da sie nun bald 2000 Jahre alt seyn wird. In dem Buche des englischen Obristlieutenants Wilson History of the Britisch Expedition to Egypt, findet man folgende Data:

Der merkwürdigste Gegenstand ist hierauf die Säule des Pompejus, die südwest von Alexandrien liegt. In einer gewissen Entfernung sieht dieses Monument sehr ehrwürdig aus, in der Nähe aber ist es von bewundernswürdiger Schönheit. Die Verhältnisse

*) Aus englischen Blättern.

derselben sind so wunderbar, daß sie an einem ganz rohen Steine schon Erstaunen erregen würden; die Genauigkeit derselben, der ungeheuere Umfang der Basis, die Kühnheit des Schafts, die Vollkommenheit des Kapitals; dies Einzelne vereinigt macht das entzückendste Ganze: sie ist gewiß das Meisterstück der Kunst. Sie ist von corinthischer Ordnung, und 88½ Fuß hoch. Der Schaft, der aus einem einzigen Stück Granit ist, ist noch ganz polirt geblieben, ausgenommen auf der Nordwestseite, wo ihn die Winde etwas beschädigt haben. Der Schaft hat 64 Fuß Höhe und 8 Fuß 4 Zoll im Durchmesser.

An der Basis ist eine Oeffnung, die die Araber gemacht haben. Sie glaubten unter dem Monument liege ein Schatz, und daher wollten sie es in die Luft sprengen. Da sie aber die Kunst des Minirens schlecht verstehen, so blieb auch die Säule stehen. Aber es entstand eine Bresche, die unter der Basis einige ledige Steine sehen ließ. Einer derselben war mit Hieroglyphen bezeichnet.

Die Franzosen glaubten, dieses Loch würde mit der Zeit der Säule schaden, und ver-

mauerten es daher. Zur Schande der Engländer muß ich sagen, daß sie dieses Mauerwerk zum Theil wieder einrissen und daß man genöthigt war, eine Schildwache hinzustellen. Man mußte mitten unter Engländern ein Denkmal beschützen, das sich in der Mitte von Barbaren eine ganze Reihe von Jahrhunderten hindurch unversehrt erhalten hatte. Einige Offiziere hatten die dumme Eitelkeit, mit dem Hammer von der Basis einige Stücke abzuschlagen, um sie ihren Freunden in England mitzubringen. Die nämliche Zerstörungssucht zertrümmerte den Sarkophag der großen Pyramide zu Cairo. Bekanntlich haben englische Matrosen vor einigen Jahren den Einfall gehabt und glücklich ausgeführt, den Gipfel des Monuments zu erklettern und Punsch darauf zu trinken. Sie fanden Stücke Eisen, die anzeigten, daß ehemals eine Statue darauf gestanden war. Die Franzosen hatten die Freiheitskappe darauf aufgehangen. Obgleich diese Säule so nahe an der Stadt steht, so konnten sie die Franzosen doch nur in Haufen von zwanzigen, und wohlbewaffnet, besehen. Und auch diese kleinen Detaschements wurden oft von den Arabern aufgehoben, die sie dann wieder zurück schickten, nachdem sie sie ganz ausgeplündert hatten.

Man hatte einst den Plan, die Säule des Pompejus nach Frankreich zu transportiren. Ich glaube nicht, daß er hätte ausgeführt werden können.

XII.

Anzeige.

Die zeithertigen Interessenten des nordischen Archiv's werden die Güte haben, bis Ende Septembers die Pränumeration für das Jahr 1807 mit 10 Rubel B. A. gefälligst zu erneuern und unter der Adresse: An die Expedition des nordischen Archiv's einzusenden. Riga, den 1. September 1806.

Kaffka.

Nordisches Archiv

vom Jahre 1806.

Herausgegeben

von

Johann Christoph Kaffka.

Viertes Bändchen.

October, November, December.

Riga,
in der Expedition des nordischen Archiv's.

Inhalt des vierten Bändchens.

October.

Seite.

I. Ueber die Besoldungen der Staatsbeamten überhaupt, und der auf dem Lande angestellten insbesondere. ; ; ; ; ; 1

II. Fragment aus den Bemerkungen eines Augenzeugen über die Schlacht von Austerlitz. 39

III. Vaterländisches Ehrendenkmal. ; ; 44

IV. An Deutschlands Trümmern, im August 1806. 50

V. Kurze Relation von den beyden um die Welt gesegelten russischen Schiffen, Nadeshda und Newa. ; ; ; ; ; ; 53

VI. Von der Entstehung der Taufe. ; ; 57

VII. Der Mond bewirkt Stürme. ; ; ; 64

VIII. Ein Paar Beyspiele von Sonderlingen, als Beyträge zur Seelenerfahrungskunde. ; 67

IX. Etwas über das Wort Rechenbuch. ; ; 73

X. Vermischte Neuigkeiten. ; ; ; ; 74

XI. Der Sturm vom 26. auf den 27sten September. ; ; ; ; ; ; ; 77

November.

I. Bruchstücke aus der Regierungsgeschichte Peters des Großen. ; ; ; ; ; 81

II. Denkwürdiger Streifzug der Russen von der kleinen Festung Georgiewsk, bis zur türkischen Festung Anap am schwarzen Meere, im Jahre 1790. ; ; ; ; ; ; 93

III. Das Seebad. ; ; ; ; ; ; 118

IV. Antikritik gegen D. A. E. den Beurtheiler des Anakreon von F. C. Broße. ; ; 131

Seite.

V. Ueber allerley Anordnungen im Stadtregimente, und ihren Veränderungen. ; ; ; 136

VI. Notizen aus Moskwa. ; ; ; ; 147

VII. Schul-Anstalten. ; ; ; ; ; 152

VIII. An den Herausgeber des Nordischen Archiv's. ; ; ; ; ; ; ; 153

IX. Anekdoten. ; ; ; ; ; ; ; 167

X. Theater in Riga. ; ; ; ; ; ; 171

December.

I. Ueber den literarischen Geist unsers Zeitalters. ; ; ; ; ; ; ; ; ; 173

II. Uebersicht des Diskontowesens in Hamburg 186

III. Warnung vor einer Verastung, die so häufig ist, und woran so wenig gedacht wird. 193

IV. Seltene meteorologische Bemerkungen. ; 205

V. Ursprung der Kirchenordnung in Riga. ; ; 208

VI. Gotthard Welling und Johann Derenthal, zwey ausgezeichnete Staatsmänner aus den vorigen Jahrhunderten. ; ; ; ; 212

VII. Miscellen aus alten Rigaschen Blättern, zur Unterhaltung der Leser. ; ; ; 216

VIII. Schreiben aus Witepsk. ; ; ; ; 219

IX. Ueber Weihnachts- und Neujahrsgeschenke. 222

X. Vermischte Nachrichten. ; ; ; ; 237

XI. Eine noch ungedruckte Anekdote von Peter dem Großen. ; ; ; ; ; ; ; 241

XII. Eine unnütze Verschwendung von einigen Jahren. ; ; ; ; ; ; ; ; 242

Nordisches Archiv.

Monat Oktober

1806.

I.

Ueber die Besoldungen der Staatsbeamten überhaupt, und der auf dem Lande angestellten insbesondere.

Die Vereinigung der Individuen in einen Staat hat die Bequemlichkeit und Sicherheit der erstern, so wie ihr Fortschreiten zur Kultur und Humanität, zum Zwecke, und es ist daher nichts billiger, als daß sie dafür ihre

Beiträge leisten, welche in die Staatskasse fließen und aus dieser wieder an diejenigen vertheilt werden, welche die Sorgfalt des Staates, für alle ihm inkorporirte Staatsbürger, im Einzelnen ausführen. Ohne Zweifel ist die ganze Klasse dieser Beamten eine sehr achtungswerthe Klasse von Bürgern, weil es dem Staate ohne ihre Hülfe unmöglich seyn würde, sich als Staat und das Glück und Wohlseyn der Einzelnen im Staate zu erhalten. Wer die Vertheidigung seiner Mitbürger übernimmt und für ihre Sicherheit sein Leben und seine Ruhe zu opfern sich anheischig macht — wer die obern Befehle des, der die mühvolle Verwaltung ihres Vereins übernommen hat, zur allgemeinen Wissenschaft bringt, sie erläutert und über ihre Anwendung wacht — wer, im Namen des Staates, Ordnung und Gerechtigkeit handhabt und das Eigenthum der Individuen schützt — wer über die richtige Abgabe der Einnahme und Ausgabe des Staates wacht und Rechnung führt — wer die schriftliche Mittheilung der Gedanken der Staatsbürger im Inn- und Auslande ohne Säumniß befördert — oder wer für die geistige und sittliche Kultur der Staatsbürger im Namen des Staats sorgt und sie verbreitet — sie Alle haben die gerech-

festen Ansprüche, eben sowohl auf das Wohlwollen, auf die Achtung und Dankbarkeit der Staatsbürger, weil nur durch sie der Baum des Staates grünet, wächset, Früchte trägt, als auch auf die Auszeichnug und Belohnung des Regenten, weil sie die unentbehrlichen Mittelspersonen seiner Größe und seiner Wirksamkeit sind.

Dies wird in thesi wohl keinen Widerspruch leiden, aber eine Frage ist's, ob diese achtungswerthe Klasse für ihre Bemühungen um das Gemeinwohl auch wirklich so entschädiget werde, als sie es verdienet. In der That, untersucht man das Loos der meisten Saatsbeamten und besonders derer in den untern Klassen, welche gerade die mehreste und drückendste Arbeit haben, genauer: so wird man nicht umhin können, sie zu bedauern. Wie mancher redliche Unterbeamte und Kommis kann, bei aller seiner Arbeit, welche ihm noch dazu selten erlaubt, von seinen Talenten einen anderweitigen Gebrauch zu machen, seiner Familie nur ein höchst mittelmäßiges Loos anbieten! Wie oft ist er im Gegentheile in dem Fall, das dürftige Brod, das er ißt, mit seinen Thränen zu benetzen, weil es nur eben hinreicht ihm mit den Seinigen vor den Hungertod zu schützen.

Woher diese traurige Erscheinung? — Gewiß theils daher, daß in den meisten Staaten das ganze Staatsverwaltungswesen zu künstlich und complicirt eingerichtet wird, und daß man in der größern Zahl der Beamten, auch die bessere Staatsverwaltung zu finden wähnt; theils aber auch daher, daß Geld das allgemeine Austauschungsmittel geworden ist, welches man auch den Staatsbeamten als Aequivalent für ihre Einsichten und Bemühung, die sie für den Staat verwenden, reicht.

Das Geld aber, welches im Handel und Wandel das große Erleichterungsmittel, denselben kräftig zu betreiben, geworden ist, hat keinen bestimmten, bleibenden Werth für ewige Zeiten, sondern Umstände und Verhältnisse geben ihm bald einen höhern Werth, bald machen sie es in seinem Werthe fallen. Seit es nun aber immer mehr in einem steten Umlaufe sich befindet, sich mehret, nicht aber wie ehedem, als ein verschloßner Mammon oder vergrabener Schatz sich der Cirkulation entziehet, sondern von Hand zu Hand, von Haus zu Haus, von Land zu Land in einer steten Wanderung begriffen ist, hat sich sein Werth verringern und eben deshalb auch der Werth der übrigen Dinge, welche man für Geld ein-

tauscht, erhöhen müssen, wozu noch die vermehrte Consumtion der Lebensbedürfnisse durch die steigende Population, große politische Begebenheiten, wachsender Luxus und andre Ursachen eingreifend mitwirken. Nun ist zwar dieses Fallen des Geldwerthes an und für sich kein Nachtheil, denn es wird immer nur nach seinem jedesmaligen Werthe genutzt und die freiere Cirkulation desselben bringt unter alle Staatsbürger ein regeres Leben, so wie der ungehinderte Umlauf des Blutes dem Thiere Gesundheit und Wohlseyn. Der Kaufmann kauft theurer ein und verkauft theurer; der Handwerker läßt sich seine Arbeit nach dem jedesmaligen Geldwerthe bezahlen; der Arbeits-Mann fordert einen höhern Tagelohn und bekömmt ihn; der Eigenthümer eines Hauses setzt einen höhern Preis auf den von seinen Mauern eingeschloßnen Platz, und die Leute, welche die ersten Lebensbedürfnisse zu Markte bringen, benutzen nicht weniger den jedesmaligen Stand des Geldeswerthes.

Nur Eine Klasse von Staasbürgern ist es, und gerade die, welche sich um den Staat als Staat am verdientesten macht, sie, durch die es gerade jedem Einzelnen möglich wird aus den jedesmaligen Umständen für seinen Er-

werb Vortheil zu ziehen, die Klasse der Staatsbeamten ist es, welche, auf baare Gehalte gesetzt, gerade aus diesem verminderten Werthe des Geldes, das unglückliche Loos trifft zu darben, und mit den Ihrigen, verlassen von den Freuden des Lebens, auf die Jeder schon als Mensch die gerechtesten Ansprüche hat, ihre mit Arbeit und Sorgen belasteten Tage in düsterer Trauer zu verleben. Da aber nur wenige Resignation genug besitzen, sich einer solchen Lage zu unterwerfen, sondern die Mehrzahl ihr ausweichen will: so entstehen hieraus zwei große Staatskrankheiten, welche die Gesundheit des Staates angreifen, schlechte Beamte und Ehelosigkeit.

Wenn das, vor Jahrhunderten, zu einer Zeit, wo der Werth des Geldes ganz anders stand als jetzt, bestimmte und von Zeit zu Zeit nur kärglich und durchaus nicht im wahren Verhältnisse zu den übrigen Dingen erhöhte Gehalt des Beamten nicht für seine nothwendigsten Bedürfnisse hinreicht: so muß er entweder an der Pflicht halten und — darben, oder an der Pflicht untreu werden, um für seine Bedürfnisse zu sorgen; und da das körperliche Gefühl stärker ist als das geistige: so ist hundert gegen eins zu wetten, daß das

letztere von dem erstern überstimmt werden wird. Ist's demnach ein Wunder, wenn in so vielen Staaten die Klage erschallt, daß in der Themis Heiligthum die Schikane sich einschleicht, daß die Entscheidung der Streitsachen über alle Beschreibung verzögert wird, daß trotz aller Bemühungen gerechter Regenten die ungerechte Sache so oft der siegende Theil bleibt? Nehme man nun, daß hiedurch nicht nur die Moralität derer, die über daß Gesetz wachen sollen, sondern auch die der Rechtsuchenden verdorben wird, indem selbst der, dem das Recht von selbst zur Seite stehen sollte, gewöhnt wird, es nur durch den Meistboth auf seine Seite zu bringen: so wird man zugeben müssen, daß das Uebel größer ist, als man beim ersten Anblicke denkt und daß, indem es auf die sittliche Denkart so vieler Staatsbürger nachtheilig einwirkt, es den Staat selbst untergräbt, der als ein ethisches Wesen sich selbst nach und nach auflösen muß, wenn er seine Mitglieder gewöhnt, nur durch eine unsittliche Handlungsart zu ihrem Zwecke zu gelangen.

Eben so wird oft, aber aus derselben Ursache des vielzugeringen Lohnes, der Stand, der das Eigenthum seiner Mitbürger beschützen

sollte, der Beeinträchtiger desselben, und tausend und abermal tausend Memoriale von den Unterthanen an die Fürsten gerichtet, oder Befehle und Verordnungen von diesen ausgefertigt, klagen über Unterschleife, Unterdrückung, Unordnungen und Mißbräuche. Die Untersuchungen dieser Klagen erfordern oft wieder neue Kommitteen, neue Angestellte, neue Gehalte, neue Ausgaben des Staates, die Alle zur Last fallen, und, weit entfernt die Uebel zu hindern oder zu verringern, sie oft nur noch vermehren und erhöhen. —

Zu diesem Uebel — den ungetreuen und ihrer Pflicht vergessenden, oder vielmehr die Pflicht ihren Bedürfnissen aufopfernden Beamten, welche aus den stehenden, mit dem gestiegenen Werthe der Dinge und dem gefallenen Werthe des Geldes in Mißproportion sich befindenden Gehalten entspringen, gesellet sich noch das Uebel einer immer mehr und mehr um sich greifenden Eheloſigkeit. Noch vor funfzig bis sechzig Jahren zurück, konnte eine ganze Familie, in Riga z. B. recht gut von einer Einnahme leben, welche jetzt ein Einzelner, nicht zur Befriedigung der Wünsche, die Kinder des Luxus sind, sondern sei-

ner nothwendigen Bedürfnisse braucht. *) Ist es unter so ungünstigen Umständen nicht vernünftig, wenn der Staatsdiener mit dem eingeschränkten Gehalte lieber einzeln bleibt, als eine Gattin und Kinder mit in sein unglückliches Schicksal hineinzieht? Aber ist dieser Cölibat vieler Bürger, den die Umstände hervorbringen, dem Staate vortheilhaft? Ausserdem, daß er in den bessern Individuen den heiligsten Trieb der Natur unterdrückt, und sie dadurch mißmüthig, verdrossen, in sich selbst zurückziehend und für die Pflicht läßig macht, begünstigt er bei so vielen andern die Ungebundenheit und ausschweifende Lebensart. Zwar füllen sich die Findelhäuser an, aber nie wird auch die größte Sorgfalt durch sie ersezzen, was die häusliche Erziehung im Schooße des liebenden Vaters, am Busen der zärtlichen Mutter zu leisten vermag. Und machen nicht diese Anstalten der Noth wieder neue Beamte nothwendig? Erfordern sie nicht neue Ausgaben des Staates, neue Besoldungen,

*) Man berechne doch nur gegen funfzig Jahre zurück, den jetzigen Stand der Miethen, des Lohnes der Dienstbothen, des Kostgeldes und der Kleidungsstücke, und man wird die Behauptung nicht übertrieben finden.

welche, abermals kärglich gereicht, Veranlassung sind, daß auch sie oft ihres Zweckes verfehlen? Vermögen sie aber, wenn sie auch noch so gut sind, die Schlachtopfer der Lust, den zerrissenen Kranz der Unschuld, diesen heiligen Schmuck der Weiblichkeit, wiederherzustellen? Die Ehelosigkeit der Beamten führt auch die Ehelosigkeit in andern Ständen herbei, indem jeder, der nicht darauf rechnen kann seinen Kindern baares Vermögen zu hinterlassen, um nicht das Schicksal heranwachsender Töchter zu beweinen oder darüber zu erzittern, den süßen Freuden der Liebe entsagt, und auf eine bequemere Art sich mit der Lust abfindet.

Ohne diese dunkle Perspektive hier weiter verfolgen zu wollen, weil die selbstgesetzten Grenzen dieses Aufsatzes es nicht erlauben, wollen wir nun, welches das Wichtigere ist, die Frage zu beantworten suchen, wie allenfalls diesen Uebeln abgeholfen werden könne?

Ist, was wir oben angenommen haben, gegründet, daß in vielen Ländern manche Zweige der Staatsverwaltung offenbar zu complicirt eingerichtet und mit einem zu grossen Personale von Beamten überladen sind: so

würde es der Mühe lohnen, darüber nachzudenken, ob man sie nicht und wie man sie wohl vereinfachen und denselben Zweck eben so gut und vielleicht besser mit einem geringern Personale erreichen könne. Wäre dies möglich — und dafür ist viele Wahrscheinlichkeit — so würde man, wenn man die Gehalte, welche auf viele vertheilt, Jedem nur ein dürftiges Auskommen gewähren, unter Wenigere vertheilte, erstlich, welches klar ist, die wenigern Beamten durch eine reichlichere Besoldung gegen die Noth sicher stellen, und sodann auch eine bessere Bedienung der verschiednen Staatsverwaltungszweige erringen. Es ist ja natürlich, daß derjenige Beamte, welchen der Staat reichlich belohnt, weniger Versuchung hat seiner Pflicht untreu zu werden als derjenige, der bei kargem Lohne darben muß. Es ist aber auch ferner eine Folge reichlicher Gehalte, daß man durch sie bessere und einsichtsvollere Subjekte im Dienste des Staates anstellen kann, und ohne Zweifel wird der Staat am besten bedient werden, der die besten Staatsdiener hat; so wie es auch eine, im Kleinen wie im Großen, gültige Erfahrung ist, daß man durch ein kleineres Personale immer besser bedient wird, als durch ein großes. Das erste Mittel also, das

Loos der Beamten zu verbessern, ist, ihre Zahl, so weit es angeht und nicht höhere Zwecke darunter leiden, möglichst zu verringern und diese Wenigen so gut zu besolden, daß die Uebertretung der Pflicht für sie keine Reize haben könne.

Wollte man hingegen einwenden, daß eine solche Reduktion des Personales der Staatsbeamten vielen Individuen ihr Brod rauben werde: so läßt sich hierauf antworten, daß diese Reduktion nicht nothwendig plötzlich geschehen müsse, sondern nach und nach eintreten könne, wozu Todesfälle und Anstellung in vielen Staatsdiensten den Weg bahnen. *) Es läßt sich aber auch ferner fragen: Ist es denn besser, daß viele Hunderte im Dienste des Staats darben, als daß diese Hunderte genöthigt werden, sich ein anderweitiges reichlicheres Auskommen, in so ferne sie es vermögen, zu verschaffen? Sollte es aber an Gele-

*) So hat, wie ich höre, der rigaische Magistrat beschlossen, einige Predigerstellen bei der Stadt, bei eintretenden Todesfällen, aufzuheben und die, auf diese Art überbleibenden Gehalte, als Zulage zur Verbesserung der Gehalte der übrigen, zu benutzen.

genheit dazu fehlen, da wohl kein Staat existirt, dem nicht noch viel für seinen Wohlstand zu thun übrig wäre? So hat mancher Staat aus Mangel an arbeitenden Händen an Errichtung von Fabriken und Manufakturen, andre an andern ihnen wohlthätige Unternehmung bisher nicht denken können. Nun wohl! Entlasset die bei einem Zweige der Staatsverwaltung überflüssigen Beamten aus einem Dienste, in welchem sie wenig nützen und stellet sie da wieder an, wo sie viel nützen können.

Ein anderes Mittel, die Lage der Staatsdiener gegen Noth und Sorgen zu sichern, wäre, wenn jeder Staat sich's zum allgemeinen Gesetze machte, die baaren Gehalte, die er seinen Dienern reicht, höchstens alle funfzig, noch besser aber alle fünf und zwanzig Jahre einer Revision zu unterwerfen und sie sodann, nach dem jedesmaligen Werthe des Geldes gegen den übrigen Werth der Dinge auf neue funfzig oder fünf und zwanzig Jahre festzusetzen. Würde wohl ein Privatmann, wenn er jetzt Leute für seine Dienste um den Preis suchte, den man vor funfzig oder fünf und zwanzig Jahren gab, deren erhalten? Schwerlich! Gesetzt aber, er fände auch solche, die für den alten Preis ihm die-

nen wollten, würde er dadurch gebessert seyn? Gewiß nicht, denn wer um ein Gehalt dient, mit dem er nicht ausreichen kann, muß eine anderweitige Spekulation im Sinne haben und höchst wahrscheinlich auf einem unrechten Wege das zu erringen gewiß seyn, was er auf einem rechtmäßigen nicht erreichen kann. Man mache hievon die Anwendung auf den Staat, und man wird hiedurch zugleich die Frage beantwortet finden, wie es doch komme, daß es dem Staate, selbst bei mäßigen, mit dem Werthe der Dinge gar nicht im Verhältniß stehenden Gehalten, an Subjekten für seinen Dienst nicht fehle, da hingegen der Privatmann seiner Diener Bemühungen fast mit Geld aufwiegen müsse. In der That, es ist nichts billiger, als daß der Staat seine Beamten ebenfalls gehörig besolde, und da nun Geld einmal das gewöhnliche Austauschungsmittel geworden ist, alle funfzig Jahre höchstens die Gehalte seiner Beamten nach dem jedesmaligen Werthe der Dinge regulire. Wird aber hiebei der Staat nicht zu kurz schießen? Bei einer guten Wirthschaft wohl schwerlich; *) denn außerdem, daß die immer stei-

*) Einen Beweis hiezu liefert Rußland unter Alexander. Wenn man die Millionen berechnet, welche

gende Annahme des baaren Geldes den Staat selbst wohlhabender und geldreicher, folglich auch fähig macht, seine Beamten besser zu belohnen, muß er ja doch, wenn die Gehalte geringe sind, hie und da und dort, auf Gesuche, Zulagen machen und ist auf die Art nie seiner Ausgabe ganz gewiß, statt daß eine solche, von ihm selbst anzustellende Revision, verbunden mit Reduktion des zu großen Personales, ihn in den Stand setzt, die Ausgaben an seine Beamten bestimmt zu berechnen und hiernach die Verwendung seiner Einahme bestimmen zu können.

---

der Schatz für die Anlegung und Einrichtung von Schulen und Universitäten, so wie für andre gemeinnützige Anstalten hergegeben hat, die Geschenke, welche Gelehrte durch ganz Europa erhielten, den durch die Erlassung der Naturallieferung an die Truppen vergrößerten Aufwand des Staats berechnet und nun in Anschlag bringt, was die Erhöhung des Soldes für's ganze Militair beträgt: so muß man um so mehr erstaunen, daß die Auflagen nicht direkte vergrößert sind. Es zeigt sich hieraus: was ein von der Natur nur einigermaßen begünstigtes Land vermag, wenn die Verwaltung seiner Schätze mit Weisheit geführt wird. Heil, Heil Alexander! der auch in dieser Rücksicht als Vater des Vaterlandes Haus hält.

Es ist aber auch nichts billiger als, daß wenn die Ausgaben des Staats für seine Beamte sich mehren, auch auf Vermehrung der Staatseinnahme gedacht werden müsse. Und da gerade die erwerbenden Klassen, durch den vermehrten Geldumlauf gewinnen: so müssen sie auch wieder von funfzig zu funfzig oder von fünf und zwanzig zu fünf und zwanzig Jahren zu den zu erhöhenden Gehalten der Staatsdiener durch erhöhete Abgaben beitragen, und diese gleiche Vertheilung der Last wird doch wohl der Vernunft und dem Wahren des Staats entsprechender seyn, als wenn bei den geringen Gehalten der Staatsbeamten die Einzelnen, die von ihm Hülfe brauchen, gezwungen sind, diese durch außerordentliche unter keiner Taxe stehenden Beiträge gleichsam zu erkaufen.

Es dringt sich ferner bei dem Nachdenken über diesen Gegenstand auch folgende Betrachtung auf.

Ehe die neue Welt der ältern Schwester ihre unterirdischen Schätze aufschloß, und ehe man durch den, seine Herrschaft immer weiter ausbreitenden Handel große Kapitalien vortheilhaft nutzen und anwenden lernte, und sie daher als Todte in Kisten und in die Erde ver-

grub, konnte man mit weniger aber baarer Münze viel erreichen, und damals war gewiß kein bequemeres Mittel für den Staat, seine Diener zu belohnen, als baares Gelde. Jetzt aber, da das Geld sich allenthalben Bahn gemacht hat und in einer beständigen Reise um und durch die Welt begriffen ist, giebt es vielleicht kein unbequemeres Mittel die Staatsbeamten zu befriedigen, als eben Geld, und ließe es sichs ausführen: so wäre es vielleicht am besten, wenn man sie gar nicht mehr mit baarem Gelde, sondern in Naturalien für ihre, dem Staate zu leistenden Dienste bezahlte. Dieß würde vielleicht in sofern auch unbequem sein, daß die Empfänger, wenn die Naturalien im Werthe fielen, ebenfalls einbüssen würden. Aber auf der andern Seite würden sie auch wieder bei günstigen Umständen um so mehr gewinnen, und wenn man einen Mittelpreis, unter welchen z. B. das Korn wahrscheinlich nie fallen wird, bei der Berechnung des Gehaltes als Maaßstab annähme, so würden sie gegen allen Verlust gedeckt seyn und ihre reine Gage immer erhalten. Das Mehr oder Weniger, was die Umstände hinzusetzen oder abzögen, wäre dann Sache für sich. — So besoldet müßten sie sich durchaus besser befinden, als bei Gehalten in baarem Gelde,

dessen Werth sich ja auch immer mehr und immer nachtheiliger verändert. Dies leidet keinen Zweifel und erhält auch selbst aus neuern Erfahrungen seine Bestätigung. So machte Herr Hofrath Meiners aus Göttingen eine Reise nach Strasburg und ließ seine Reisebemerkungen drucken. In diesen äußerte er sich voller Verwunderung dahin, daß er trotz des Krieges, im Würtenbergischen vielen Wohlstand gefunden habe. Der Rezensent dieses Buches aber in der hallischen allgemeinen Literaturzeitung, wahrscheinlich ein mit der Würtembergischen Verfassung vertrauter Mann, erinnert hiebei, daß dies sehr natürlich sey und gar nicht auffallen könne, sobald man wisse, daß die dortigen Beamten mit Naturalien bezahlt würden, wobei sie natürlich gerade im Kriege, durch den hohen Preis derselben, hätten gewinnen müssen.

Ob sich aber dies in einem großen Staate allgemein, besonders wenn er kein Ackerbauender ist, ausführen lasse, ob hiebei nicht im Großen Schwierigkeiten entstehen würden, die nicht sogleich zu beseitigen seyn möchten — dies sind Fragen, über welche ich nicht entscheiden will. Soviel aber scheint hieraus gefolgert werden zu können, daß wenn es in einem Staate Be-

amte giebt, welche schon mit Naturalien besoldet werden, so würde man diesen nicht nur nicht aufhelfen, sondern ihre Lage äußerst verschlimmern, wenn man diese Art der Besoldung mit Gehalten in baarer Münze vertauschte. Nur giebt es aber solche Beamte fast in allen Staaten unter denen auf dem Lande angestellten, als da sind, die Beamten auf vielen Staatsdomainen, die Landprediger, Kreiskommissaire, Förster u. s. w. Wollte man diesen ihre Besoldung in Naturalien nehmen: so würde es theils für den Staat schwer sein, hier alle Ungerechtigkeit zu vermeiden, besonders wenn diese Beamte auf eine Naturalbesoldung berufen und angestellt worden sind; theils aber würde hierdurch nichts gewonnen werden, denn die Ersparniß, die man auf der einen Seite dabei machte, oder zu machen gedächte, würde durch einen anderweitigen weit reellern Verlust wieder aufgehoben werden, indem eine dürftige und precaire Lage leicht aus treuen, untreue Beamten machen, die bessern Subjekte abschrecken und schlechtere veranlassen würde, das verursachte Deficit ihrer Einnahme auf eine andre Art zu ersetzen; welche wahrscheinlich für ihre Amtsführung keinen Gewinn mit sich bringen würde.

Demohnerachtet hat man schon oft und viel im

Auslande sowohl als in unserm Vaterlande die Frage discutirt, ob es nicht insbesondere für den Landprediger da, wo er in dem eignen Landbau seinen Sold findet, überhaupt und insbesondere in unserm Vaterlande, wo er die Naturalbesoldung in seinem Lande und Leuten erhält, für seine Lage und sein Amt besser sey, ihm die mühvolle Landwirthschaft zu nehmen und in deren Stelle eine baare Besoldung zu reichen. Im Allgemeinen ist diese Frage schon oben beantwortet worden; denn wenn sich, so wie die Umstände jetzt sind, kein Beamter bei baarem Gehalte besser befindet als bey der Naturalbesoldung: so muß dies bei dem Landprediger in Livland ganz insbesondere der Fall seyn. Um nun aber den wahren Werth des Anschlages, ihm den Landbau zu nehmen, heraus zu finden, ist es nothwendig ihn von allen Seiten zu beleuchten, und es kann nicht als unzweckmäßig angesehen werden, dies in der Kürze bei dieser Gelegenheit auseinander zu setzen. Man muß ja nicht glauben, als ob dieser Anschlag lediglich durch den Geist der Zeit herbeigeführt, in einem Hasse gegen den Stand seinen Grund habe — sondern vielmehr mit der Ueberzeugung, daß er sich entweder auf Zuneignung zu diesem Stande, oder auf eine lebhafte Erkenntniß dessen, was er zu

leisten hat, als überhaupt auf Liebe fürs Gemeinwohl gründet, an die genauere Untersuchung desselben gehen, um ihn nicht einseitig zu würdigen

Es liegt also wohl auch bey diesem Projekte der Satz zum Grunde: Jedes Fixum, auch wenn es klein ist, ist allemal besser als ein Accidenz. Nun ist aber die Landwirthschaft der livländischen Landprediger ein solches Accidenz, dessen Revenüen sehr von den Umständen abhängen und noch dazu mit so manchem Risiko verbunden sind, folglich müßte jede baare Besoldung, als eine dem Ertrage dieses Accidentes ohngefähr angemessene Besoldung besser seyn. — Allein dieser Grundsatz kann nur so lange gelten, als das Fixum wirklich ein Fixum ist und bleibt. Da aber der Werth des Geldes immer im Fallen begriffen ist, und der Preis der Dinge, die für das Fixum eingetauscht werden sollen, immer steigt; so wird jedes Fixum, wenn es im baarem Gelde besteht, wieder eine accidentelle Einnahme, welche in diesem Jahre für meine Bedürfnisse hinreichen kann, vielleicht aber im nächsten nicht mehr meine Ausgaben zu decken im Stande ist. Soll man aber unter zwei Accidenzien wählen, und will der Staat seine Diener für ihre Pflicht gewinnen: so ist es

besser unter zwei Accidenzien ihm dasjenige zu lassen, wo er, wie bei der Erndte vom Lande, die Aussicht hat, die Einmal geringere Einnahme durch eine, ein andermal desto reichlichere zu ersetzen, als ihn mit einer, ebenfalls zufälligen, Revenüe abzufinden, die wie das sogenannte fixe Gehalt immer im Werthe verhältnißmäßig fällt und die traurige Aussicht gewährt, sich immer mehr in eine sorgenvolle Lage zu verwickeln.

Ein andres Motiv, das diesem Projekte zum Grunde liegt, ist vielleicht davon hergenommen, daß jede Einrichtung für eine Landwirthschaft, wenn letztere mit Erfolg getrieben werden soll, baare Auslagen erfordere, daß nicht jeder Prediger bei seinem Eintritte ins Amt diese aus seinen Mitteln zu bestreiten im Stande sey, und daher mit Schulden anfangen müsse, die ihn sein Lebenlang drücken und seine und der Seinigen Lage erschweren. Ein baares Gehalt aber würde ihn dieser Sorge überheben. — Allein jeder Landprediger in Livland, auch wenn er auf baares Gehalt gesetzt würde, muß im Anfange Auslagen machen. Der große Umfang seines Kirchsprengels, in welchem die Glieder seiner Gemeinde zerstreut wohnen, wird ihn immer nöthigen

Equipage und Pferde zu halten, und das Landleben ihn zwingen für seine häusliche Wirthschaft Vieh, Federvieh und dergleichen anzuschaffen, da er bei den wenigen Städten und bei der Entfernung von diesen sowohl, wie bei dem Mangel an Dörfern und Markttagen, die zum Unterhalt nöthigen Lebensmittel auf dem Lande unmöglich für baares Geld zu jederzeit erhalten, und wenn er sie auch erhielte, theuer bezahlen und weit und breit aufsuchen muß. Hat er nun Landwirthschaft mit allem was dazu gehört, Wiesen, Weide u. s. w. so kann ihm die Unterhaltung seines Viehes und seiner Pferde nicht schwer fallen; wie erhält er es aber ohne jene, besonders da Stroh und Heu in manchen Gegenden für keinen Preis zu haben sind? Auch sind jene Auslagen kein baarer Verlust, da sie bei einiger Aufmerksamkeit sich leicht verinteressiren und, wie Vieh, Pferde u. dergl. ein stehendes Kapital bleiben, welches gewöhnlich der Nachfolger auszuzahlen übernimmt. Gesetzt aber, es hätte der Innhaber einer Landpfarre keinen Sinn für den Landbau und müßte deshalb befürchten, an seinen Revenüen zu kurz zu schießen: so wird es ihm an Liebhabern nicht fehlen, welche das Land zur Pacht von ihm nehmen und ihn so der Sorge überheben würden, welche die Landwirthschaft, wie jedes

ins thätige Leben eingreifende Geschäft freilich mit sich führt. Ist aber selbst schon die bloße Umgebung einer ländlichen Oekonomie Jemanden verhaßt, nun wohl! so wähle er sich eine seinen Neigungen angemessenere Predigerstelle in der Stadt, oder — werde gar nicht Prediger.

Im Gegentheile behaupten aber Andre, daß der livländische Prediger auf dem Lande nur zu vielen Sinn für die Landwirthschaft habe; daß er diese gewöhnlich zur Haupt- und das Amt zur Nebensache mache, und daß sie um so weniger sich für den Landprediger in Livland eigne, weil die Bauern hier noch leibeigen sind und dadurch der Prediger Veranlassung erhalte, an seinen eignen Bauern im Kleinen eben so das Maaß zu überschreiten als es sonst im Großen geschehe; daß also der Prediger statt Vertreter der Bauern zu seyn und ihnen Schutz gegen Bedrückung zu gewähren, nun da sein Interesse mit dem Interesse jedes Landbesitzers Eins sey, *) diese seine höchst wichtige Amtspflicht einer tadelswerthen Rücksicht auf sich selbst zum Opfer bringe. — Die Landprediger in Livland auf baares Gehalt setzen und

*) Siehe die Anmerkung am Schlusse.

sie zu ihrer wahren Bestimmung zurückzuführen, sey also Eins.

Wären die Vordersätze dieser Behauptung richtig, so müßte man den Schluß zugeben und allerdings Einrichtungen treffen, welche, besser als die gegenwärtige, diese Diener des Staats ihrer Bestimmung zurück gäbe. Um nun aber die Richtigkeit der Unrichtigkeit der Vordersätze auszumitteln, muß ihre Prüfung erlaubt seyn, muß es erlaubt seyn, das allgemeine Räsonnement, das so vielen Schein hat, in seine einzelne Theile zu zerlegen und diese genauer ins Auge zu fassen.

Was nun also erstlich das Vorgeben betrifft, als ob die Landwirthschaft den livländischen Landprediger zur Versäumniß und Hintansetzung seiner Amtspflichten veranlasse: so widerlegt es sich von selbst, sobald man es näher untersucht. Die Landwirthschaft der Pastorathe, wenigstens in Lettland, ist nie von sehr großem Umfange und Bedeutung. Giebt es aber auch sehr einzelne Predigerstellen, bei denen dies der Fall seyn könnte: so wird in diesem Falle die Besorgung der Wirthschaftsgeschäfte Amtleuten und Aufsehern übergeben und nur die Oberdirektion derselben bleibt dem

Prediger. Kann nun wohl dieſe ſo viele Zeit, ſo vieles Nachdenken, ſo vielen Aufwand an Kräften und Thätigkeit erfordern, daß der Prediger dadurch verhindert würde ſein Amt zu führen und für daſſelbe zu leben? Wo die Landwirthſchaft aber von ſo geringem Umfange iſt, daß der Prediger ſie ohne Hülfe überſehen kann, überſieht er ſie freilich ſelbſt, theils, weil es der Mühe und Ausgaben nicht lohnt, für ſo geringe Geſchäfte beſondere Perſonen zu beſolden und weil die Revenüen aus dem Lande nicht ſoviel abwerfen, um dergleichen Leute ſo zu belohnen, daß ſie keine Verſuchung zur Verletzung ihrer Pflicht hätten; theils, weil die ſogenannten Amtleute die ärgſten Bauerndränger ſind. Kann aber dieſe kleine Nebenbeſchäftigung dem Prediger wohl ſo viel Zeit rauben, daß er darüber ſein Amt verſäumen müßte, zumal, da auch bei den kleinſten Wirthſchaften irgend ein Staroſt oder Aufſeher gehalten wird, der das Detail der Geſchäfte beſorgt? Zudem iſt der Landbau der Prediger nicht die complicirte Landwirthſchaft der Güter, ſondern die einfache Landwirthſchaft des Bauern ſelbſt. Jedermann weiß, daß nur auf den Gütern, wo nicht der Landbau an und für ſich ſelbſt, ſondern die Verwandlung der Produkte, welche vorzüglich im

Winter betrieben wird, die Hauptsache ist, die Landwirthschaft eine volle Beschäftigung gewähren kann. Aber auf den Pastoraten wird kein Brantewein gebrannt, keine Mastung gehalten, keine Krüge mit Waaren verlegt: es wird nur gepflügt, gesäet, geegget, geerndtet. War die Erndte reichlich, so wird der Ueberschuß veräußert; war sie es nicht, so baute man nur Brod für die häusliche Konsumtion. Kann diese so einfache Beschäftigung, welche durch die Zeit selbst bestimmt und eingeschränkt wird, kann sie wohl dem Amte des Predigers nachtheilig seyn? Kann diese erste und älteste Kunst, des Predigers unanständig seyn, sie die selbst die geistige Kultur und die Ausbildung der Anlagen für Humanität befördert hat? Kann es eine für den Prediger würdigere Nebenbeschäftigung geben, als diese, dem Schooße der Erde ihre Früchte abzugewinnen?*) Man be-

*) Anm. Hamb. Zeit. v. J. 1801 No. 79. wo aus dem Ukas Sr. Majestät unsers jetzt regierenden Kaisers die Worte angeführt werden:

„Das am eilften Januar 1798 konfirmirte „Reglement wegen Bearbeitung der Kirchenländereien ist aufgehoben, um der Abhängigkeit der Kirchendiener von den Gemeinden in Ansehung ihres Auskom-

denke ferner, daß die Beschäftigung mit der Landwirthschaft gerade in die Zeit fällt, wo die ganze Gemeine mit eben denselben Arbeiten beschäftigt ist, wo sie das Amt des Predigers wenig oder gar nicht requiriret, wo sie von eigner und des Hofes Arbeit ermüdet, das Bedürfniß der Ruhe am lebhaftesten empfindet; wo selbst vermöge Anordnung der Kirchenkommissionen die Schulzeit der Kinder aufhört. Was soll, was kann in dieser Zeit der Prediger mit seinem Amte wirken? Und ist es nicht besser, er findet für diese Zeit in der Landwirthschaft eine seiner würdige und dem Staate selbst ersprießliche Nebenbeschäftigung, als daß er gar keine habe? Der Mann von Geist — und daß nur solche angestellt werden, ist die Pflicht der Konsistorien — wird auch diese Beschäftigung veredeln *), wird selbst

---

„mens und den Klagen der Gemeinden „über Anforderungen an sie, welche „das Band der Liebe zwischen der Kir„che und ihren Söhnen zerrissen, zu „steuern; die Landgeistlichen sollen „also, wie die alten Patriarchen der „ersten Kirche, als die ersten Ackers„leute angesehen werden und ein Bei„spiel von Arbeitsamkeit geben.

*) Es ist auffallend und wohl des Bemerkens werth,

aus ihr Gewinn für sein Amt ziehen, und durch den so nahen Berührungspunkt, in welchem die Landwirthschaft ihn mit den Leiden und Freuden seiner Gemeine bringt, mehr wirken, als wenn ein fixes Gehalt ihn von seinen Gemeingliedern isolirt, und er denselben auf diese Art bald als ein trockner Moralist und Stubengelehrter, bald als ein leidiger Tröster erscheinen muß. Der Mann ohne Geist, wenn er einmal durch eine Hinterthüre im Amte hineingeschlüpft ist, wird, er habe Landwirthschaft oder nicht, Muße oder nicht, immer geistlos bleiben und jedes Geschäft geistlos behandeln; denn der Geist, der da lebendig

---

daß die größere Aufmerksamkeit auf den Landbau und die bessere, technischere Behandlung desselben durch Landprediger veranlaßt ist. — Wer schrieb die erste Anweisung zum Landbau für Livland? — Gubertus, Pastor zu Sunzeln. — Wer machte am frühesten u. am ausführlichsten uns auf die Vortheile des Kleebaues und die Art ihn zu treiben aufmerksam? Der Probst Klappmeyer zu Wormen. Wer schrieb in neuern Zeiten das beste praktische Handbuch für unsre Landökonomie? der ehrwürdige Hupel und der Pastor Dullo zu Kabillen. — Kann man dies nicht als einen Beweis annehmen, daß die Landwirthschaft gerade durch Prediger einer bessern

macht, läßt sich nicht so leicht zitiren, als die Dunstgestalten der Fantasmagorie, und eben so wenig aus Büchern und Anweisungen allein abziehen.

Hart ist die Beschuldigung und Folgerung, welche man daraus, daß der Landprediger selbst Landwirthschaft in Livland treibt, gezogen hat, daß er dadurch zum Mitdespotismus verführt und statt Vertreter und Schützer der leibeignen Bauern zu seyn, ihr Mitunterdrükker werde. Wie gegründet diese inhumane, nur auf einzelne Anekdoten sich stützende Behauptung sey, braucht jetzt durch keine Gegen-

---

Behandlung fähig werden kann? Und sollten diese Männer mit ihren so nützlichen Schriften nicht mehr Gutes für den Staat gewirkt haben, als so mancher Dorfprediger Deutschlands, der aus Noth gezwungen aus dreißig schlechten Büchern das ein und dreißigste zusammensetzt? Ja, sollte, wenn unter den Landleuten selbst eine bessere Behandlung des Bodens Fortgang gewinnen soll, nicht gerade der Landbau der Prediger am kräftigsten hierzu mitwirken können? Und giebt es auch wohl ein wirksameres Mittel für den Prediger den Aberglauben der Landleute zu bekämpfen, als das Beispiel, mit welchem er in seiner Wirthschaft der Gemeine vorangeht?

deklamationen und bloße Verwahrungen, sondern kann wohl nöthigen Falls mit Akten bewiesen werden. Ich glaube mich nämlich dreist auf die von Sr. Majestät angeordneten Revisionskommissionen berufen und behaupten zu können, daß sie von Pastoratsbauern gegründete Klagen über ihre Prediger als Herren wenige oder gar keine gehört haben werden, da es sonst wohl an Beschwerden der Bauern bey dieser Gelegenheit, wo sie ausdrücklich hiezu Veranlassung hatten, nicht ganz gefehlt hat. Im Gegentheile glaube ich, daß die angeordneten Kommissionen den Gehorch und die Leistungen der Bauern auf den Pastoraten gegen den Gehorch auf Gütern gewiß so sehr mäßig gefunden haben und das Zeugniß nicht versagen werden, daß unter der Leitung der Prediger, der Willkühr weniger Spielraum eingeräumt worden ist. Eher vielleicht ist der Fall vorgekommen, daß durch eine zu gelinde und nachgebende Behandlung der Bauern, indem es dem rechtlichen Prediger stets unangenehm war die Korrektion der Hauszucht in ihrer Strenge zu gebrauchen und beständig anzuwenden, die Pastoratsbauern gewöhnlich widersetzlicher, kecker und sorgloser gewesen sind, als die Bauern auf Erbgütern. Aber sowohl diese Unannehmlichkeit, die den

Predigern bisher die Landwirthschaft oft verleidete, *) als auch jeder Druck von Seiten des Predigers, gesetzt, er hätte hie und da Statt gefunden, müssen nun, nach der neuen Einrichtung der Guts- oder Kirchspielgerichte wegfallen und die Landwirthschaft für den Prediger eine um so schicklichere, würdigere und angenehmere Nebenbeschäftigung werden.

---

*) Ich weiß den besondern Fall, daß ein junger Landprediger, dem Niemand, der ihn genau kennt, seine Achtung versagen wird, ein Pastorat antrat, wo durch die Sorglosigkeit seines Vorgängers und die häufige Gelegenheit zur Völlerei die Bauernschaft des Pastorates nicht nur ganz herunter gekommen war, sondern sich über die Hälfte von ihren Wohnsitzen, die sie hatten verfallen lassen, entfernt hatte. Um wirthschaften zu können, mußten die wüste liegenden Bauergesinder neu besetzt werden. Das Kirchspiel gab was es füglich entbehren zu können glaubte, und dies war denn ein Ausschuß nicht eben des Bessern. Der neue Prediger wollte sie zur Ordnung anhalten und sie, die noch gar kein Interesse für ihre erst in Aufnahme zu bringenden Gesindewirthschaften hatten, fanden es bequemer, theils wieder zu entlaufen, theils die Güte und Bereitwilligkeit und Nachsicht des Predigers so schlecht zu benutzen, daß er ein, für seine Lage, ansehnliches Vermögen dabei eingebüßt hat. Wer nun

Vielleicht hat aber hie und da die Meinung Eingang gefunden, daß die Landwirthschaft den Prediger so sehr bereichere, daß er dadurch in seiner Pflicht läßig werde. Wäre dies: so wäre eine Einschränkung nothwendig: daß dies aber nur eine Meinung sey, die am allerwenigsten durch die Erfahrung bestätigt wird, ist wohl eine, einem Jeden, der sich darum bekümmert hat, bekannte Sache. Unsre Landprediger sterben arm und müssen, wenn ihre Kinder noch nicht erzogen waren, sie, da wir keine öffentlichen Klassen für sie eingerichtet haben, der Milde des Publikums überlassen. Sind auch einige Landprediger mit Hinterlassung einigen Vermögens gestorben: so kann man nachweisen, daß es ererbtes oder eheirathetes Vermögen war. Von seiner Pfarre ist noch selten einer wohlhabend, geschweige denn reich geworden. Und dies erklärt sich sehr leicht, theils aus der kleinen und eingeschränkten Landwirthschaft, die sie haben, theils aus der Theure aller Dinge, die wir

---

nicht alle Umstände genau kannte, schloß, vermöge eines raschen Sprunges, auf harten Druck von Seiten des Predigers, eines Mannes, dem jeder Gedanke daran verhaßt war.

hier aus dem Auslande ziehen, theils aus der Lebensweise, die in unserm Lande herrscht. Man fordert hier besonders, wo an Städten, Flecken und guten Wirthshäusern Mangel ist, von dem Landprediger Gastfreiheit, man fordert, daß er mit dem Adel umgehe, und es ist dies der Entfernung von Städten wegen, selbst zur Kultur des Standes und damit er nicht einseitig werde, sogar nothwendig, oder, da wie bekannt sich der Ton in dieser Rücksicht sehr geändert hat, auch mit Ausgaben verbunden. Es hat Prediger gegeben, welche jedem Besuche ihre Thür ängstlich verschlossen und man hat sie Geizige und Menschenfeinde gescholten; jetzt öffnen sie bereitwillig ihr Haus und nun ist es wieder vielen, besonders den reformirenden Schriftstellern nicht recht. So oder so — es geht ihnen wie dem Landmanne und seinem Sohne in der Fabel. Nun rechne man hierzu, was in unserm Lande der Fortgang mit der Literatur, die Erziehung und Bildung der Kinder kostet, und man wird es sich leicht erklären können, warum selbst bei einer guten Einnahme der Landprediger in Livland nicht reich werden kann. Ehemals konnte er nicht sammeln, weil die Naturalien in zu geringem Werthe standen; jetzt nichts, weil der Preis der übrigen Lebensbedürfnisse

zu hoch steht. Es ist aber dennoch gut, daß der Landprediger durch Land besoldet werde, weil er durch ein fixes Gehalt, wie jeder Staatsdiener, noch übler dran seyn würde. Es ist nothwendig, daß er durch Land und Leute in Unabhängigkeit von seinen Eingepfarrten erhalten werde, weil dies das Mittel ist ihn in Achtung und seine Wirksamkeit in Ansehen zu erhalten. Nimmt man ihm diese Unabhängigkeit: (Siehe die Anmerkung p. 27.) so wird man auch bei uns das erniedrigende Schauspiel häufiger sehen, welches man an so manchen armen deutschen Dorfpfarrer gewahr wird, der sich vor seinem gnädigen Junker bis zur Erde beugt und eine Mahlzeit im Schlosse für das non plus ultra seines Glückes hält. Man wird häufiger dann auch unter uns Portraite zu den Zerrbildern von Landpfarrern finden, wie sie in so vielen deutschen und englischen Romanen zur Belustigung des Pöbels aufgestellt sind. Will man aber durchaus dem Landprediger die Landwirthschaft selbst nehmen: so setze man an die Stelle derselben eine Naturalbesoldung, welche dem Ertrage der besten Erndte jedes Pastorates, verbunden mit dem sogenannten Kirchenkorne, gleich kommt; denn entfernt von Städten und Markttagen ist es in Livland noch

schwerer auf dem Lande für baares Geld zu leben, als in den Städten, wohin alle Produkte zusammenfließen.

Gleiche Bewandniß hat es mit den Landschullehrern. Wo diese Stellen mit hinlänglichen Ländereien dotirt sind, haben sie ihr Auskommen, ohne daß sie zum Schneidern, Schmieden und andern Handthierungen ihre Zuflucht nehmen müssen, und wo dies der Fall ist, kann auch mehr von ihnen gefordert werden, können sie mehr leisten. Wo dies nicht der Fall ist, haben sie ein kümmerliches Brod, müssen sich einen Nebenverdienst suchen und dadurch natürlich in ihrem Schuldienste Manches versäumen. Sollten die Parochialschulen nun nach dem neuen Plane zu Stande kommen: so würde es bei Bestimmung der Besoldung der Lehrer nun sehr darauf ankommen, ob die Schule das ganze Jahr hindurch oder nur im Winter gehalten werden sollte; ob sie zugleich eine praktische Ackerbauschule, oder blos eine geistige, sittliche Bildungsanstalt seyn soll, um nach diesen verschiedenen Zwecken die beste Besoldungsart der Lehrer ausfindig zu machen. Würde man die Schulzeit nur für den Winter festsetzen: so könnten die Schulmeister füglich ihr Land behalten,

weil der Landbau sie eben so wenig wie den Prediger in den Geschäften ihres Amtes stören würde; ja, sie müßten es sogar in einer noch größern Ausdehnung erhalten, wenn die Zöglinge zugleich angeführt werden sollten, den Ackerbau und die Gartenkultur methodisch zu betreiben. Sollte die Schulzeit aber das ganze Jahr hindurch dauern, und der Zweck der Schule bloßer Unterricht in geistigen und sittlichen Gegenständen seyn: dann müßte man den Landschullehrern freilich das Land als ein Hinderniß ihrer Amtsthätigkeit nehmen, sie aber nicht mit baarem Gelde, sondern mit Naturalien besolden, weil die baaren Gehalte schwerlich bedeutend seyn würden und man auf dem Lande selbst für baares Geld nicht Alles, was man braucht, haben kann. So haben schon mehrere Vorsänger oder Küster im Lande, die jetzt ein Handwerk treiben, und denen man die Proposition gemacht hat, für ihre Bemühung als Lehrer an den neuen Parochialschulen mit sechzig Thalern entschädigt zu werden, erklärt, daß sie, wenn sie ihr Handwerk dabey niederlegen sollten, ohnmöglich diese Proposition annehmen könnten. Karge Gehalte, bei denen diese Leute mit ihren Familien nicht leben können, werden nie talentvolle Leute anlocken, und so wird das Bil-

dungswesen des Volkes, eine der wichtigsten Angelegenheiten jedes gut organisirten Staates, ewig in der Kindheit bleiben und nie das leisten, was man erwartet.

Aus diesen Beispielen läßt sich leicht auf die andern, im Lande angestellten Beamten, der Schluß machen, und ich schließe diesen Aufsatz mit dem Wunsche, daß er Veranlassung werde, über das Besoldungswesen der Staatsbeamten reiflich nachzudenken. Würde er, auch nur auf eine sehr entfernte Art, eine mitwirkende Ursache, das Loos der Staatsdiener auch in unserm Vaterlande zu verbessern: so würde sich der Verfasser desselben sehr glücklich schätzen, der es für seine Pflicht hält, unter einer so weisen und humanen Regierung, wie die ist, der Rußland jetzt huldiget, wenigstens sein Scherflein zum Gemeinwohl beizutragen, da ihm sein eingeschränkter Wirkungskreis wie seine beschränkten Einsichten, Kapitalien anzubieten, nicht erlauben *).

B—s—n.

---

*) Ich hole hier noch als eine Bemerkung nach, daß es auffallend unwahr ist, wenn in neuern Zeiten, selbst auf dem Wege der Publizität, nicht undeutlich der Wink gegeben worden ist, als wenn

II.

Fragment aus den Bemerkungen eines Augenzeugen über die Schlacht bei Austerlitz. *)

——— Am Tage der Schlacht selbst war die französische Armee gewiß 120,000 Mann stark; denn das Korps des General Berna=

die livländischen Landprediger das Interesse der Landbesitzer unterstützten. Wie wenig günstig der livländische Adel in corpore dem Landpredigerstande sey, könnte aus den neuern und neusten Landesvorfällen überflüssig bewiesen werden, wenn man sich nicht selbst bescheiden wollte, nicht jeden Vorfall des Tages, der intra parietes sich zutrug, ins große Publikum zu bringen.

*) So manche interessante Brochüre kömmt uns Deutschen in Rußland gar nicht oder doch so selten vor Augen, daß wir nicht einmal erfahren können, was selbst unpartheiische Beobachter und Ausländer von unserm angebeteten Alexander, seinen tapfern Feldherren und muthigen Streitern sagen. Diese Lücke einigermaßen auszufüllen, soll künftig das Archiv die interessantesten Auszüge liefern. K.

dotte, das nicht wenig zur Entscheidung beitrug, war den Tag vorher zur Hauptarmee gestoßen; dahingegen die Russisch-Oesterreichische Macht nicht viel stärker, als 60,000 Mann gewesen war.

Der Plan zur Schlacht war von Oesterreichischer Seite entworfen worden, weil man hier genauere Kenntniß des Lokals voraussetzen mußte. Ich will darüber nicht richten, ob er nicht noch besser hätte seyn können; wenigstens scheint man Russischer Seits so etwas gefühlt zu haben, indem man auf einige Aenderungen antrug, die aber von den ersten Planentwerfern nicht genehmigt wurden. Ein Hauptfehler war wohl der, daß man die Kavallerie, die meist Oesterreichisch und vom Fürsten von Lichtenstein befehligt war, nicht vertheilte, sondern in Massa auf den rechten Flügel postirte, wo sie wenig oder gar nichts nutzte. Der Russischen Infanterie bleibt der unverwelkliche Ruhm äußerst brav gefochten zu haben, besonders den Kaiserlichen Garden und dem linken Flügel, den der kriegserfahrne General, Graf von Buxhöden, anführte. Dieser Flügel kam zuerst und schon sehr früh (um sieben Uhr) ins Gefecht. Er drang muthig vor; der französische rechte Flügel unter

Davouſt ging ihm muthig entgegen; aber dreymahl ward er von den braven Ruſſen, welche die Franzoſen zuletzt mit dem Flintenkolben niederſchlugen, geworfen und ſehr weit zurückgedrückt. Er war ſchon als überwunden zu betrachten.

Jetzt begann das Treffen auch im Zentrum, wo die Franzoſen ungleich ſtärker waren, als die Ruſſen. Dennoch drangen dieſe faſt ohne einen Schuß zu thun, kraftvoll hervor, und beſonders die Kaiſerliche Garde ging mit dem Bajonette nicht nur auf die Infanterie, ſondern ſogar auf die Kavallerie los. Es wurde, wie auf dem linken Flügel, mörderiſch gefochten. Aber hier zeigte ſich nun auch der große Fehler, daß man die Kavallerie nicht zur Unterſtützung der Infanterie gehörig vertheilt hatte, in ſeiner ganzen Schädlichkeit. Denn da die Oeſterreichiſch-Ruſſiſchen Kolonnen zu weit auseinander ſtanden, und die Zwiſchenräume durch keine Reuterey gedeckt waren: ſo gelang es einigen franzöſiſchen Diviſionen, zwiſchen den Ruſſiſch-Oeſterreichiſchen Kolonnen durchzugehn und ſie zu tourniren. So ward ihre Lage bedenklich, und die Armee zog ſich nun um zwölf Uhr gegen Auſterlitz, wiewohl in guter Ordnung, zurück.

Dieses Weichen ward auch dem noch immer wacker kämpfenden linken Flügel gefährlich. Denn das Französische Zentrum konnte nun seinem bedrängten rechten Flügel zu Hülfe kommen. Es schickte drey starke Divisionen zu dessen Verstärkung ab, die den schon so weit vorgedrungenen Russen in den Rücken kamen. Demohngeachtet wehrten sich diese, nur etwa 10,000 Brave, noch immer standhaft, und erst gegen 4 Uhr mußten sie der Uebermacht weichen. Sie zogen sich indeß in bester Ordnung immer fechtend zurück; ja, da ihnen der Rückweg bereits abgeschnitten war: so mußten sie sich öfters ihren Weg durch schreckliche Heerhaufen bahnen. Dies war besonders im Dorfe Ursb der Fall, das von Franzosen besetzt war und welches sie unter beständigem Feuer forciren mußten. Uebrigens hatten die Franzosen zu viel gelitten, oder sich von der Tapferkeit dieser Truppen zu sehr überzeugt, um an eine ernstliche Verfolgung denken zu können.

So endigte sich eine Schlacht, mit welcher die von Marengo keine Vergleichung aushält, und in welcher von beiden Seiten mit äusserster Erbitterung und Anstrengung gekämpft wurde. Theilte indeß das Glück seine

Siege immer nach Verdienst aus: so hätte er hier unstreitig den Russen gebührt, die gewiß den Ruhm verdienten, den ihnen Napoleon selbst gab, als er von ihnen sagte: „diese Russen sind lebendige Bollwerke, die man niederreissen muß!"

Ihr edler Kaiser zeigte sich hier zum erstenmale als Held. Er war während der ganzen Schlacht im Zentrum, und oft an den gefährlichsten Stellen. Die Truppen liebten ihn zu sehr, um ihn nicht auf die Gefahr aufmerksam zu machen, der er sich blosstelle; allein ruhig und groß antwortete er: „Der Kaiser von Rußland fürchtet den Tod nicht!" —

Welches Herz, das noch wahre Größe fühlen und ermessen kann, trauert nicht, daß dieser edle Monarch nicht Sieger war? — Seine reine Absicht verdiente dies Glück so ganz. Denn er war nicht gekommen um zu erobern, nicht um zu unterjochen; nein! nur Gleichgewicht und Ruhe wollte er dem zerfleischten Europa wieder erkämpfen helfen. Es wäre ihm vielleicht sein schöner Wunsch gelungen, wenn er die Sache allein zu führen gehabt hätte; aber leider war auch dieser kurze, aber

folgenreiche Feldzug ein neuer Beweis: daß kombinirte Armeen selten glücklich sind.

III.

Vaterländisches Ehrendenkmal.

Seine Erlaucht, der Herr General von der Infanterie und Ritter Alexander Andrejewitsch Beklescho w, den wir Rigaer nun wieder den Unsrigen nennen, hat, wie bekannt, seiner geschwächten Gesundheit wegen um seine Entlassung von dem Posten eines Kriegsgouverneurs von Moskwa Sr. Majestät den Kaiser gebeten, und selbe in beifolgenden schmeichelhaften Allerhöchsten Reskript mit Höchsteigenhändiger Unterschrift Sr. Majestät erhalten.

> Alexander Andrejewitsch! durch Ihre Bitten und den Zustand Ihrer Gesundheit bewogen, habe Ich für gut anerkannt, Sie von dem Posten des Kriegsgouverneurs von Moskwa zu entlassen. Indem Ich Ihnen hiemit Muße und Zeit zur Her-

stellung Ihrer Gesundheit gebe, bleibe Ich jedoch in der Hoffnung, daß Sie nach Ihrer Wiedergenesung fortfahren werden, dem Dienste, in dem Ich Sie beizubehalten wünsche, mit der Mir bekannten Anstrengung nützlich zu seyn.

Während der Bemühungen, die Ihnen mit Meinem ausgezeichneten Vertrauen übertragen worden sind, ist es Mir jederzeit angenehm gewesen, Ihnen Beweise Meiner besondern Achtung gegen Ihre Verdienste und Meines persönlichen Vertrauens gegen Sie zu geben. Nehmen Sie auch bei dieser Gelegenheit Meine Versicherung von der unveränderlichen Fortdauer dieser Meiner Gesinnungen gegen Sie.

Zum Unterpfande derselben und ihrer steten Erinnerung übersende Ich Ihnen hiebei die brillantnen Insignien vom Orden des heiligen erstberufenen Apostels Andreas. Es ist mir angenehm, Ihnen hiemit einen neuen Beweis Meiner Erkenntlichkeit und Meines Wohlwollens zu geben. Verbleibe jederzeit Ihr wohlwollender

Alexander.

St. Petersburg, den 3. August 1806.

So ehret Alexander das ausgezeichnete Verdienst! Und welcher gute Staatsbürger würde für so einen Monarchen nicht seine letzten Kräfte mit Freuden aufopfern, und zum Besten seines Vaterlandes so lang wirksam seyn, als es ihm die Natur und die physische Möglichkeit seiner Kräfte gestatten. O gewiß! herzerhebend ist der Gedanke für jeden treuen Staatsdiener: Alexander verkennt das Verdienst von geprüften, einsichtsvollen patriotischen Männern nicht; er belohnt und ehret es mit Kraft und Würde.

Sr. Erlaucht, der Herr General von Bekleschow, der schon seit einer Reihe von Jahren, ausser seinen Dienstverhältnissen, Riga zu seinem Lieblings-Aufenthalt gewählt hatte, kehrte auch diesmal, wie ein Vater zu seinen Kindern, zu den guten Bewohnern Riga's zurück.

Der Herausgeber, der sich zu den besondern Verehrern des Herrn Generals von Bekleschow rechnet, nimmt sich bei der Gelegenheit die Freyheit, den Lesern des Archiv's ein Gedicht mitzutheilen, das Sr. Erlaucht bei seiner Abreise aus Moskwa in russischer Sprache überreicht wurde, und welches zum

Beweise dienen kann: in welch' hohem Grade dieser vortrefliche Staatsdiener die Liebe und Verehrung der Einwohner Moskwa's besessen, und wie allgemein dessen Abgang von dort gefühlt und bedauert wurde.

Kaffka.

Von Moskwa aus Moskwa.

Ehrwürd'ger Bekleschow, so willst Du uns verlassen,
Du, der die schönsten Tugenden vereint,
zu dem in Noth und Unglück Hoffnung fassen
die Wittwen, Waisen; Du, der Wahrheit Freund!
Wie hat die Wehmuth unser Herz gerühret,
daß Dich der Krankheit Joch nach fernen Gränzen führet! —
Selbst der Monarch, weil er Dich schätzt, Dich liebt,
dem Greise Schonung gönnt, Er, Alexander, giebt
Dir seine Lieb' auch dadurch zu erkennen,
daß er es Dir erlaubt, von uns Dich jetzt zu trennen.

So ziehe denn, Geliebter, Theurer, Du!
befreit von aller Müh', genieß' des Weisen Ruh';
Dir folget unsrer Wehmuth Zähre.
Doch eh' Du von uns scheidest, höre
die Stimme Moskau's noch ..... sie ruft Dir zu:
Moskau wird nimmer Dich vergessen,
so lange diese gute Stadt
noch aufgeklärte Bürger hat,
Die Deinen Werth im Stande sind zu messen.

Doch Dich vergessen? — o es kann nicht seyn!
Dich Treflichen, bei dem im seltensten Verein
sich alle Tugenden des Mannes finden!
bei dem sich Menschenlieb', Erfahrung und Verstand
zum Wohl des Ganzen inniglich verbinden!
Du warst ein Muster stets der strengsten Redlichkeit,
vor dem die Hinterlist und Schmeichelei sich scheut;
vor dem die giftge Lüge nimmer
sich anzueignen wagt der Wahrheit Schimmer;
der nie zu falscher Freundschaft bot die Hand;
der treu die Wahrheit liebt, und immer
nur Das sprach, was sein Herz empfand;
der gut, gerecht und milde war;
durch edlen Stolz nur niedre Seelen beugte;
den Bösen streng, den Guten väterlich sich zeigte;
der jeder Tugend Muster stellte dar;
der jede Stunde seines Lebens
für's Wohl des Allgemeinen Sorge trug,
und jeden Augenblick für todt hielt und vergebens,
wo er nichts wirkte für der Zeiten Buch;
der streng Subordination und Ordnung liebte,
und sie vor seinen Untergebnen übte;
der alle seine Kraft für's Vaterland
im langen treuen Dienst verwandt;
der selbst in seines Herbstes Tagen
noch unermüdet ist — dem Aller Herzen schlagen,
und den das ganze große Rußland preiset,
indessen Moskau weint — ach! ohne Ihn verwaiset! —

Der Liebling dreier Kaiser wareſt Du.
Dein Loos war schwer, doch schön; nun darfst Du
voll Vertrauen

im sanften Schooß beglückter Ruh'
zurück auf Deine Thaten schauen.
Gerecht ist der Monarch, das Volk; und der Geschichte
darfst Du Dich kühn vertraun, daß sie Dich richte.
Der Zeitgenossen Lieb' und Lob ist Dein:
doch schöner wird dereinst das Lob der Nachwelt seyn.
In unsrer Brust hast Du ein Denkmal Dir gegründet,
das dauernder als Erz und Marmor ist;
denn jedes Russen Blick verkündet
bey Deinem Namen laut, was Du ihm bist.
Und dieses Denkmal — es wird nie vergehen!
ihm schadet nicht der Zahn der Zeit;
der Lästersucht, dem giftgen Neid
wird es auf ewig widerstehen.
Die Liebe Deines Volks, Dein schöner Ruhm
wird dies erhabne Heiligthum
mit reger Sorgfalt stets bewahren,
daß nie durch Bosheit ihm kann Schaden widerfahren. —

Wenn Du voll Güte izt der Muse Stimme höreſt,
so wirf, o Bekleschow! noch einen, einen Blick
— indem Du scheidend von uns kehreſt —
auf diese alte Residenz zurück,
auf diese Mutter aller Städt' im Lande,
auf diese Königin der Mitternacht,
an die Dich schlangen theure Bande,
wo Du so manchen Glücklichen gemacht.
O schau zurück, sieh' unsern Schmerz, und sage,
gerührt von unsrer bittern Klage:

„Wohl mir! so ist mir nicht vergebens
„ein großer schöner Theil des Lebens
„in Müh' und Anstrengung entflohn:
„denn Moskau's Liebe ist mein Lohn!"

IV.

An Deutschlands Trümmern, im August 1806.

Germania! dein Panner ist gesunken,
Gesunken hin! — gestürzt in dürren Staub!
Barbaren *) treten, wilder Freude trunken,
Auf deiner Lorbeern hingewelktes Laub!
Gelähmt sind deines Adlers Doppelschwingen,
Entfallen ihm die Blitze, die er trug;
Nicht mehr zur Sonne wird der Matte dringen,
Zur Erde senkt der Sterbende den Flug.
Zertrennet sind des alten Reiches Bande
Durch des modernen Weltbezwingers Schwerdt,
Und in des Heros Herrmanns Vaterlande
Hat nun sein Enkel kaum den eignen Heerd.

---

*) Wie bekannt ist im Römersinne barbarus jeder Ausländer. Diese erste und ächte Bedeutung des Worts Barbaren hat der Dichter im Sinne gehabt. —

Der goldne Wellenwurf der deutschen Saaten,
Was deutscher Fleiß und deutsche Kunst ersann,
Ward Frankreichs Opfer! — seine Rosse traten
In Staub, was einst der deutsche Arm gewann! —
Des deutschen Weinstocks goldgefärbte Trauben
Erfreuen nun nicht mehr das deutsche Herz! —
Und seine, einst der Freude offnen Lauben
Sucht, sich verhüllend, tiefgebeugt der Schmerz!
Die Freiheit seufzt — ein dumpfes Wehe, Wehe!!
Erschallet an des Vater Rheines Strand,
Wo einst auf luft'ger schönumkränzter Höhe
Der Freude hochverehrter Tempel stand.
Des Uebermuthes Spiel sind Deutschlands Thronen;
Er theilet sie mit blut'gem Schwerdte aus,
Und schüttelt, wie zum Würfelspiele, Kronen
Und schleift, Germania! dein Kaiserhaus!! —
Dahin hat Zwietracht Herrmanns Volk geleitet,
Mit ihrer Fackel, an der Höll' entbrannt,
Sie hat ihm dieses Unglücksloos bereitet,
Zertrümmert seiner Väter freies Land!
Wird dir Germania ein Held erstehen,
Der kühn der Sklavin schwere Fessel bricht?
Wirst, Arme! du den Tag der Rache sehen?
Erscheint dir in der Unglücksnacht ein Licht?
Ach! hoffe kaum! — Entfernt sind deine Söhne,
Gelähmt der Arm — gebrochen ist ihr Muth;
Statt Thaten haben sie nur Klagetöne,
Gewimmer nur, wenn's gilt des Herzens Blut.
So geh dann hin — von deiner Schmach gedrücket,

Geh hin in die verhaßte Sklaverey,
Und harre, ob ein Gott dich wieder schmücket,
In deinen Kerker rufet: du bist frey!! —
Drum jauchze nicht zu früh ob deinen Räubereyen;
Du, die vom Blute trieft, du wilde Gallia!
Ein Sturm aus Norden kann dein wüthend Heer zerstreuen,
Winkt ihren tapfern Söhnen nur Ruthenia!
Bald schlägt vielleicht auch dir, die Unglücksschwangre Stunde,
Die schwarze, grausenvolle, die Verderben bringt —
Vielleicht daß selbst aus deinem neugeknüpften Bunde
Ein Held ersteht, der kühn in deine Festen dringt,
Den Raub zertheilt, den schaamlos du dort aufgehäufet,
Und Rache, Rache nimmt für die verübte Schmach,
Im Strome deines Raubes deine Größ' ersäufet
Und deine wilden Wogen dämmt zum engen Bach!

Gerechte Nemesis! die du die Loose rüttelst,
Den Stab brichst über das verbrecherische Haupt,
Und wie der Sturm die Früchte, goldne Kronen schüttelst,
An die der Unterdrückte noch im Fallen glaubt;
Komm, Rachegöttin! brich mit der gerechten Waage
Und Demantschwerdte über Gallien herein,
Und ende Deutschlands Weh und jammervollen Tage
Und seine Unglücksnacht durch heitern Sonnenschein.

Von einem Deutsch-Russen.

V.

Kurze Relation, der beyden um die Welt gesegelten russischen Schiffe, Nadeshda und Newa.

Allerdings verdient diese seltene und in ihrer Art einzige Weltumsegelung zweier Schiffe einer Nation, die vorher blos mit ihrer eigenen Vervollkommung in der Schiffahrt seit Peter dem Großen beschäftigt war und an so eine kühne Unternehmung kaum zu denken wagen durfte, in diesem vaterländischen Journal einer Aufbewahrung. Hier ist in gedrängter Kürze der Bericht von dieser Reise, wie ihn die Petersburger Hofzeitung lieferte.

Bekanntlich verließen beide Schiffe am 26sten July 1803 unter der Leitung des Kapitains von Krusenstern die Kronstädter Rhede. Dem wirklichen Kammerherrn von Resanow, der sich auf der Nadeshda befand, waren die politischen Absichten in Rücksicht des Handels anvertraut. Mehrere bekannte Gelehrte im Fache der Naturgeschichte und Astronomie befanden sich bey dieser Expedition.

Am 21sten Dezember desselben Jahres waren die Schiffe in Brasilien bey der Insel St. Katharina angekommen, von wo sie am 23. Januar 1804 absegelten, das Kap Horn doublirten und Anfangs Juny die Insel Owaiga, eine der Sandwich-Inseln, erreichten.

Von diesem Archipel setzte das Schiff Newa mit der für unsere amerikanischen Anlagen bestimmten Ladung, unter der Leitung des Kapitains Lißänskji, seinen Lauf nach der Insel Kadjak fort, wo es auch im Juny 1804 ankam. Das Schiff Nadeshda, vom Kapitain von Krusenstern geführt, lief Anfangs July in unserm Peter-Pauls-Hafen ein.

Von hier ging das letztere Schiff im August nach den Küsten von Japan ab, und nach dessen Rückkehr nach Kamtschatka. Am 14ten Juny 1805 begab sich der Kammerherr von Resanow am Bord eines besondern, der Kompagnie gehörigen Fahrzeugs nach unsern amerikanischen Anlagen zu Vervollkommung des bürgerlichen und sittlichen Zustandes dieser Gegend.

Die Schiffe, Nadeshda und Newa, welche sich am 20sten November 1805 wieder vereinigt hatten, kamen den 27sten desselben Monats in Kanton an.

Hier tauschten sie ungehindert ihre Waaren gegen Chinesische um und, nachdem sie nichts als Gefälligkeiten gegen sich von Seiten der Chineser gesehen hatten, lichteten sie am 29sten Januar dieses Jahres wieder die Anker und segelten die Inseln von Sunda vorbey. Auf der Rückreise hielt die Newa bis Portsmouth, und die Nadeshda bis nach der Insel St. Helena nirgends an. Beyde Schiffe sind glücklich in Kronstadt angekommen, ersteres am 23sten July und letzteres am 7ten August. Es gereicht den Schiffsbefehlshabern zur besondern Ehre, daß auf der ganzen dreyjährigen Fahrt die Nadeshda nicht einen Mann von der Equipage verloren, und die Newa nur zwey Todte gehabt hat.

Es wäre überflüssig, die Verdienste des einen und des andern Kapitains, des Herrn von Krusenstern und des Herrn von Lißänskji, hier aufzuzählen, da deren Verdienste in den Allerhöchsten, auch in diesen Blättern schon mitgetheilten, Reskripten auf eine so ausgezeichnete Art anerkannt worden sind.

Seine Majestät der Kaiser haben aus besonderer Aufmerksamkeit geruht, beyde Schiffe

mit Höchstdero Besuch zu beglücken, und haben diese so ausgezeichnete Seefahrt durch mehrere Kaiserliche Gnadenbezeugungen verewiget.

Die Kapitains haben, außer ihrer Erhebung zur Ritterwürde, jeder 3000 Rubel jährliche Pension ausgesetzt erhalten, und sind zu Flotte-Kapitains vom zweyten Range ernannt. Alle unter ihnen gestandene Offiziere sind ebenfalls zum folgenden Rang erhöht und haben angemessene Pensionen erhalten. Auch den Gemeinen und Matrosen sind Pensionen bewilliget und ihnen silberne Medaillen zum Andenken ertheilt.

Heil dem Staate, wo ein Alexander herrscht! Rußland verdankt Ihm in einem kurzen Zeitraume schon vieles: Ruhe von Aussen und Wohlstand im Innern des Reichs. Auf diesem neuen und minder kostspieligen Handelsweg, wird durch die nunmehr glücklich vollendete Expedition der Handel nach Japan und China ein neues Leben, eine neue Thätigkeit erhalten. Neue angeknüpfte Handelsverbindungen bringen in der Folge die verschiedenen Produkte der Provinzen und Nationen weit entfernter Reiche einander nä-

her, wodurch zum Wohl des Vaterlandes große Vortheile erreicht werden können. Und auch diese Wohlthat verdankt Rußland der unermüdeten Sorgfalt seines Monarchen.

VI.

Von der Entstehung der Taufe.

Man irrt, wenn man glaubt, erst durch Jesus sey die Taufe in Gebrauch gekommen. Sie war schon vor ihm bey den Juden und andern Nationen üblich.

Die Parsen, die schon fünfhundert Jahre vor Christus ein Religionssystem hatten, wuschen jedes neugeborne Kind mit dem Reinigungswasser, weil sie es für unrein hielten, so lange es nicht diese Zeremonie ausgehalten hatte. Auch war ihnen die Taufe eine Einweihungszeremonie zu dem geheimen Dienst der Sonne. Sie wurde in der Absicht ertheilt, den, der sich einweihen lassen wollte, von seinen Vergehungen rein zu waschen, und ihm zugleich ein Bild von der Reinigkeit des Gei-

ſtes und Gemüthes zu ſeyn, die von nun an von ihm gefordert wurde.

Bey den Einweihungen zu den eleuſiniſchen Geheimniſſen fand ebenfalls eine Abwaſchung des Körpers in religiöſer Abſicht ſtatt, und der Täufling mußte vorher ein Sündenbekenntniß ablegen, und ein beſſeres heiligeres Leben angeloben.

Auch die alten Deutſchen hatten vor ihrer Bekehrung zum Chriſtenthume ſchon eine Taufe. Der Pabſt Gregor befahl daher dem Apoſtel der Deutſchen, Bonifazius, diejenigen von neuem im Namen der heiligen Dreyfaltigkeit zu taufen, von denen er ihm gemeldet habe, daß ſie von Heiden getaufet worden.

Die Juden tauften gleichfalls ſchon vor Chriſtus diejenigen Heiden, die zur jüdiſchen Religion übertraten. Der jüdiſche Geſchichtſchreiber Joſephus, der bald nach Chriſtus lebte, redet davon als von einem alten, lange und allgemein bekannten Gebrauch. Die Rabbinen ſagen in ihren Schriften, daß nur derjenige für einen wahren Proſeliten gehalten werden könne, der beſchnitten und getauft worden ſey, und daß die Beſchneidung ohne

Taufe noch zu keinem Juden mache. Es erfolgte also nach der Beschneidung eines Heiden allemal die Taufe; er wurde bis an das Haupt ins Wasser gestellt, ermahnt, mußte ein Sündenbekenntniß ablegen, und sich dann ganz ins Wasser tauchen. Von dieser Zeit an wurde er als ein ganz veränderter Mensch angesehen, bekam einen neuen Namen, und war ein Nachkomme Abrahams im strengsten und eigentlichsten Verstande, so daß er selbst keine leiblichen Verwandte mehr hatte, und daher, ohne zu sündigen, seine Mutter und Schwester heirathen konnte, weil diese nun ausser aller Verwandschaft mit ihm standen. Die Kinder des Proseliten, die nach seiner Taufe geboren wurden, brauchten nicht getauft zu werden sondern nur die, die er bey seiner Religionsveränderung schon hatte.

Als daher Johannes anfing zu taufen, machte dies kein Aufsehen, und als der hohe Rath der Juden Abgeordnete an ihn schickte, ward er nicht gefragt, warum er überhaupt taufe, sondern warum er auf den Messias taufe? d. h. schon zu dessen Religion einweihe, ehe derselbe noch da sey.

Es gab nämlich eine besondere Sekte der Juden, die Essäer, die viel Eigenes an sich

hatten, in der Einsamkeit und im Stillschweigen lebten, Gütergemeinschaft befolgten, mäßig und streng lebten, jede Art des Disputirens über Religion und jeden Umgang mit dem weiblichen Geschlecht mieden. Diese tauften auch diejenigen andern Juden, die sich in ihren Orden aufnehmen lassen wollten, wenn sie die Prüfungszeit bestanden hatten. Die an Johannes gerichtete Frage enthielt also so viel, ob er auch einen neuen religiösen Orden stiften wolle, und worin dieser bestehen solle? In eben der Gegend, wo sich diese essäischen Juden aufhielten, an der Westseite des todten Meeres, war Johannes aufgewachsen.

Diese Taufe des Johannes hatte aber bloß auf die nahe Erscheinung des schon so lange erwarteten Messias unmittelbare Beziehung. Johannes war nämlich derjenige jüdische Lehrer, der vom Reiche Gottes als einem sehr nahen Reiche sprach, daß die Zeit der Erscheinung des erwarteten Messias nun wirklich da sey, daß aber der, der an diesem Reiche und seinen Folgen Theil nehmen wolle, seine Gesinnungen bessern müsse. Das große Ansehen, in welchem er bey dem Volke stand, machte, daß man seiner Einladung Ge-

hör gab, und daß ganze Schaaren zu ihm eilten, um sich die Besserungsweihe von ihm ertheilen zu lassen, das heißt, sich taufen zu lassen. Deswegen nannte er selbst seine Taufe eine Taufe zur Buße.

Es ließ sich daher auch Jesus von ihm taufen, so wie dieser selbst erst nach dieser Taufe als Lehrer öffentlich auftrat. Durch seine Schüler ließ er dann auch diejenigen taufen, die sich für seine Anhänger erklärten. Jesus hatte die Absicht, das Judenthum zu veredlen, und ihm eine höhere Bedeutung zu geben. Daher erhellt aus den Evangelien, daß diejenigen, die sich für Jesum erklärten, nichts weniger als sich von der jüdischen Religion trennten, sondern sich auch nach der Taufe noch für Juden hielten. Erst späterhin kam noch das Eigene hinzu, daß man bey dieser Weihe Jesum als den Messias anerkennen und glauben mußte, daß mit ihm das Reich Gottes wirklich gekommen sey. Johannes erklärte nämlich selbst, daß Jesus größer als er sey, und bewirkte es, daß nicht nur mehr Juden zu der Taufe Jesus eilten, sondern auch mehrere seiner vertrauten Schüler ihn mit seiner Genehmigung verließen, um sich von Jesu unter die Zahl seiner Jünger aufnehmen zu lassen, und

dadurch wurde die Nation immer mehr auf ihn aufmerksamer. Es wurden daher auch die, die Johannes unbestimmt auf den Messias getauft hatte, in der Folge wieder getauft, wie dies im neunzehnten Kapitel der Apostelgeschichte berichtet wird. Diese Taufe des Johannes und Jesus war ein gänzliches Untertauchen des Täuflings unter das Wasser.

In dieser Form blieb die Taufe, bis ihr endlich Jesus in der letzten Periode seines Lehramts selbst eine andre Gestalt gab. Im Begriffe sich von seinen Jüngern zu trennen, beschied er sie nach Galiläa auf einen Berg, wie er überhaupt gern auf Bergen sich aufhielt, und gab ihnen da den Befehl, von nun an nicht bloß Juden, sondern auch Heiden zu seiner Religion durch die Taufe einzuweihen. Er drückte dies kurz in den Worten aus, sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes zu taufen. Da der Morgenländer sich von jedem Sohn nennt, mit dem er in näherer Beziehung zu stehen glaubt, so heißt dies nichts anders, als sie in den Geist der neuen Anbetung Gottes, die dessen besonderer Liebling bekannt gemacht habe, einzuweihen. Daß ihn die Jünger auch nicht anders verstanden haben, beweisen alle Tauf-

handlungen, von denen in der Apostelgeschichte erzählt wird.

Ihre Art, die Taufe zu verrichten, war daher auch sehr einfach. Sie geschah in gemeinem Wasser, und gewöhnlich in einem Flusse. Sie konnte jedoch auch mit Brunnen- und Seewasser geschehen, nur mußte dies wenigstens so tief seyn, daß der Täufling ganz darin untergetaucht werden konnte. Von einer Einweihung dieses Taufwassers findet sich keine Spur, eben so wenig von der Vertreibung eines bösen und unreinen Geistes, die in der Folge unter dem Namen des Exorzismus bekannt wurde. Die in der Apostelgeschichte beschriebenen Taufhandlungen geschahen alle blos auf den Namen Jesus, und bey keiner kommt die Formel „im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes" in dem Sinne vor, wie sie seit der Zeit aufkam. Auch wird im neuen Testamente nur der Taufe erwachsener Menschen erwähnt, und es findet sich keine Spur, daß man die Kinder solcher Leute, die schon Christen waren, getauft hätte.

Bemerkenswerth ist es auch, daß die Taufe Jesus in dieser Zeit den Getauften noch nicht von den Juden trennte, denn die Christen be-

suchten noch immer die jüdischen Synagogen oder Bethäuser, und die Apostel lehrten sogar darinnen, ohne daß sie es selbst oder die Juden anstößig gefunden hätten. Diese innige Vereinigung der Juden und Christen dauerte bis unter dem Kaiser Hadrian. Als dieser ungefähr ums Jahr nach Christus Geburt 129 Jerusalem wieder aufbaute, befahl er, daß kein Jude in Jerusalem und selbst nicht in der Nähe der Stadt bleiben dürfe, und so wurden die Christen genöthigt, sich ganz von den Juden zu trennen, um nicht in dies Verbot mit eingeschlossen zu werden. Erst seit dieser Zeit bildeten sie eine von den Juden abgesonderte Religionsgesellschaft. — Wie wichtig ist diese Thatsache nicht für die gegenwärtige Zeit, wo man in Frankreich auf Vereinigung aller religiösen Gesellschaften in eine einzige hinarbeitet.

VII.

Der Mond bewürkt Stürme.

Der gelehrte Astronom und Meteorolog Lamarck hat, bey Gelegenheit eines heftigen

Sturms im vorigen Jahr, einige Bemerkungen darüber bekannt gemacht. Er weist auf die Vorausbestimmung desselben in seinem Annuaire météorologique hin. Eben am gedachten Tage, um halb acht Uhr, war Vollmond. Der Einfluß der nördlichen Mondsabweichung, die noch im Maximum war, verbunden mit dem Einfluß des Vollmonds und der Nachbarschaft des Perigäums (da der Mond der Erde am nächsten ist) bewirkte eine so große und manigfaltige Influenz, daß gegen acht Uhr früh ein eben so außerordentlicher Orkan, bald südwest, bald westsüdwest, entstand. Während der großen Heftigkeit des Windes bemerkte Herr Lamark durch die Oeffnungen der untern Gewölke, die mit außerordentlicher Schnelligkeit von westsüdwest nach ostnordost liefen, stillstehende Wolkenstreifen, in einer höhern Region, deren Richtung von norstwest nach südwest ging und die Gewalt eines Windes, der nordwestwärts gehen wollte, deutlich zeigte. Dieser Wind verengte den zum Ablauf des untern Windes nöthigen Raum, und verursachte durch seinen Widerstand die außerordentliche Heftigkeit des letztern. Man nennt dieses im eigentlichsten Wortverstande einen Sturm.

Ein Viertel nach zwölf Uhr gab glücklicherweise der Nordwestwind der Gewalt des untern Windes nach; dieser bekam freyern Raum, sein Ungestüm legte sich, und der Sturm war vorüber.

Man muß hoffen, schließt er endlich, daß alle diejenigen, die sich für die Fortschritte wahrhaft nützlicher Wissenschaften interessiren, endlich einige Aufmerksamkeit auf die Beziehungen richten werden, die sich zwischen den meteorologischen Ereignissen eines Jahrs und den verschiedenen Arten des Mondseinflusses ergeben. Sie werden sich dann mit der Zeit davon überzeugen, daß dieser Planet auf unsrer Atmosphäre einen wirklichen Einfluß hat, und daß wenn diese Beziehungen, von denen ich spreche, bis jetzt noch nicht aufgefaßt worden sind, der einzige Grund darin liegt, daß man jede Art des Einflusses bisher nur einseitig untersucht hat.

VIII.

Ein Paar Beyspiele von Sonderlingen, als Beyträge zur Seelenerfahrungskunde.

I.

Es wird wohl nicht so leicht Jemand seyn, der nicht die unangenehme Empfindung sollte erfahren haben, welche Statt findet, wenn man sich eines Namens nicht sogleich erinnern kann. Oft schwebt er, gleichsam nur im Fluge, dem Gedächtniß vor und hält man ihn dann nicht fest, so ist er auch sogleich entwischt und man kann oft viele Stunden mit Nachdenken zubringen, bis man ihn glücklicher Weise erhascht und zu nennen weiß, ob er gleich zu einer andern Zeit, wenn man seiner gar nicht bedarf, Einem unwillkührlich häufig genug beyfällt. Dieses geschieht gemeinhin bey zunehmenden Jahren und dann weit eher, wenn man etwas mit Interesse und Lebhaftigkeit erzählt und einen Namen, — sonderbar genug! — oft den bekanntesten und geläufigsten, nennen will. Es ist in der That ein peinlicher Zustand. Dieses wird auch Niemand läugnen oder abstreiten wollen, der sich nur einmal in demselben befunden hat. Es ist ei-

ne Erſcheinung, die ziemlich gewöhnlich und nicht ſelten iſt. Um ſo ſeltener iſt es aber, daß dieſer Zuſtand in einen gewiſſen Grad von Wahnſinn übergehen kann und eben der Seltenheit wegen mag hier folgende Geſchichte ſtehen:

Faſt vor einem halben Säkulo lebte in Kurland ein gewiſſer Kandidat Krüger, der ſich in einem Alter von mehr als 60 Jahren mit einer Flinte erſchoß und eine ſchriftliche Vorbereitung zu ſeinem Tode hinterlaſſen haben ſoll. Schon früher hatte er einmal die Abſicht, ſich mit einem Piſtol zu erſchießen und hätte ſeinen Vorſatz ſchon damals ausgeführt, wenn nicht ein Anderer, dem er verdächtig vorkam, ihn beobachtet und gerettet hätte, indem er die inwendig verſchloſſene Thüre ſprengte und ihm das Piſtol — das er ſchon vor der Stirne hielt und abzudrücken im Begriff war — aus der Hand riß. Er war ein froher launigter Mann und eben deswegen in Geſellſchaften wohl gelitten. Nur hatte er die Narrheit, ganz krank und melancholiſch zu ſeyn, wenn er den Namen ſelbſt der unbedeutenſten Perſon vergeſſen hatte und nicht gleich auf denſelben kommen konnte. In dieſem Falle ging ſeine heitere Gemüthsſtimmung in

die größte Verzweiflung über. Er brach alsdann in die wehmüthigsten Klagen aus, wobey er weinte und die Hände rang. Half ihm Jemand aus der Verlegenheit und nannte den Namen, den er wissen wollte und der ihm gerade nicht beygefallen war; so umarmte er denjenigen mit der sichtbarsten Freude, nannte ihn seinen Retter und zeigte einen fast kindischen Frohsinn, indem er hüpfte, sprang und allerley possierliche Geberden machte. — Er hatte die Gewohnheit, selbst in der größten Gesellschaft jeden fremden Namen, den er nur hörte, auf ein kleines Stück Papier aufzuschreiben; und mit solchen Papierstücken, die mit lauter Namen beschrieben waren, fand man nach seinem Tode einen Koffer fast ganz angefüllt.

2.

Eine andere, eben so an Wahnsinn gränzende, Sonderbarkeit entdeckte sich bey einem Gutsbesitzer, der bereits vor mehreren Jahren verstorben ist. Die Grundlage seines Charakters scheint, wie es sich aus seiner Sonderbarkeit ergiebt, ein hoher Grad von Rachsucht und Feigheit gewesen zu seyn. Rachsucht — weil er sich an jeder Person, über welche er

sich ärgerte, zu rächen suchte und sollte diese Rache auch nur in der Einbildung bestanden haben, ohne daß die Person weder etwas davon wußte, noch einigen Nachtheil empfand. Feigheit — weil er nie das Herz hatte, demjenigen, von dem er glaubte, daß er mit Recht seinen Zorn verdient hätte, seinen Aerger und Verdruß persönlich zu erkennen zu geben, besonders wenn es eine Person war, die nicht unter seinen Befehlen stand und der er daher es nicht wagte seinen Zorn fühlen zu lassen. In Gesellschaften konnte man diesen Gutsbesitzer leicht erzürnen, wenn man ihm widersprach und zur Unterstützung seiner Meinung solche Gründe anführte, die er nicht zu widerlegen wußte. War etwa dieses der Fall, daß ein Anderer seiner Behauptung heftig widersprach: so entfernte er sich plötzlich, begab sich in ein entferntes Zimmer und schritt alsdann zu einer sonderbaren Exekution. Er legte nämlich ein Bettkissen vor sich hin, dachte sich unter demselben diejenige Person, die ihm widersprochen hatte, führte mit dem Kissen ein Gespräch, indem er für dasselbe das Wort nahm und seine an das Kissen gerichtete Fragen selbst beantwortete, und schlug jederzeit, wenn die Antwort nicht nach seinem Sinne war, mit einer Ruthe oder Peitsche auf das-

selbe wacker los, wobey er zugleich das Geschrey einer Person, die geschlagen wird, nachzuahmen pflegte. Alle, die dieser Szene — von ihm ungesehen, wie es sich von selbst versteht — zusahen und zuhörten, stimmen darin überein, daß sie äußerst komisch gewesen sey. Um davon eine deutliche und anschauliche Vorstellung zu machen, mag hier folgender Dialog stehen:

Gutsbesitzer. (zum Kissen redend.) Mein Herr! Warum haben Sie mir widersprochen?

Kissen. (an dessen Stelle der Gutsbesitzer selbst antwortet.) Weil Ihrer Behauptung viele wichtige Gründe entgegen sind.

Gutsbesitzer. Das sehe ich nicht ein. Lauter Scheingründe sind es. Ueberhaupt muß ich es Ihnen sagen: daß ich keinen Widerspruch leiden kann.

Kissen. Das mag immerhin seyn! Mich kümmerts gar nicht. Nur Gründe können und müssen hier entscheiden.

Gutsbesitzer. Ey was! Gründe hin, Gründe her! Gestehen Sie nur gleich, daß ich recht habe.

Kissen. Das kann ich nicht; denn Sie behaupten etwas, welches Sie mit keinen vernünftigen Gründen unterstützen können.

Gutsbesitzer. So? Und das sagen Sie mir gar ins Gesicht. (Schlägt aufs Kissen los.)

Kissen. Au! Au! Auweh! Auweh!

Gutsbesitzer. (inne haltend.) Nun! Sehen Sie! das haben Sie von Ihrem Widersprechungsgeiste. Wer ließ Sie mir widersprechen? Die Mißhandlung haben Sie Sich Selbst beyzumessen. Doch! ich will Ihrer ferner schonen, sobald Sie meiner Meynung beypflichten. Habe ich nicht recht?

Kissen. Nein! denn, meinen Grundsätzen nach, kann ich Ihnen nicht beypflichten.

Gutsbesitzer. Nicht? (in der Exekution fortfahrend.)

Kissen. Au! Au! Erbarmen Sie Sich meiner! Hören Sie nur auf, zu schlagen! Sie sollen vollkommen recht haben. Ich bin jetzt ganz Ihrer Meynung.

Gutsbesitzer. So? Sind Sie nun einmal von der Richtigkeit meiner Behauptung überzeugt? Wären Sie es früher gewesen, so hätten sie keine Schläge bekommen. Doch! das ist Ihre eigne Schuld. Sie haben es Sich selbst zu verdanken; denn ich bin dar-

an ganz unschuldig. Dieses mag Ihnen eine Warnung seyn, mir in Zukunft nicht mehr zu widersprechen, wofern Sie Sich ein ähnliches Schicksal nicht zuziehen wollen.

Mit Beendigung dieser Exekution legte sich auch sogleich der Zorn gegen die Person, die ihn dazu gereizt hatte.

IX.

Etwas über das Wort Rechenbuch.

Das Wort Rechenbuch drückt das nicht aus, was es eigentlich ausdrücken soll, weil es etymologisch falsch und nicht glücklich zusammengesetzt ist. Einen Ausländer kann es leicht irre führen und verleiten, es für ein technologisches Werk — für ein Buch zu halten, das von der Verfertigung und dem Gebrauch eines Rechen oder einer Harke handelt. Rechenbuch soll ein Handbuch bedeuten, welches die Arithmetik zum Gegenstande hat. Allein was in aller Welt hat ein Rechen mit der Arithmetik zu thun? Wie paßt er sich zu

dieser Wissenschaft? Das sehe ich nicht ein. Auch wundert es mich nicht wenig, zu bemerken, daß man das Unpassende dieses Worts bisher nicht gefühlt, vielmehr übersehen hat. Fort dann mit dem Worte Rechenbuch!

Wodurch ersetzt man es aber?

Nicht durch Rechnungsbuch, welches einen Doppelsinn zuläßt und soviel bedeutet, als ein Kontobuch der Kaufleute, in welches sie ihre Activa eintragen.

Nun! wie soll man denn ein arithmetisches Handbuch benennen? Ich schlage hier das Wort Rechnenbuch vor, das keinen falschen Begriff, auch keinen Doppelsinn in sich enthält, sondern ganz verständlich ist, so daß man gleich weiß, was es zu bedeuten hat und wovon die Rede ist. Dem Ohre wird dieses Wort Anfangs freylich fremd und sonderbar klingen; allein das hat nichts zu sagen, wenn nur das Wort selbst etymologisch richtig ist und dann — gewöhnt sich auch das Ohr leicht daran —

D—us.

X.

Vermischte Neuigkeiten.

St. Petersburg.

Dem Herrn Mire ist sein Gesuch um Uebernahme des deutschen Theaters gänzlich abgeschlagen worden. Seitdem soll er ein Institut für gymnastische Künste und eine Fechtschule angelegt haben.

Die Direktion über das gegenwärtige deutsche Hoftheater hat der Herr Hofrath Krasnopolsky, von dessen Einsicht und Gewandheit man sich viel verspricht. Herrn Arresto wurde nicht nur allein vor längerer Zeit die Regie des Theaters abgenommen, sondern derselbe auch, dem ausdrücklichen Befehl gemäs, kürzlich als Mitglied von der Gesellschaft ausgeschlossen. Er unterhandelt gegenwärtig mit seinen Kreditoren.

Herr Berling hat um seine Entlassung angehalten und geht nach Moskwa zu dem neu organisirten Theater. Madame Manto-

vani ist nach Romanow zur italienischen Oper des Grafen Illinsky gegangen.

Riga.

Das Krönungsfest unsers geliebten Alexander's feyerte, wie gewöhnlich, das deutsche Theater durch ein neu verfertigtes Schauspiel vom Schauspieler Herrn Lange, Nonna oder die heilige Weihe genannt. Den Plan dazu gab größtentheils das bekannte Werkchen über Grusien: Georgien oder historisches Gemälde von Grusien ꝛc. ꝛc. Es war ein gut gewähltes Thema und die Bearbeitung selbst glückte dem Verfasser ganz vorzüglich. Es wurde zwey Tage hintereinander bey immer vollem Hause gegeben.

Moskwa.

Am 5ten September wurde das neu organisirte deutsche Theater mit der Donaunimphe eröffnet. Das Gedränge war außerordentlich, nnd schon einige Tage vorher waren keine Billette mehr zu haben. Mit Hunius sind die Direktoren nicht zu Stande gekommen;

seine Prätensionen sollen grenzenlos seyn. Er verlangt nicht weniger als 5000 Rubel jährlichen Gehalt!! — Das hat kein Iffland nicht. *) Man macht schon Anstalt, einen Baßisten aus Deutschland zu verschreiben; indessen muß sich das Publikum mit einem Herrn Wunder begnügen, der freylich keine Wunder leistet.

Mitau.

Die Koppsche Truppe aus Memel wird bevorstehenden Winter bey uns ein Theater formiren. Schon hat sie mit dem Amerikaner debutirt. Große Helden sind zwar nicht darunter, aber in Ermangelung eines bessern Zeitvertreibs muß man sich schon nach und nach daran gewöhnen; und wer so etwas nicht sehen will, nun der bleibe ganz weg und ergreife die Karten.

XI.

Der Sturm vom 26. auf den 27. Septbr.

Wir befinden uns abermal in der traurigen Nothwendigkeit, der Unglücksfälle zu erwäh-

---

*) Ich setze hinzu: kein Staatsminister. K.

nen, die ein wüthender Orkan am 27sten September unter den Mauern unsrer Stadt und unsers Hafens verursachte. Es differirt nur um einen Tag, da sich voriges Jahr, gerade um diese Zeit, das nämliche Unglück ereignete, daß, außer mehrern Transportschiffen mit Kosaken, beynahe einige 30 Kauffahrteyschiffe von Domesnes bis zu unsrer Rhede strandeten. Aber solch eine Scene der Zerstöhrung unter unsern Augen läßt sich kaum denken! Selbst die ältesten Leute können sich eines so lang anhaltenden wüthenden Sturmes nicht erinnern. An unsrer Dünabrücke sanken nur allein zwey Schiffe, eine unübersehbare Menge Strusen, theils noch halb beladen, sind zertrümmert, und Masten, Balken und Breter treiben herum. Einige Schiffe haben Anker und Thaue und Bogsprite verloren, andre sind leck geworden, und mehrere vermissen ihre Boote. Selbst unsre Brücke wurde an einigen Stellen zerschmettert, deren Herstellung in der Geschwindigkeit gewiß eine bedeutende Summe kosten wird. Von den Häusern und Kirchen der Stadt hat der Sturm hie und da halbe Dächer weggerissen, Bäume umgestürzt, Zäune zerbrochen u. s. w.

Folgende, auf der Rhede in Ladung liegende Schiffe, sind auf Magnusholm gestrandet.

1.	Schiffer	Constable Dunning.	Engländer.
2.	—	John Walther.	
3.	—	Willh. Henry White.	
4.	—	James Ansdael.	
5.	—	George Hodge.	
6.	—	Jakob Oberg.	Schweden.
7.	—	Alexander Sky.	
8.	—	Heinrich Redicker.	
9.	—	Friedrich Danckwart.	

An der Brücke gesunken:

10.	Schiffer	Lars Groenberg.
11.	—	Karl Heinrich Brandt.

Anzeige.

Die zeitherigen Interessenten des nordischen Archiv's werden die Güte haben, die Pränumeration für das Jahr 1807 mit 10 Rubel B. A. gefälligst zu erneuern und unter der Addresse: An die Expedition des nordischen Archiv's einzusenden. Riga, den 1. Oktober 1806.

Kaffka.

Nordisches Archiv.

Monat November 1806.

I.

Bruchstücke aus der Regierungsgeschichte Peters des Großen.

(Beschluß.)

Peter war Selbstregierer im vollsten Verstande des Worts. Aber nicht nur leitete er alles in seiner Welt mit dem größten Herr-

scherblick; er vereinte, und das ist seltener, die Regierungskunst mit der Kunst der Vollführung. Der erfahrenste General, der beste Seemann, der klügste Minister seines Reichs war er. Davon zeugen seine Feldzüge, namentlich die Tage von Liesna, Poltawa und Hangö-Udd; davon zeugen seine eigenhändigen Verhaltungsvorschriften für die auswärtigen Gesandten.

Es grenzet an's Unglaubliche, wie er bey seinen Kriegsverrichtungen, bey seinen inländischen Reisen, bey seinen Nebenbeschäftigungen, und bey dem Hange zu Vergnügungen alles, was er that, zu vollführen im Stande war. Es wird begreiflicher, wenn man ihn in seiner Thätigkeit näher beobachtet.

Peter bedurfte nur kurze Ruhe. Ein vierstündiger Schlaf erquickte ihn. Fast keine Nacht verging, daß er nicht seinen Kammerdiener weckte und sich Licht und eine Schiefertafel geben ließ, auf die er zur Erinnerung für den folgenden Tag seine Gedanken warf. Schon um drey Uhr stand er auf, und beschäftigte sich gewöhnlich ein Paar Stunden mit Bücherlesen. Während er sich kleidete, ließ er sich die eingelaufenen Berichte vor

tragen, und was er darüber beschloß, zeichnete er auf einzelne Blätter. Dann besuchte er die Baue, die Manufakturen, die Stückgießerey, besonders den Schiffswerft, ordnete die Arbeiten, und legte wohl selbst Hand ans Werk. „Siehe, Bruder!“ konnte er daher zu dem jungen Nepljujew sagen, „Siehe, ich bin euer Zaar, und ich habe Schwielen in meinen Händen. Euch ein Beyspiel zu geben, darum arbeite ich selbst.“ Immer hatte er die Schreibtafel bereit, um, was er bemerkte, im Gedächtniß zu erhalten. Gewöhnlich pflegte er sich jetzt, oder auch früher, eine Zeitlang mit Drechseln zu beschäftigen; bis ihn die eilfte Stunde zur Tafel rief. Er speiste gemeiniglich mit seiner Gemahlin allein, oft auch mit einigen seines Gefolges, und nur eine halbe Stunde dauerte das Mahl. Nach der Tafel gab er nach russischer Sitte aufs neue kurze Zeit der Ruhe. Dann nahm er sein Täfelchen mit den Morgenbemerkungen zur Hand und betrieb selbst, was er zu besorgen nöthig gefunden hatte. So war es nichts seltenes, daß man ihn in der nämlichen Stunde, jetzt bey einem General, jetzt in der Schmiedestätte, jetzt auf einem Zimmerplatze fand.

Mit großem Scharfsinn beurtheilte er die politischen Verhältnisse der Höfe, errieth ihre Absichten und wußte die Umstände zum Vortheil seines Reiches zu nützen. Dazu dienten ihm Bücher, vertrauliche Gespräche mit jedem Kundigen, am meisten seine Reisen. „Die Reiche Europens — sagt der Bischof Theophan — waren seine Akademien, ihre Beherrscher und Gesandten seine Lehrer."

In solcher Schule lernte er freilich bald, daß es Fälle gebe, wo die Politik dem Regenten Verstellung gebiete. Aber in seinem nähern Kreise liebte er in vollem Maaße Wahrhaftigkeit. Seine Zusage war ihm heilig; Aber nichts auch empörte ihn mehr, als wenn man sich unterstand, ihn mit Lügen zu hintergehen. Angabe der Ursache der Verschuldung besänftigte ihn dagegen auf der Stelle. Ja, so sehr er verlangte, gehorsamt zu werden, so litt er selbst rauhen Widerspruch, wenn er von verdienten Männern herrührte, und mit Gründen unterstützt wurde.

So ehrte Peter den Erzbischof von Nowgorod, denn er hatte vieles beygetragen, um das Volk von der abergläubischen Verehrung der Bilder und der Heiligen zurückzubringen.

Wegen dieses Verdienstes ertrug er es, daß der Erzbischof dagegen ihm laut erklärte, wie er die genaue Erforschung des Bestandes der geistlichen Güter und die Folgen derselben, Festsetzung des Unterhalts für die Geistlichkeit und Bestimmung des Ueberschusses für Schulen und Hospitäler, höchst mißbillige. Peter, durch den Widerspruch nicht beleidigt, ehrte den Erzbischof bis an sein Ende.

Strenge Gerechtigkeitspflege machte Peter sich zur ersten Regentenpflicht, und wenn er hier irrte, so war es doch löblicher Eifer, dem Unrecht zu steuern, der ihn zu weit führte. Nicht selten auch gab er billigen Gegenvorstellungen Raum. Einst hörte er im Senat von wiederholten Diebstählen; im Eifer befahl er eine Ukase zu erlassen, daß wer auch nur den Werth eines Strickes stehle, ohne weiteres zum Strange verurtheilt werden solle. „Aber gnädigster Herr! sagte nach einigem Stillschweigen der Generalprokureur Jaghuschinsky, wollen Sie denn Kaiser seyn, ohne Bedienten und Unterthanen?“ Die Ukase erging nicht.

Je gelinder Peter andere Vergehungen beurtheilte, die in dem Phisischen des Menschen ihre Entschuldigung fanden, desto unerbittlicher war er nun gegen

die, welche sich dennoch eines wirklichen Mordes schuldig gemacht hatten. Einen hohen Beweis seines unerschütterlichen Gerechtigkeitseifers in diesem Stücke gab er durch die Bestätigung und Vollstreckung des Todesurtheils wider das Hoffräulein Hamilton. Die Unglückliche, eines Kindermordes überführt, war eines der liebenswürdigsten Frauenzimmer des Hofes, die vor andern des Kaisers Gunst gewonnen hatte. Aber nicht nur siegte er über seine eigne Neigung, er widerstand auch den dringenden Fürsprachen, die von allen Seiten auf ihn zuströmten. „Ich kann dich nicht retten," sagte er der Verurtheilten selbst auf dem Richtplatze, wohin er sie geleitete. Mit einem Kusse nahm er Abschied von ihr, sprach ihr Muth ein, standhaft die Strafe zu leiden, und wandte sich, um den Todesstreich nicht zu sehen.

Man kennt nur einen Fall, da Peter einem überwiesenen Räuber und Mörder verzieh. Der Verbrecher hatte am Vorabend des Festes des heiligen Nikolas den Präsidenten der Preobraschenskischen Kanzelley, Romadanowsky, um die Erlaubniß gebeten, das große Fest in seinem Geburtsorte, einem Dorfe unweit Moskau, mit seinen Verwandten

feyern zu dürfen. „Aber wer bürgt mir für deine Rückkehr?“ fragte Romadanowsky; „der heilige Nikolas selbst,“ war des Verbrechers Antwort. Romadanowsky nahm die Bürgschaft an, und der Missethäter that vor dem Bilde des Heiligen den Eidschwur, daß er in fünf Tagen sich wieder in den Kerker stellen wolle. „Aber wie kannst du glauben,“ so fragte Peter, als er dies erfuhr, den Präsidenten, „wie kannst du glauben, daß einer, der seinen Nebenmenschen mordet, gewissenhaft genug seyn werde, einen Eidschwur zu halten?“ Romadanowsky berief sich auf den Erfolg, und dieser rechtfertigte ihn: der Mörder kehrte in seine Haft zurück. „Was konnte dich zur Wiederkehr bewegen?“ fragte ihn der Kaiser. „Wußtest du nicht, daß du nur durch die Flucht dem Tode entgehen würdest, der dir bevorsteht?“ — Das wußte ich, war die Antwort; aber ich wußte auch, dem großen Heiligen, den ich zum Bürgen stellte, dem könne ich nimmer entgehen. — Peter, gerührt von dem Glauben des Verbrechers, schenkte ihm das Leben, und schickte ihn als Soldat in eine sibirische Besatzung.

Auch in bürgerlichen Angelegenheiten ließ Peter der Regel nach dem Rechte seinen vollen

Lauf. Ja, er selbst erschien als Angeklagter vor dem rigischen Magistrate, da ein Bürger der Stadt einige Ländereyen in Anspruch nahm, die der Kaiser als landesherrliches Gut an Menschikow verschenkt hatte. Er wohnte der Erörterung der Sache bey, trat, den Gesetzen gemäß, ab, da die Sache entschieden wurde, und als ihm das Urtheil, so dem Bürger Recht gab, verkündigt ward, pries er der Richter Unpartheilichkeit und küßte jedem derselben die Stirne. „Ich unterwerfe mich den Gesetzen — sagte er — — und nun wage es niemand, sich ihnen zu widersetzen."

Jeden hörte er mit seinen Klagen über verweigerte, oder verzögerte Justiz. Aber auf Beschwerden gegen den Senat trat er nicht leicht ein. Die den Senat anklagten, wagten viel, oft ihr Leben. Aber bestanden sie auf ihr Recht, und ward der Senat Aktenwidriger Rechtssprüche überführt, so war es eine Gnade, wenn die Senatoren mit Verweis und Geldstrafe frey kamen.

Er schätzte und ehrte das schon erkannte Verdienst; aber mit seltenem Scharfblick unterschied er auch schnell das Talent, welches zu Verdiensten rief. So entriß er Menschi-

kow und Schaffirow der Dunkelheit, zu der ihre Lage sie bestimmt hatte. So ward Iwan Antonowitsch Tscherkassow aus dem Schreiber eines Sekretairs, Kabinetsminister. So ward auch Alexander Iwanowitsch Rumänzow durch Petern schnell der niedern Sphäre enthoben, worin ihn seine geringen Glücksumstände gehalten haben würden. Rumänzow, aus einer armen adlichen Familie entsprossen, diente als Gemeiner bey der Preobraschenskischen Garde. Peter, der die Lebhaftigkeit seines Charakters beobachtete, brauchte ihn erst zu kleinen Diensten, wo er bald seine Rechtschaffenheit erkannte. Rumänzow ward Peters Liebling; er erhielt die Hand der Tochter des Grafen Mätwejew, und die Frucht der Ehe war der Held, der Rußlands Waffen den Türken so furchtbar machte.

Vor allen liebte Peter thätige Leute, und diese Thätigkeit war es, die auch Nikita Demidowitsch Demidow's Glück machte. Schon als mäßiger Kaufmann in Tula wußte Demidow sich Peters Gunst zu erwerben. Bald war er es, der die größten Lieferungen für Flotten und Heere übernahm, und keiner wurde in seinen Forderungen so billig als Demidow erfunden. Er auch ent-

deckte die Eisen- und Kupferbergwerke, und die reichen kolywanischen Silbergruben. Allen gerechten Wünschen seines Monarchen entgegen zu kommen, das war Demidow's einziger Gedanke, und Peter lohnte ihn nach Würden; er ward einer der Reichsten des Landes. Peter, von seinem dauernden Verdienst durchdrungen, faßte sogar einmal den Gedanken, dem Manne, der Rußland Eisen und Kupfer gab, auf einem öffentlichen Platze in Petersburg eine Bildsäule errichten zu lassen. Die wirkliche Ausführung unterblieb. Des Grafen Golowkins große Verdienste um den Staat ehrte Peter durch eine Denkmünze, die Golowkin's Bild zeigte und seine mit Kraft verbundene Klugheit pries.

Jeder Kriegs- oder Civilbedienter, Russe oder Ausländer, der dem Monarchen nützlich gewesen war, konnte auf Belohnung, und wenn er unvermögend wurde, auf Beybehaltung seines vollen Gehaltes rechnen. Die Wittwen aller seiner See- und Landoffiziere genossen lebenslänglich anständiges Jahrgehalt; die Waisen Unterstützung, bis sie in Dienst treten konnten. Die gewöhnlichste Belohnung verdienter Männer bestand in Landgütern, die Peter namentlich in den eroberten

Provinzen ihnen anwies. So erreichte er zugleich den schönen Zweck, den Anbau des durch Krieg verödeten Landes gefördert zu haben.

Ein abgesagter Feind überflüssigen Aufwandes, kargte er des Beyspiels wegen oft selbst, sogar in seinem Anzuge. Er war nie vergnügter, als in seiner Regimentsuniform, einem grünen Kleide mit schmaler goldener Tresse. Seine nothwendigsten Ausgaben suchte er aus den Besoldungen, die er für seine Land- und Seedienste zog, zu bestreiten. Darum beobachtete er auch genau den Aufwand, den seine Staatsbedienten machten, und mitunter leitete ihn ein geglaubtes Mißverhältniß zwischen Aufwand und Einnahme zu Untersuchungen, die auch des uneingeschränktesten Regenten Befugnisse übersteigen.

Wie sehr er auf die Pflichterfüllung der Staatsdiener achtete, und wie streng er die ihm kund werdenden Abweichungen ahndete, davon zeugt sein ganzes Regentenleben. Die vornehmsten Staatsdiener, selbst Feldherren, die er hochschätzte, mußten darauf gefaßt seyn, daß sie von einem Gardesoldaten, dessen Treue dem Monarchen erprobt war, beobachtet und beurtheilt wurden. So unangenehm dies

redlichen Dienern seyn mußte, so konnten sie doch ihres Monarchen Verfahren leicht entschuldigen, da die manigfaltigen Treulosigkeiten, deren Zeugen sie waren, sein Mißtrauen rechtfertigten, und da er, der sie beobachtete, selbst seine Regentenpflicht in ihrem ganzen Umfange erfüllte.

Peter handelte immer, wie im Angesichte der Mitwelt und Nachwelt. Dies war es, was ihn als Regenten auszeichnete. Mit Recht trug er des großen Apostels Namen. Denn gleich ihm, war er unerschütterlich, wie ein Fels im Meere. Die Fehler, die er hatte, waren gleichsam die Bedingungen seiner Größe. Der gerechte Biograph, welcher die Hochgestalt durch das Sehrohr eines Jahrhunderts betrachtet, weiß den Standpunkt fest zu halten, wo der Mann, den er schildert, mit der ihm beywohnenden Kraft zu wirken berufen wurde, und dies entscheidet sein Urtheil.

Iwan Wassiljewitsch I. hatte Rußland von dem politischen Joche befreyt. Nun auch asiatische Sitte zu brechen, eine rohe, auf ihre Unwissenheit stolze, von den gebildetern Völkern sich sondernde Nation entschieden auf die Bahn zur sittlichen und

wissenschaftlichen Bildung zu bringen, das war die weitere große Aufgabe. Sie lößte ein Fürst, der selbst rauh und ungebildet unter dieser Nation hervorging, lößte sie mit Geniuskraft und Festigkeit.

Katharina die Zweyte, die Schätzerin jedes Großen, hat sein Gedächtniß durch ein edles Denkmal geehrt. Aber die Stadt selbst, die an der Newa thront, sie ist sein Denkmal; und die Weltgeschichte die Verkünderin seines Ruhmes, der nimmer welken wird

v. H.

II.

Denkwürdiger Streifzug der Russen von der kleinen Festung Georgiewsk, bis zur türkischen Festung Anap am schwarzen Meere, im Jahre 1790.

Es ist immer noch jetzt nicht uninteressant, eine kurze, aber getreue Schilderung dieses merkwürdigen Streifzuges zu erhalten. Es ist ein abermaliger Beleg, was man sich von

den disziplinirten Truppen eines robusten abgehärteten und nicht verdorbenen Volkes versprechen kann, wenn sie als Ackersleute gebildet worden, die von ihrer frühesten Jugend an Arbeit und Gehorsam gewöhnt sind, und keine Verräther unter ihren Anführern haben. Der Konzipient hat blos das Verdienst, diese Nachrichten der Vergessenheit, der sie schon bestimmt zu seyn schienen, entrissen zu haben, und er kann nicht umhin, bey dieser Gelegenheit sein gerechtes Bedauern an den Tag zu legen, daß von den Merkwürdigkeiten, die sich den russischen Offizieren auf ihren weiten Märschen, in viele bis jetzt fast noch ganz unbekannte Länder darbieten, wenig oder gar nichts bekannt wird, und den Wunsch öffentlich äußern, daß es bey einem jeden Regimente, wenigstens Einem sachkundigen Offizier zur Pflicht gemacht werde, für die Aussicht zu einer schnellern Beförderung oder sonst eine Belohnung ein genaues Tagebuch, nicht nur in militairischer, sondern auch in physischer, zoologischer, mineralogischer, meteorologischer und kosmopologischer Hinsicht zu führen, und dasselbe halbjährlich einer Kommitee zu übersenden, die das Merkwürdige aus allen Berichten auszuheben, zu ordnen, und dem Druck zu übergeben hätte.

Endlich ist er dem Publikum die Versicherung schuldig, daß er die Data dieser Beschreibung einem biedern und wahrheitliebenden Artillerieoffizier verdankt, der den ganzen Feldzug in jener Gegend mitgemacht hat, und es jetzt bedauert, daß ihn die Zeitumstände vermochten, im J. 1800 seinen Abschied zu nehmen.

Beym Ausbruch des letzten Türkenkrieges, im Jahr 1787, bestimmten, östlich vom schwarzen bis zum kaspischen Meere, die Flüsse Kuban und Tereck, von welchen der erstere sich ins schwarze und der letztere ins kaspische Meer ergießt, die Grenze des russischen Reichs. Ohngefehr in der Mitte dieser beyden Flüsse, nicht weit von ihrem Ursprunge, liegt die russische Grenzfestung Georgiewsk, das Hauptquartier derjenigen Truppen, die von dieser Seite die russischen Unterthanen gegen ihre schwer zu bezwingenden räuberischen Nachbaren beschützen.

Das russische, oder nördliche Ufer beyder Flüsse, ist eine breite ungesunde Steppe, die sich vom kaspischen bis zum schwarzen Meere erstreckt, und wo es sogar an guten Quell-

und Brunnenwasser gebricht. Längs dem südlichen Ufer dieser Flüsse läuft das kaukasische Gebirge fort, dessen Spitzen mit ewigem Schnee bedeckt sind. *)

Die kaukasischen Gebirge werden von einer Menge kleiner kriegerischer Völker bewohnt, die der mahomedanischen Religion zugethan sind, trotz dem, daß sie Anführer haben, die sich Fürsten nennen, in wilder Unabhängigkeit leben, keine Gesetze haben, keine Verträge respektiren, und den gemeinschaftlichen Namen Tscherkassen führen. Sie bauen nur wenig Waizen und Hirse, treiben viel Vieh- und Pferdezucht, und nähren sich hauptsächlich vom Raube. Der Hang zum letztern aber ist bey ihnen so groß, daß sie nicht allein unaufhörliche Ueberfälle gegen ihre Nachbaren unternehmen, und wenn sie ihnen gelingen, die Menschen in die Sklaverey fortführen,

*) In der Gegend der Festung Georgiewsk läuft parallel mit dem kaukasischen Gebirge, eine minder hohe Gebirgskette, die, da sie nicht mit Schnee bedeckt ist, und in der Ferne ein dunkelblaues Ansehn gewährt, von den Russen unter dem Namen der schwarzen Berge bezeichnet wird.

sondern sich auch einander immer selbst anfallen und berauben, weshalb denn auch der Tscherkasse nie ohne Waffen schläft.

Diese Menschen sind, wie man sich leicht denken kann, sehr gewandt und tapfer, sie sind dabey auch außerordentlich beritten, und haben die auserlesensten Waffen, auch bildschöne und vogelschnelle Pferde. Von ihren unerreichbaren Höhen und unergründlichen Schlupfwinkeln aus, trotzen sie der Kriegskunst ihrer Nachbarn, die nicht eher der Mühe überhoben seyn werden, in jener ungesunden Ebene, einen so oft zu ergänzenden Kordon zum Schutz ihrer Unterthanen zu ziehen, bis sie sich entschlossen haben, es koste was es wolle, sich diese Völkerschaften zu unterwerfen und zu arbeitsamen Unterthanen zu bilden. Man sollte beynahe glauben, daß eine Intrigue, woran die Großen des ottomanischen Reichs ein gleiches und lebhaftes Interesse nehmen, sich der Ausführung dieser Idee entgegen setzt; denn eben diese Tscherkassen oder Tschirkassier sind es, die in der weltkündigen Schönheit ihrer Weiber, den reichlichsten Ersatz für die Unwirthbarkeit ihres Bodens finden. Und wenn hierin dem Berichte der ruf-

sischen Offiziere zu trauen, und nicht etwa zu präsumiren ist, daß sie auf ihren mühseligen Märschen zu sehr durch den Anblick der Tschirkassierinnen bezaubert worden, um als kompetente Richter gelten zu können: so ist diese auffallende Schönheit bey diesen Völkern nicht etwa, wie bey unsern Schönheiten, eine nur wenig Begünstigten bescheerte und gradatim abnehmende Gabe des Himmels, sondern ein Allen gleich ertheiltes Geschenk der Vorsehung. Jammerschade ist es, daß die Tscherkassen noch nicht kultivirt sind.

Um die Tscherkassen im Zaum zu halten, hat man, nach Beendigung des letzten Türkenkrieges, denjenigen Saporogern, die bey Aufhebung der sonderbaren und ausschußweise aus Männern bestehenden Republik gleiches Namens, zu den Türken übergingen, und während der Belagerung Otschakows sich wieder der russischen Bothmässigkeit unterwarfen, die Wohnung längs dem Kubanflusse angewiesen, und es zur Bedingung gemacht, dem Cölibate zu entsagen. Diese haben es durch gegenseitige Grausamkeiten an den gefangenen Tscherkassen so weit gebracht, daß diese sich nun periodisch ruhig erhalten. Die Anzahl der Saporoger schmilzt aber durch das ungesunde Klima beträchtlich zusammen.

Beym Ausbruch des genannten letzten Türkenkrieges, mußte den Russen überaus viel daran gelegen seyn, daß die Türken, in Verbindung mit den Tscherkassen, von dieser Seite ihnen keine beträchtliche Diversion machten, und sie in den kriegerischen Fortschritten auf der westlichen Seite des schwarzen Meeres hinderten, wozu die große und starke Vestung Anap am schwarzen Meere, als Waffen- und Truppendepot für die Türken, recht geeignet war.

Ein Jahr vor dem Ausbruch dieses Krieges, nämlich im Jahr 1787, hatte aber ein Tscherkassischer Prophet seine Landsleute gegen die Russen aufgemuntert und ihnen verheißen, daß sie selbige besiegen würden. Um aber diesem Unwesen ein Ende zu machen, ward der General Apraxin mit einigen Regimentern beordert, über den Tereck zu gehen, und den Propheten aufzuheben. Aber der unter ihm kommandirende Oberste Pierri, ein äußerst tapferer Mann, eilte zu schnell voran, ehe der General mit den übrigen Truppen nachkommen konnte, und glaubte, wie er sich dem Dorfe genähert hatte, wo jener Prophet haußte, daß er die Sache allein ausführen könnte. Er ließ zwey Grenadierkompagnien

am Eingange des Waldes, der vor dem Dorfe lag, und rückte selbst in dasselbe, fand es aber völlig öde und verlassen. Bey seiner Rückkehr durch den Wald, traf er seine, von den Tscherkassen indeß umzingelten und niedergestoßnen, Grenadiere in einem Haufen als Leichen auf einander gethürmt, und in demselben Augenblicke ward auch er von einer zahllosen Menge angegriffen. Er wehrte sich zwar mit der größten Verzweiflung: da seine Kanonen aber in dem dicken Gehölze nicht gebraucht werden konnten: so wurden alle bis auf wenige Mann, die Gelegenheit fanden durch einen dort vorbey fließenden Fluß zu schwimmen und zu entrinnen, niedergestochen.

Um den Tscherkassen Respekt einzuflößen, und sie zu überzeugen, daß man auf große Einfälle gefaßt sey, war es jetzt um so nothwendiger, daß der General en Chef Tekely, ein Mann, der im Vorbeygehen gesagt, eine sehr auffallende Aehnlichkeit in der Figur und den Gesichtszügen mit Peter dem Großen hatte, im Julius des 1728sten Jahres, von Georgiewsk aus, indem er 170 Werst hinter Protschnakop bey Petrowsky über den Kuban setzte, durch das kaukasische Gebirge einen Zug bis Anap machte, dem die sich zurückzie-

henden Tscherkassen, bis auf einen vergeblichen Anfall, ruhig zusahen.

Dieser Zug bewirkte, daß die Russen das Jahr darauf vor den Tscherkassen Ruhe hatten. Unterdessen war der General Tekely von dem General Soltikow abgelößt worden, und da dieser bald darauf ein Kommando in Finnland bekam, erhielt der Generallieutenant Bibikow, als der älteste bey der dortigen kleinen Armee, den Oberbefehl. Dieser unternehmende Mann, um bis zur Ernennung eines neuen Chefs sich Lorbeeren zu erwerben, unternahm, ohne beordert zu seyn, mit nur 8000 Mann regulären Truppen, 1000 Mann Kosaken und 26 Kanonen drey bis zwölfpfünder, eine jede mit 350 Schüssen versehen, einen abermaligen Streifzug gegen die Tscherkassen. Er muß sich anfänglich, wie zu vermuthen ist, nur ein kurzes Ziel gesteckt und darauf gerechnet haben, daß seine Truppen, wie es auch wirklich der Fall war, im kaukasischen Gebirge hinlängliches Schlachtvieh vor sich finden würden; er versah daher sein kleines Corps nur auf sieben Tage mit Proviant. Er ging bey Protschnakop, 223 Werste von Georgiewsk, über den gefrornen Kuban-Fluß. Die nächsten Völkerschaften stellten sich unter-

würfig und leisteten den Huldigungseid; vom Flusse Laba an, fielen sie aber, vom genannten Propheten aufgemuntert, und von den Türken unterstützt, die Russen von allen Seiten wüthend an, fanden in ihnen aber die Rächer ihrer gebliebenen Brüder. Vergebens wurden die Anfälle fast täglich mit immer gleicher Wuth erneuert; die Russen marschirten unter Bibikow siegend vorwärts. Die Beschwerlichkeiten aber, die die Russen hier zu überwinden hatten, übersteigen alle Vorstellungen; der ununterbrochene Marsch durch kaum zugängliche Gebirge ohne Weg und Steg, in einer Jahreszeit, wo der Frühling eben beginnt, und eine abwechselnd ungünstige Witterung wieder alle Beschwerden des Winters fühlen läßt, setzten ihnen kaum zu ertragende Hindernisse entgegen. Oft mußten sie sich durch Schneetriften durcharbeiten, und eines Tages wurden sie von einem Schneegestöber so arg heimgesucht, daß sie, weil der Schnee Mannshoch zusammen geweht wurde, drey Tage in demselben vergraben waren, und ihre Erlösung in Geduld abwarten mußten. Um die Pferde zu tränken, wurde der Schnee in den kleinen Feldkesseln der Soldaten geschmolzen, und in den zwey letzten Tagen waren alte Matten die einzige

Nahrung der Pferde. Das schnelle Aufthauen des Schnees war fast noch ärger; kleine unbedeutende Bäche schwollen durch ihn zu Strömen, über welche, während der Attake der Tscherkassen, künstliche Brücken geschlagen werden mußten. Einer derselben drängte sich durch steile Felsen durch, so daß das Fuhrwerk an Seile herabgelassen und heraufgezogen werden mußte, wobey dann manche Equipage über Bord ging.

Da aber die Tscherkassen bisher in keinem Gefechte den geringsten Vortheil erhalten hatten, so änderten sie ihren Plan; sie lockten die Russen immer tiefer ins Land, und suchten ihnen den Rückweg unmöglich zu machen. Als die Russen Ende Februar in zwey weit getrennten Kolonnen vorwärts marschirten, von welcher Bibikow die vordere, und der brave General Bulgakow die hintere kommandirte, mußte schon die erste, unter Bibikow, in einem waldigen engen Thale den Weg forciren. Die Tscherkassen glaubten, daß hier Zeit und Ort wäre, die Russen aufzureiben. Da die zweyte Kolonne, die Artillerie voran, durch dies enge Thal, dessen Ausweg von einem Walde begrenzt wurde, und wo zu Anfange desselben ein kleiner Fluß zu passiren

war, durch wollte, empfing sie am Flusse von einer in der Geschwindigkeit aufgeworfenen versteckten Brustwehr vom jenseitigen Ufer, ein heftiges Kartätschen- und Musketenfeuer der Türken; (welches letztere um so gefährlicher ist, da die Türken und Tscherkassen sich nur gezogener Röhre bedienen) und von den Höhen herab eröffneten in demselben Moment zwey versteckte Batterien ihr Feuer. Der erste Verlust an Menschen war auf diesem koupirten Terrain, für dies kleine Korps nicht unbedeutend.

Die Artillerie im Vordertreffen, auf solche Vorfälle bereitet, wandte nun augenblicklich ihre Kanonen, und in wenigen Minuten war die Brustwehr und alles dahinter, rasirt. Die detaschirten Jäger erklimmten unterdessen rechts und links die Berge und stürmten die Batterien; die Türken und Tscherkassen mußten sich mit beträchtlichem Verlust zurückziehen, und alle Kanonen den Russen überlassen, die die eisernen vernagelten und versenkten, die metallenen aber mit sich fortführten.

Von hier hätte Bibikow umkehren sollen. Er hatte das höchste Ziel erreicht; die von den Türken unterstützten Tscherkassen wa-

ren von einem kleinen Korps Russen geschlagen und in die Enge getrieben worden; Bibikow aber, von seinem Glücke geblendet, rückte immer weiter nach dem schwarzen Meer herauf, der Festung Anap zu. Jedoch war er von nun an vorsichtiger und setzte sein kleines Korps nicht mehr zertheilt den Anfällen der Feinde aus.

Jetzt trieben die Tscherkassen alles aus den Gegenden weg, die die Russen passiren mußten, legten vor- und rückwärts Verhaue an, und attakirten sie unaufhörlich von beyden Seiten, so das dieser Zug auf der ganzen weiten Strekke einem ununterbrochenen Gefechte glich. Die Russen fochten mit einem beyspiellosen Muthe, wobey ohne Ausnahme ein jeder einzelner Soldat sich auszeichnete. Sie zogen zwar immer siegend weiter, aber es gebrach ihnen selbst an den nöthigsten Lebensmitteln; das Fleisch der Pferde, die zum Vorspann dienten, ja selbst das der gefallenen machte einzig und allein ihre Nahrung aus, und die hungernden Offiziere sahen es geduldig an, daß mehrere ihrer Pferde heimlich geschlachtet wurden.

Endlich erreichten die Russen am 24sten März, am Abend vor Ostern, die Ebene von

Anap. Sie feyerten in der Nacht auf die gewöhnliche Weise das Fest, und gleich nach demselben, vor Tagesanbruch, marschirte in feyerlicher Stille alles Kolonnenweise der Festung zu. Schön war in der That der Anblick, wie die 40,000 Mann starke Besazzung, nachdem man die Russen bemerkt hatte, den Wällen zuströmte, und mit allen ihren Fahnen und Roßschweifen in ungeheurer Menge paradirte. Die Kanonade von der Festung begann; doch die russischen Truppen riefen voll frohen Muthes den Türken den gewöhnlichen Ostergruß zu, und fragten, wie die ersten Kanonenkugeln über sie wegflogen: (weil es bey den Griechen Sitte ist, sich an diesem Tage mit gefärbten Eiern zu beschenken) was sendet ihr uns für große Eier! Der General fand es aber nicht rathsam, die bessere Richtung des türkischen Geschützes abzuwarten, und bezog rückwärts außer der Schußweite, ein Lager. Ehe dies bewerkstelligt wurde, ließ die türkische Besatzung, vor den Augen der Russen, von einer Bastion, einen Reuter mit einem weißen Pferde herab, der den im Gebirge zurückgebliebenen Tscherkassen die Nachricht überbringen sollte, wenn die Türken einen Ausfall machen würden, und die Tscherkassen die Russen im Rücken anzu-

fallen hätten. Natürlich war das Augenmerk der Russen darauf gerichtet, den Reiter zu erhaschen, und sie zweifelten gar nicht, daß er ihnen entgehen könnte, da er den Weg nur durch die russischen Linien nehmen konnte. Er flog aber mit seinem Pferde mit einer beyspiellosen Geschwindigkeit durch, und tausend Kosaken gaben sich vergeblich Mühe ihn zu koupiren und ihm nachzusetzen; ja es machte am Ende selbst den Russen Freude, daß die vielen Schüsse, die in der Hitze auf ihn fielen, gefehlt hatten. Ruhig erwarteten die Russen den Kampf, der auch, wie voraus zu sehen war, wirklich erfolgte. Am Nachmittage griffen 15,000 Mann der Besatzung in drey Kolonnen die Russen mit einer fürchterlichen Wuth an, während die Tscherkassen in ungeheurer Zahl von der entgegengesetzten Seite, die Gebirge herab, einen eben so heftigen Anfall machten. Hier, wo die ottomanische Macht dieser Gegend, mit der Tscherkassischen vereinigt, wirkte, war es darauf abgesehen, die Russen mit einmal aufzureiben, und es ist beynahe unbegreiflich, wie es dieser so sehr überlegenen Menge, die mit dem Feuergewehr und dem Säbel so gut umzugehen wußte, denn doch nicht gelang.

Wäre nur irgend eine Linie durchbrochen worden, so wäre alles verloren gewesen. Das Gefecht war äußerst heftig und günstig für die Russen, die ihre Feinde vor- und rückwärts in die Flucht schlugen. Hier zeichnete sich der Lieutenant Meinz dadurch aus, daß er mit einer einzigen Eskadron in eine Kolonne der Türken wüthend einhieb und sie sprengte. Ohne mehr als wenige Mann verloren zu haben, waren 6000 Tscherkassen und Türken erlegt, und die übrigen in die Gebirge zurück getrieben worden. Um den Zweifel zu begegnen, den Mancher über diesen so ungleichen Verlust haben könnte, ist es nothwendig anzuführen, daß nur die Russen bey einem unordentlichen Rückzuge ihrer Feinde durch ihre leichten und braven Kosaken, die diesen mit unglaublicher Geschwindigkeit folgen, sie durch ihre Picken zu erreichen und aus dem Sattel zu heben wissen, einen sehr großen Vortheil vor andern Völkern voraus haben.

Und doch war das Nachspiel für die Sieger sehr traurig. Der Oberste Tumandanow glaubte, daß die zurückgeschlagenen und verfolgten Türken sich wieder in die Festung zögen, und es den Russen leicht seyn würde, mit hinein zu dringen. Er benachrichtigte,

ehe er von Ersterem gewiß überzeugt war, den General Bibikow von der Hoffnung, die Festung zu nehmen, und dieser, den fliehenden Feind im Auge, vom Glücke bethört, gab voreilig die Ordre zum Sturm. Die braven und folgsamen Russen rückten schnell heran; aber die Türken waren weise genug, ihre geschlagenen Brüder Preis zu geben, und ihnen den Eingang zu verwehren. Da standen nun die Braven unter den Kanonen bis an die Wälle; hätten sie nur Sturmleitern gehabt, es wäre kein Zweifel, sie hätten die Festung erstürmt, und so nach unsäglichen Gefechten und Märschen ihr Werk gekrönt. Die Nacht brach herein, sie mußten sich zurückziehn, und da streckten die Kartätschen der Türken sechshundert dieser Braven nieder. Dieser Rückzug konnte nicht in der besten Ordnung geschehen, und die Russen wären, da die Tscherkassen eine neue Attake formirten, gänzlich verloren gewesen, wenn der brave Major Werofkin, der zwey Bataillone Jäger der Reserve kommandirte, den Tscherkassen nicht entgegen gerückt, und der eben so einsichtsvolle als tapfere und bey den Truppen ungemein beliebte Artilleriemajor Afrasimow nicht von einem Trupp zum andern geeilt, ihn geordnet und angefeuert hätte.

Trotz dieses Vortheils glaubten die Türken, in der darauf folgenden stürmischen Nacht, sich dennoch nicht sicher, und gaben ununterbrochen durch das Feuer der Kanonen ihre Wachsamkeit zu erkennen. Ein Feuer aus dem kleinen Gewehr machte im russischen Lager, wo man der Ruhe und des Trostes bedurfte, alles besorgt: es waren aber nur die als Vorposten ausgestellten Kosaken, welche dreißig Mann vom Kasanschen Musketierregiment, die vom Hunger getrieben zu den Türken übergehen wollten, nur durchs Musketenfeuer zur Rückkehr bewegen konnten.

Vierzehn Tage lagen die Russen ruhig im Lager vor Anap. Der Kriegsrath stimmte wie billig gegen einen zu unternehmenden Sturm; Bibikow, seiner Schuld bewußt, wollte hingegen die Hoffnung nicht aufgeben, durch die Eroberung der Festung statt Strafe Belohnung zu erndten, er bestand auf den Sturm, und ließ sogar auch schon die Sturmleitern anfertigen; aber die Ansicht des nahen Hungertodes und der Mangel an Ammunition zwang die Tapfern zum Rückmarsch. Als dieser angetreten wurde, sandte der Kommandant von Anap zwey Türken dem General mit einem Brodte zu, damit er nicht verhungere;

zur Strafe der Ironie wurden jedoch die Abgeordneten zurück behalten. Auf diesem Rückmarsche dieselben Gefechte, dieselben Beschwerden, und die Braven hatten wo möglich noch größern Mangel zu überwinden; denn er war so groß, daß gefallene Pferde begierig und ohne erst zubereitet zu werden, mit Heißhunger verzehrt wurden, und die Soldaten von verschiedenen Regimentern zuweilen sich um die Eingeweide derselben mit dem Bajonett herumschlugen. Auch war der völlige Mangel des Salzes nicht minder quälend.

Um früher den Kuban und die russische Grenze zu erreichen, schlugen sie den unweit nähern Weg ein, den der General Tekely im J. 1788 genommen hatte. Drey Meilen vom Kubanflusse mußten sie dicht hinter einem Gehölze einen schmalen aber tiefen Fluß passiren, über den eine Brücke führte, und der bis an seinen hohen Ufern angeschwollen war. Der Mangel an Fourage hatte sie den Tag vorher gezwungen, zu rasten, um während der Zeit aus einem nahen und großen Dorfe zu fouragiren. Die Türken und Tscherkassen die die Abtragung der Brücke versäumten, glaubten die Russen durch eine Kanonade von einer Anhöhe und durch ununterbrochene An-

fälle aufzuhalten. Bibikow, ohne sich auf etwas einzulassen, marschirte aber rasch vorwärts, ließ die Brücke besetzen, und, während die Jäger mit einigen Kanonen die folgenden Feinde auf- und abhielten, nachdem eine Kolonne mit zehn Kanonen über den Fluß, nach dem Gebirge zu, schon eine Linie formirt hatte, schnell die übrige Artillerie auch auf das jenseitige Ufer, der Brücke gegenüber, in einer Linie aufpflanzen. Da endlich die Jäger selbige auch passirt waren, drangen die Türken in ungeheurer Zahl heran, und wurden vom nahen Kartätschenfeuer niedergestreckt. War es nun, daß die große, aus dem Walde hervorrückende, Menge die Gefahr nicht achtete, und die Hintern die Vordern in dicken Haufen herandrängten; oder daß die Türken, es koste was es wolle, diese Brücke forciren, und die letzte Gelegenheit, den Russen beyzukommen, nützen wollten: genug, eine ganze lange Stunde hindurch drängten dicke Massen von Türken und Tscherkassen der Brücke zu, und liefen in das ununterbrochene Kartätschenfeuer der Russen. Der sehr große Verlust der Türken und Tscherkassen konnte nicht bestimmt werden; denn die Russen marschirten, so wie die Türken sich zurück zogen, dem Kuban zu, ohne sich weiter um die Zahl ihrer gefallenen Feinde zu

bekümmern. Es läßt sich aber schon daraus der Schluß ziehen, daß viele Tausende gefallen seyn müssen, da während einer ganzen Stunde das Kartätschenfeuer aus sechzehn Kanonen, in einer Entfernung von fünf und zwanzig Schritten, auf immer heranrückende dicke Haufen ununterbrochen wirkte.

Von diesem Augenblick an hatten die Russen Ruhe vor ihrem Feinde; denn die Tscherkassen vom Gebirge herab, die den Fluß oberhalb passirt waren, machten nur noch einen schwachen Angriff.

Die Russen mußten jetzt auf zwey Werste eine überschwemmte Gegend passiren, und sahen, wie sie herüber waren, die Gegend diesseits des etwas erhöhten Kubanufers auf vierzehn Werst breit überschwemmt.

Die Unmöglichkeit sich hier Fähren zum Uebergange zu verschaffen, und der gänzliche Mangel an Proviant brachte den General Bibikow zum Entschlusse, den Weg den Fluß hinauf durch die Gebirge zu nehmen, wo er doch einige Lebensmittel zu finden hoffte.

Vergebens machten ihm alle Offiziere die Gegenvorstellung, daß die ermatteten Truppen unausbleiblich ein Opfer der Tscherkassen seyn würden, von denen sie in diesen waldigen Ge-

birgen, von allen Seiten umringt, Angriffe zu erwarten hätten. Ja, selbst die Vorstellungen des tapfern Artilleriemajors Afrasimow, daß für jede Kanone nur noch fünf Schüsse übrig wären, fruchteten nichts, er ließ ihn dafür an eine Kanone schmieden, und kommandirte die Truppen rechts nach dem Walde dem Gebirge zu. Da er sich aber, nachdem einige Werste zurückgelegt waren, mit einem Bataillon Jäger an der Spitze, den hohen Wäldern genähert hatte, wurden sie gewahr, daß der ganze Wald mit Tscherkassen besetzt war.

Kann je eine Insubordination verzeihlich genannt werden, so war sie es hier. Das ganze Bataillon warf sich auf die Erde und erklärte, nicht weiter marschiren zu wollen. Der General, als wenn er dies nicht bemerkte, ritt mit zwölf Kosaken und einigen Offizieren immer weiter voran; da ihm aber niemand folgte, und das Geschrey der Weigerung von allen Truppen wiederholt wurde, kehrte er wüthend um, und drohte mit Kriegsrecht und Strafen, die er bey seiner Zurückkunft vollziehen lassen wollte; doch ließ er sogleich den braven Afrasimow wieder in Freyheit.

Jetzt mußten die Ruſſen vierzehn Werſte durch die überſchwemmte Gegend, und die Koſaken voran ſuchten die ſeichteſten Stellen auf.

Das ſeichteſte Waſſer ging bis an den halben Leib, und ſehr oft reichte es bis an die Bruſt.

Der Durchzug der eigenen und eroberten Kanonen mit ermatteten Pferden war am beſchwerlichſten, und viele Soldaten, da ſie das Gewehr und die Patrontaſche am Halſe tragen mußten, ſanken ermattet nieder und ertranken.

Als ſie das erhöhte Ufer des Fluſſes erreicht hatten, fanden zwar die Pferde ihr Futter an dem emporgeſchoſſenen friſchen Graſe, die Menſchen aber hatten außer dieſem immer nur äußerſt ſpärlich das Fleiſch der gefallenen und ermatteten Pferde zur Nahrung; und die Ausſicht vom Hunger gänzlich aufgerieben zu werden, wurde wegen des höchſt unwahrſcheinlichen Ueberganges über den zwey Werſt breiten rapiden Strom immer gewiſſer. Schadenfroh gab der General den Befehl zum Ueberſetzen. Acht Tage vergingen, bis ſie hinlängliche Fähren von bloßem Schilfe zuſam-

men banden, welcher zum Glück in ungeheurer Menge dastand. Mit diesen erbärmlichen Fähren wurde die Ueberfahrt versucht. Waren die Equipagen und Wagen nicht akkurat gepackt, oder abgestoßen, so schlugen sie um, und wurden mit den darauf befindlichen Menschen ein Raub der Wellen. Wurde wieder beym Abstoßen nicht hinlängliche Kraft angewendet, so führte der Strom, der am Tscherkassischen Ufer am stärksten strömte, die Fähren dem schwarzen Meere zu. Die Kanonen wären verloren gewesen, wenn nicht der Zufall zwey aus einzelnen Balken ausgehöhlte Kähne herbeygeführt hätte. Diese wurden zusammen gebunden, und mit Schilfflößen vereinigt; und auf diese sonderbare Zusammensetzung wurden nicht allein die eigenen, sondern auch die eroberten Kanonen, nachdem sie auseinander genommen waren, insgesammt hinüber transportirt, ja selbst die Pulverwagen wurden hinüber gebracht.

Nach achttägiger Anstrengung war denn Alles, was den Wellen und dem Hungertode entronnen war, auf dem russischen Ufer. Hungernd mußten sie aber noch acht Tage den Weg in der Steppe machen, und hier war der Menschenverlust am stärksten. Man sandte

die wenigen Kosaken, deren Pferde nicht vor die Kanonen gespannt waren, voraus, und auf diese Nachricht eilten ihnen tausend Reiter mit Brod, das an den Sätteln gebunden war, entgegen.

Man wandte alle Vorsicht bey der Austheilung des Brodtes an, und es wurden nur sehr geringe Portionen zur Zeit gereicht. Es schwollen aber alle mehr oder weniger auf. Endlich am ersten May erreichte der Rest, nicht viel über 3000 auf den Beinen, und gegen 1000 geführte Kranken die kleine Festung Portschnakow.

Den General hatte schon früher eine entgegen gesandte Kibitka zum Feldmarschall Potemkin geführt, wo er zur verdienten Strafe gezogen wurde.

Wahrlich, dieser Zug kann mit Recht dem des Cortes nach Mexiko gleich gestellt werden. War er gleich nicht so folgenreich, wie dieser, so ist er doch in so fern merkwürdiger, da hier nicht Raubsucht die Tapferkeit unterstützte, und mit gleichen Waffen gekämpft wurde.

Die Türken ließen sich aber hiedurch noch nicht belehren. Ueber 40,000 Janitscharen und gegen 40,000 Tscherkassen setzten noch denselben Sommer mit vieler Artillerie über den

Kuban, um die ruſſiſche Linie zu durchbrechen, und gaben, um die ihrigen anzufeuern, ihre Fähren und Böte den Wellen Preis. Der kleinſte Theil der dortigen ruſſiſchen Armee griff ſie ſogleich an; die Tſcherkaſſen retteten ſich durch Schwimmen; die Türken aber, bis auf 600 Gefangene, unter denen der kommandirende Batall-Paſcha war, fanden ihren Tod im Kuban, und das Lager mit allen Kanonen ward die Beute der Sieger.

Im Jahre darauf ward Anap erſtürmt und der Erde gleich gemacht. Zwey und zwanzig tauſend Einwohner, die dem Tode entronnen waren, wurden nach der Krimm verſetzt, und befinden ſich jetzt als fleißige Ackersleute recht wohl.

v. S.

III.

Das Seebad.

Sie verlangen, mein Beſter, zu erfahren, wie ich jetzt lebe, und welche Maasregeln ich wegen meiner Geſundheit getroffen habe. Da meine mancherley öffentlichen und Privat-Ge-

schäfte noch die nämlichen sind, so habe ich eigentlich wenig müssige Stunden. Mein biederer Arzt hat mir das Seebad verordnet, weil er mein Uebel von gichtischer Art hält. Meine Geschäfte, und denn auch die bisherige nasse ungünstige Witterung haben mir nun erst am Ende des July erlaubt, das Seebad anzufangen, und ich bin seit einigen Tagen hier, und ergreife diese Musse nun, an Sie, mein Bester, zu schreiben.

Sie wissen, daß das Seebad eine Modekur ist, und gleichsam zur Tagesordnung gehört, der sich Kranke, und oft auch Nichtkranke unterwerfen. Man kann sagen, daß von Memel bis Petersburg der Seestrand mit Badelustigen jetzt ziemlich bevölkert sey. Es herrscht bey ihnen Frohsinn, und man hält ziemlich gute und gesellige Nachbarschaft. Diese Geselligkeit, nebst dem Seebade und der müssigen Lebensweise, die schönes Wetter begünstigte, sind mir bisher noch wohl bekommen.

Meines Theils habe ich den Vortheil, das Seebad auf eigener Grenze zu gebrauchen, und auf meiner hiesigen Hoflage zu wohnen, daher ich denn mit meiner ganzen Familie her-

gezogen bin. Von meinen vorigen militairischen Zeiten habe ich mein Zelt noch aufbewahrt und gegenwärtig am Strande aufgeschlagen, worin ich jetzt sitze und an Sie, mein Bester, schreibe. Ueberdem wohnt auch noch hier mein alter Inspektor mit seiner Familie, der schon zu meines seligen Vaters Zeiten dieser Stelle vorstand.

Ich bin also hier so gut wie zu Hause, und bin öfters und gerne hier; denn bey aller Einsamkeit und oft dem Schauerlichen des Lokals, sieht man doch viele Thätigkeit und Weltgetümmel um sich her. Vor mir am blauen schroffen Meereshorizont erblickt man die Schiffe, welche Rigas blühender Handel aus allen Welttheilen herlockt. Meine vorzüglich bemittelten Strandbauern halten beträchtlich große Fahrzeuge, mit denen sie als kühne Seefahrer weit und breit umhersegeln. Auch ich habe eine kleine Flotte zur Verführung meiner Produkte. In der Nähe sieht man eine Menge geschäftiger Fischerkähne, die den armen Fischen auf alle Weise nach dem Leben trachten. Bald ist das Meer spiegelglatt, bald fürchterlich tobend, und die schäumenden Wellen rollen hoch ans Ufer heran. Seeadler, Möven und andere Wasservögel

schweben umher, und mancher Seehund guckt aus den Wellen heraus. Rechts und links sieht man, gleich kleinen Dorfern, die Häuschen zur Aufbewahrung der Netze. Die hohen Sandufer sind mit alten majestätischen Tannen bekrönt, die sich in vielen Krümmungen in blauer Ferne verlieren, und gleichsam eine Scheidewand zwischen Meer und Land machen. Die Gebüsche sind mit Finken und andern singenden und nichtsingenden Vögeln bevölkert. Hinter und in dem Walde läuft die Heerstraße. Die Kirche, der Pfarrhof, und die anständigen Wohnungen meiner braven Strand-Bauern liegen, gleich Einsiedeleyen, im Gebüsche zerstreut. Ins Meer ergießen sich zwey nicht unbeträchtliche klare Bäche, deren gekrümmte hohe Ufer mit allerley Laubholz und Hopfenranken, gleich bedeckten Lauben, überschattet sind. Zwey hohe Brücken verbinden die darübergehende Heerstraße. Das Brausen des Meeres, das Geräusch in den Baumgipfeln, manche anziehende Parthie, erweckt die Aufmerksamkeit, und stimmt zu ernsthaften, stillen Beobachtungen. Oefters stehe ich am öden sandigen Seestrande, und betrachte alles dieses um mich her. Kurz ich bin gerne hier, und so oft ich nur kann, gleichsam zu einer Erholung von meinen Geschäften.

Die Geſchichte der zwey letzten Tagen kann Ihnen einen Ueberblick unſerer Lebensweiſe geben. Des Morgens nach eingenommenen Kaffee, und wenn die Luft ſchon warm genug geworden iſt, gegen 10 oder 11 Uhr verfügt man ſich an den Strand. Mehrere, und ich ſelbſt, ſteigen in die See, ſchwimmen und plätſchern herum. Andere brauchen in den Netzhäuschen kalte oder gewärmte Wannenbäder. Hat man nun ſeine Toilette gemacht, ſo verſammeln ſich die eigenen und benachbarten Badeluſtigen in meinem Zelt, worin meine Frau ein Frühſtück hat zurechte machen laſſen. Man ſchäkert, promenirt oder fiſcht, worauf das Mittagseſſen folgt, wo denn nicht ſelten ſelbſt gefangene Fiſche aufgetragen werden. Nach dem Eſſen begeben ſich einige zur Ruhe, mehrentheils unter dem Schatten der Bäume auf dem ſchönen reinen Sande gelagert. Mademoiſell N. N. und ihr Bräutigam ſetzen ſich auf einen erhabenenen Sandhügel, und ſcheinen in ernſthaften Geſprächen vertieft. Meine große Tochter und ihre Geſpielinnen ſchlendern am Seeſtrande, ergötzen ſich, wie die Wellen übereinander rollen und ihnen bißweilen die Füße naß machen, obgleich ſie die Flucht ergreiffen, und laſſen die kleinen Fiſche wieder ins Waſſer, welche die Fiſcher ans Land zie-

hen, damit sie wachsen können. Meine kleine Tochter und ihre Gespielinnen suchen am Strande bunte Steine, von denen manche nicht schlecht sind, und davon sie eine große Menge zusammen getragen haben. Zuweilen findet man auch kleine Stücke Bernstein. Meine Frau sitzt unter einer großen Fichte, liest, und scheint einschlummern zu wollen. Ich aber sitze unter meinem Zelte, und schreibe an Sie, unter manchen Rückerinnerungen.

Um 4 Uhr badet man wieder, sodann wird unterm Zelte Thee getrunken, und man geht auseinander, oder kömmt zum Souper bey mir zusammen. Diesen Abend waren meine Bauern versammelt, um nach Landessitte mit Tanz und Schmauß den Johannis zu feyern, so wegen meiner verspäteten Ankunft nun erst geschehen konnte. Spät in der Nacht vertheilte sich erst der lärmende Haufen, und nach gerade wurde es stille und einsam. Nun machte man zum Schlafengehen ernstliche Anstalten. Derweilen in den Zimmern die Bette zurecht gerüttelt wurden, postirte ich mich auf die Treppe vor der Thüre, und man bringt mir meine Abendpfeiffe. Ich bestelle Feuer, aber des alten Inspektors schlanke olivenfarbige schwarzäugige Tochter steht schon da mit ei-

nem brennenden Wachsstock und zierlichen Fidibus von Goldpapier, und zündet mit einem Knicks meine Pfeiffe an, wobey meine Frau, die neben mir stand, die Stirne etwas in Falten zog.

Indem ich nun ruhig rauche und mit dem alten Inspektor von vorigen Zeiten schwatze, erschallt aus den Zimmern ein erbärmliches Weibergeschrey. Man eilt aus allen Ecken zu Hülfe, und findet eine Fledermaus umherfliegen, die zu einem offenen Fenster hereingekommen war. Alt und Jung grif nach Stökken und Besen, Fenstern und Thüren wurden geöffnet, und nach vieler Arbeit gelang es uns endlich das Ungeheuer zum Tempel hinaus zu jagen.

Nun legte sich jedermann zur Ruhe, die Lichter erlöschten, und die müde Gesellschaft schlief ein. Aber neues Unglück störte aller Ruhe und das ganze Schloß war nach gerade wieder auf den Beinen. Es hatte sich nämlich bey dem Fledermauskriege, wo Thüren und Fenster eine gute Weile offen standen, eine Schaar Mücken eingefunden, die durch Sumsen und Stechen die Ruhe der Schlafenden störten. Man hielt Rath, was bey

dieser allgemeinen Plage zu thun sey, und es wurde beliebt, die Unholde durch Rauch zu vertreiben. Wachholderstrauch trug man in Menge herbey, und es wurde ein solcher Rauch gemacht daß man auf zwey Schritte einander nicht erkennen konnte. Thüren und Fenster wurden wieder geöffnet, Groß und Klein bewaffnete sich mit Tüchern und Besen, und unter vielem Jubel entstand ein hitziges Luftgefechte, wobey manches im Zimmer umgeworfen wurde, und wobey meine kleine Tochter sich rühmlichst auszeichnete.

Rauch und Mücken waren nun zwar so ziemlich verschwunden, Thüren und Fenstern wurden auch wieder verschlossen; aber durch die so mancherley Schicksale dieses Tages, war bey allen der Schlaf wie weggeblasen, auch der Morgen schon so weit herangerückt, daß man sich in die Kleider warf und ins Freye ging. Hier sahen wir an diesem Morgen und in diesem Sommer zum ersten Male die Sonne aufgehen, die durch den Wald goldene Strahlen schoß, und hinter demselben hervortrat.

Da dieser Morgen vorzüglich heiter und warm war, so wurde früher wie gewöhnlich

gebadet und im Zelte gefrühstückt. Man brachte die Nachricht, daß nicht weit von uns die See einen Leichnam ans Ufer geworfen habe. Indem wir dahin eilen, kommt noch ein Leichnam ans Ufer getrieben. Beyde waren ganz unkenntlich, entkleidet, und größtentheils verwest; nur einer hatte am Fuße die Ueberreste eines violet wollenen Strumpfes. Am rechten Arm eines jeden Körpers erkannte man noch ein schwarz eintatuirtes Kruzifix. Wahrscheinlich waren es Matrosen eines verunglückten italiänischen oder spanischen Schiffes. Die ganze Gesellschaft schoß eine Summe zusammen, um diesen Verunglückten weit von ihrem Vaterlande eine anständige Ruhestätte zu veranstalten.

Einer meiner Schifferbauern bat die Gesellschaft in sein Haus zur Kindtaufe, und zum Mittagsessen. Hier war die Versammlung sehr gemischt. Pastor loci hielt eine zweckmäßige erbauliche Taufrede und ich hob den Knaben aus der Taufe, der auch meinen Namen erhielt. Bey Tische herrschte an Speisen eine Schwelgerey, und an Getränken und kostbaren feinen Weinen eine solche Verschwendung, daß ich dem Hauswirthe wegen dieses unnützen Luxus ernsthafte Vorstellungen mach-

te. Er entschuldigte sich aber damit, daß nicht alle Tage Kindtaufe sey, er habe zum ersten Male die Ehre, sein. Herrschaft bey sich zu bewirthen, und da er keinem etwas schuldig sey, so glaube er, das, so ihm Gott gegeben habe, bey dieser Gelegenheit nicht schlecht angewandt zu haben.

Die Badezeit rückte indessen heran, wir verließen daher die etwas laute und halb berauschte Taufversammlung, und begaben uns ans Seeufer. Zum Thee unterm Zelte versammelte man sich wieder. Man hörte das Geläute der Kirche, und einen geistlichen Gesang; auf Nachfrage erfahren wir, daß der Steuermann eines meiner Bauern zur Erde bestattet werde. Die Gesellschaft schloß sich an den Leichenzug, folgte bis zum Gottesacker, und nach wohlgesprochener Rede des Predigers warf jeder von uns eine Handvoll Erde auf den Sarg dieses gewiß guten biedern Menschen. Dicht an der Gruft standen dessen Weib, Kinder und nächsten Verwandten, blickten mit unverwandten Augen auf jeden noch nicht verschütteten Theil des Sarges hin, und ließen häufige Thränen in die Gruft fallen.

Nun wurde spazieren gefahren und geritten. Die Abendmahlzeit wurde am Seestran-

de gehalten, wo jeder die selbstgefangenen Fische auf seine Weise zurichten ließ. Die Sonne tauchte sich golden und langsam ins Meer. Vor ihrer Scheibe segelten manche Schiffe vorbey, und ein feuriger Strich reichte auf der spiegelglatten Wasserfläche von ihr bis zu uns herüber. Von der Morgenseite stieg der Mond hell und schön hinter dem Walde herauf.

Der Abend war so vortreflich, daß die ganze Badenachbarschaft beysammen blieb, und auf dem nahen klaren Bache zu fischen beschloß. Ein Theil postirte sich mit Angeln zu beyden Seiten des Brückengeländers, andere bestiegen Kähne, um mit Feuer auf dem Flusse zu fischen. Man befestigt nämlich am vordern Theil des Kahns einen vorragenden eisernen Korb, worin mit dürrem Holze ein lebhaftes Feuer unterhalten wird. Die Fischer haben eiserne Neptunsgabeln in der Hand, man rudert langsam, und sticht den Fisch, der beym Schein des Feuers stille am Boden zu liegen pflegt. Hierzu gehört einige Gewandheit, so wie auch ein sehr helles und nicht gar tiefes Wasser. Diese umherirrende Lichter zwischen den hohen und belaubten Bachufern, der helle sanfte Mondschein, die schö-

ne Luft, die frohe Gesellschaft, der Gesang der Leute, und der Wiederhall des dreylöchrigen Bockshorns, so die Viehhüter ertönen ließen, alles das stimmte zu arkadischen Betrachtungen.

Die Gesellschaft auf der Brücke zog ihre Angeln aus dem Wasser, um ein Boot unten durchfahren zu lassen. Ein Herr findet an seiner Angel Widerstand, und sieht etwas daran hängen, so er mit Triumph für einen bedeutenden Fisch ausruft. Im nämlichen Augenblick erschallt ein kreischendes Weibergeschrey: „Ach herrje! man reißt mir den Kopf ab! was ist das für dummes Zeug!" und siehe da, der vermeinte Fisch war die Haube einer Dame im Boote.

Da die Gesellschaft wieder versammelt war, wurde über diesen wichtigen Vorfall großer Rath gehalten. Die Dame behauptete: daß ihr eben so leicht das Auge wie die Haube habe können fortgerissen werden, und verlangte Genugthuung. Nachdem beyde Theile vernommen und der Casus gehörig ponderirt und beleuchtet worden war, so fiel die Sentenz einstimmig dahin aus: daß, da die Sache

nicht animo praemeditato geschehen, sondern als ein casus fortuitus zu consideriren sey, der Beklagte daher schuldig und gehalten wäre, die Klägerin knieend um Vergebung zu bitten, und ihr die Hand zu küssen. Die Damen machten noch einen Additionel-Artikel, daß zum Beweis völliger Aussöhnung die Klägerin zwey Küsse dem Beklagten zu geben verbunden sey. V. R. W.

Diese Sentenz wurde Rechtskräftig und in aller Gegenwart vollstreckt. Zur Feyer des wieder hergestellten Friedens erfolgten mehrere Flintenschüsse, und man trank Grog, Trimadera und Punsch.

Die Nacht war wieder so ausnehmend schön, daß die lieben Leute nicht an Ruhe dachten, und gar nicht zu Bette zu bringen waren. Das junge Volk brachte allerley Spiele aufs Tapet, woran wir Alten Theil nahmen. Der Kammerdiener brachte mir meine Pfeife, aber dieses Mal nahm meine Frau den schon fertigen Fidibus aus der Hand der Tochter des Inspektors, und half selbst eigenhändig meine Pfeife anzünden. So wurde die Nacht unter Jubel und Possen hingebracht, bis die Kühle und der Nebel, der

gewöhnlich dem Aufgange der Sonne voran zu gehen pflegt, die Gesellschaft auseinander brachte, worauf sich jeder zur Ruhe begab.

Diese Zeit der Erholung und Freude dauerte aber auch nicht länger. Denn das Wetter schlug um, und blieb anhaltend unangenehm, so daß ich mit den Meinigen wieder nach Hause zu reisen beschloß, und im Strudel der Geschäfte hereinkam. Giebt Gott Leben und Kräfte, so werde ich kommendes Jahr die Badekur fortsetzen, die mir jetzt so wohlgethan und mich aufgeheitert hat. A. M.

IV.

Antikritik gegen D. A. E.

den Beurtheiler des Anakreon v. F. C. Broße.

Wenn ein muthwilliges kleines Wesen dasteht, am Gedankenfädchen zupft, ungeduldig hin und her läuft, um den rechten Windstoß einzufangen, und oben in der Luft etwas hohl und entfernt schnarrt, und nun das ganze Wunder herabfällt — ein papierner Dra-

che, etwa ein Stück von einer Rezension, so ist der Verfasser zu bedauern, der in solche Händchen fiel. Aber, und wäre er selbst Homer, den langen Schweif müßt' er sich doch gefallen lassen, die neue Form, den neuen Zweck, die neue Ansicht! —

Man muß sich die Stimmung nicht zu Herzen nehmen, in welcher uns der Leser beurtheilt. Mein Rezensent (No. 181 der Jen. A. L. Z.) hatte nach seinem eignen Geständniß den Kopf mit Bekümmernissen, den Magen mit Latwerge voll, — vor ihm stand ein Kelch, neben ihm lag eine Schwammdose mit Lebensbalsam, und in dieser Situation mußte mein Anakreon durch einen unglücklichen Mißgriff — während er immer Wasser nachtrinken mußte, ihm in die Hände fallen, und ich ihm so die Kur bezahlen helfen. Was die Medizin gewaltsam that, soll ich entgelten, und doch hielt ich ihm so gutmüthig, während seiner Herzenserleichterung, das leere aber gebährende Köpfchen aufrecht. — Für diesmal gab's nun freylich keine antike Minerva, aber doch eine recht moderne Rezension!

Mit heroischem Antiquitätssinn und moderner grolsiéréte hält uns R. die zweifelhaf-

te, in die Welt der Erscheinungen wieder zurückgekommene archäologische Ursache seiner zeitlichen Indisposizion, hin vor das Auge und anatomirt sie ängstlich, und möcht' uns so gerne mit seiner ganzen Gelehrsamkeit überreden, daß er sich zu viel gethan — in Braten. Allein, wer wird ihm das jemals glauben, denn blickt nicht überall die lebhafteste Kartoffolomanie hervor? — im Ausdruck — selbst in den Wendungen? — Aber so sehr sich die homerischen Helden auch „in des Geistes Herz und Empfindung" am Braten ergötzten, und die neuern Götter, nämlich unsre Rezensenten, am Geruch desselben, so bleibt es doch — (mag man es immerhin moderne Delikatesse nennen) — höchst widrig, wenn uns ein entzückter Antiquar einen Braten der Vergangenheit mit innigster Rührung vorzeigt; mir ist's ordentlich eckelhaft.

Warum mich aber Rezensent so heftig anfällt, als loderte um mich schon die knisternde Flamme, als drehete ich mich ihm schon appetitlich am Spieß — das will ich hier mit wenigen Worten sagen.

Ich hatte nämlich die Gans, welche man auf alten Kunstwerken oft dem Bacchus und

Eros folgend antrifft, als eine Anspielung auf die Trinklust gedeutet und Rezensent fühlte sich, wie die Rezension belegt, sehr getroffen, und plätscherte lustig in seinen Wässerungen herum. — Der Cyklop, dem der schlaue Ulyß unter einem Hammel entwischt, wollt' ihm auch nicht gefallen und daß ich die falschen Kritiker mit nagendem Gewürm verglich, vollends nun gar nicht. Am ärgerlichsten aber war ihm, die von mir angeführte Nachahmung der 9ten Ode von einem Ungenannten, die er vermuthlich ganz auf sich bezog, und von der der Anfang wörtlich so heißt:

An ein Möpschen.

„Wo fandest du mich hier,
„Du kleines Möpschen, komm!
„Komm her auf meinen Schooß!
„Sanft streicheln will ich dich,
„Und dann erzählst du mir,
„Warum du mich besuchst! ꝛc. ꝛc. ꝛc."

Wahrlich, es thut mir leid, daß R. so modern empfindlich ist, und ich bitte ihn, es mir auch diesmal zu verzeihen, daß ich ihn hier zum Scherz, durch diese Erklärung abermals antippte, denn es liegt nun einmal in meiner Natur, überall, wo ich ein sensitives

Gewächschen sehe, anzuschlagen, weil mir der Anblick, wie es zusammenfährt und dann allmählich seine Blättchen wieder schüchtern erhebt, eine schuldlose Freude macht, und dabey bleibt's doch immer eine tröstliche Erfahrung der modernsten Modernität, daß unsre Rezensenten, — sey es auch sinnlos — noch Gefühl haben.

F. C. Broße.

Nachschrift des Rezensenten der Anakreontischen Lieder im N. A. M. August. S. 112.

Das liefländische Publikum wird sich wundern, fast zu gleicher Zeit unsers geschickten Landsmannes, Herrn Broße, Uebersetzung des Anakreons, hier und in Mitau gelobt und aus Jena aus getadelt zu finden. Allein seine Verwunderung wird aufhören, wenn wir ihm den wahren Gesichtspunkt zeigen. Die Ursache zum Tadel war, weil Herr Broße Overbecks und Ramlers Uebersetzung etwas angegriffen hatte. Voß ist erstes Mitglied der J. A. L. Z. — Overbeck ist Voßens Schwager; Eichstädt, Broßens Rezensent, ist Voßens ergebenster Diener: und somit läßt

sich der ganze Zusammenhang erklären. Wenn werden dergleichen Rezensenten einmal aufhören, ohne Partheygeist die Feder zu ergreifen, und anfangen, Werke der Kunst mit Gemeinsinn zu rezensiren!!! — A.

V.

Ueber allerley Anordnungen im Stadtregimente, und deren Veränderungen.

Mit Recht sagt der Herr Verfasser des Blatts zur Chronik von Riga, daß die Verfassung der Stadt sich aus sich selbst gebildet, daß sie nach verschiedenen Bedürfnissen und Vorfällen, geändert, verbessert, mehr bestimmt, und endlich auf den sichern Fuß gesetzt worden, auf dem wir sie jetzt sehen.

Wie kann bey Gründung einer Stadt der völlige Plan der Regimentsverwaltung festgestellt werden! Dies wäre eben so, als ob ich für ein Kind ein Kleid bestimmen wollte, das es von Jugend an bis ins Alter tragen sollte. Wenige Gesetze waren Anfangs für Riga hinlänglich; der Magistrat wurde alle Jahr ge-

wechſelt *) und es war für eine obrigkeitliche Perſon leicht, den kleinen Zirkel ihres Amts zu überſehen: aber nach und nach vermehrte ſich die Bürgerſchaft, alſo auch die Geſetzgebung; der Handel wuchs, daher waren mehrere Anordnungen zur Beförderung deſſelben, und zur Abwendung der Mißbräuche nöthig; die Stadt mußte ſich ſelbſt vertheidigen; daher die Anſtalten zur Beſchützung; ſie kam unter andere Regenten, in andere Verbindungen; daher allerley Veränderungen, welche die ganze Verfaſſung nicht erſchüttern ſondern verbeſſern, und vervollkommnen ſollen. Unter dem mächtigen Schutze eines Oberherrn fällt die Sorge für eigene Vertheidigung weg: aber es entſtehen andere Anläſſe, die andre Verordnungen und Geſetze zur Erhaltung des Allgemeinen erfordern.

Aus dieſen Urſachen iſt die Verfaſſung der Stadt Riga ſeit ihrer Entſtehung oft in einzeln Theilen verbeſſert, ihre Geſetze vermehrt, oder nach den Erforderniſſen der Umſtände abgeändert worden, ohne daß ihre Grundver-

*) Die älteſte Handſchrift des Stadtrechts führt dieſes ausdrücklich im Munde.

fassung dadurch aufgehoben worden wäre, welche vielmehr von den jedesmaligen Oberherren fast in ununterbrochener Folge bestätigt worden ist.

Wie unterrichtend würde es seyn, wenn man diesen Verbesserungen Schritt vor Schritt nachgehen, die jedesmalige Ursache und Fortgang derselben angeben, und dadurch den Leser im Stand setzen könnte, den ganzen Gang der nach und nach erreichten jetzigen Verfassung zu übersehen. Da dies aber nicht möglich ist; so muß man sich begnügen, nur Bruchstücke zu liefern.

* * *

Bey Erbauung der Stadt Riga ertheilte der Bischoff Albrecht der Bürgerschaft das gothländische Recht. Was unter demselben zu verstehen ist, erhellt aus einer Urkunde vom Jahr 1225, in welcher der päbstliche Legat und Bischoff von Modena, Wilhelm, dasselbe folgendermaßen bestimmt:

„Die Bürger können sich einen Erzvogt „(advocatum s. judicem civitatis) wäh„len, der aber von dem Bischoff bestätigt „und eingesetzet werden muß. Dieser Erz„vogt richtet in allen weltlichen Sachen

„nicht nur über Bürger, sondern auch über „die bischöflichen Lehnleute, welche sich „durch Verträge oder Verbrechen innerhalb „des Stadtgebiets verbindlich gemacht ha„ben. Das Recht zu münzen bleibt dem „Bischoffe.

„Die Bürger sind vom Zweykampf, Tra„gung des glühenden Eisens*), Zoll und der „Wegnahme ihrer gestrandeten Güter frey."

Dieses rechnete Wilhelm zu dem gothländischen Rechte; weil man aber nicht wußte, ob dasselbe nicht noch mehr Freyheiten in sich schließe; **) so wurde in der benannten Urkunde den Bürgern drey Jahre***) Frist gegeben,

*) Es ist bekannt, daß man damals die Streitigkeiten, welche der Richter nicht entscheiden konnte, durch den Zweykampf beylegte, und daß man seine Unschuld, in Ermangelung genugsamer Beweise, durch Anfassung und Tragung eines glühenden Eisens beweisen mußte: anderer Arten zu geschweigen.

**) Also war damals das gothländische Recht noch nicht schriftlich verfaßt worden, und ist es auch wohl nie gewesen.

***) Diese Urkunde ist in des Hrn. Bürgermeisters Gadebusch Liefl. Jahrbüchern beym J. 1225 angeführt: es muß aber in selber statt decennium gelesen werden triennium.

binnen welcher Zeit sie diejenigen Freyheiten, welche die Deutschen auf Gothland außer den oben angeführten zu genießen haben, anzeigen sollen, um derselben auch in Riga theilhaftig zu werden.

Der Ausspruch des Legaten Wilhelm wegen des gothländischen Rechts wurde den 19. November 1226 vom Pabst Honorius bestätigt (Lateran. 13. Kal. Decbr. Pontificatus XI.)

Im J. 1231 verlieh der Bischoff Nikolaus der Stadt das Wisbysche Seerecht. Weil die Unvollständigkeit des gothländischen und wisbyschen Rechts bald in die Augen fiel; so gab der Bischoff Nikolaus im J. 1238 dem Rathe (Consulibus) die Freyheit, selbige nach Erforderung der Umstände zu ändern. Ohne Zweifel ist die Einführung des alten Stadtrechts, welches Arendt Th. II. S. 30. anführt, in diese Zeiten zu ziehen; und es läßt sich hieraus leicht erklären, warum man es das gothländische verbesserte Recht genennet habe. Dieses Stadtrecht hat nur nach und nach die Vollkommenheit erhalten, in welcher es jetzo ist: und es ist daher kein Wunder, wenn man das eigentliche Jahr von dessen Einführung nicht angeben kann. An dem ältesten noch vor-

handenen Codex desselben der auf Pergament in Folio mit Mönchsschrift geschrieben ist, sieht man deutlich, daß zwischen jedem Artikel von dem ersten Schreiber ein leerer Platz gelassen worden, in welchem von andern Händen Zusätze und Ergänzungen eingerückt worden sind.

Als in der kürzlich angelegten Stadt Riga sich die Geistlichkeit sehr zu vermehren anfing; so besorgte der Bischoff Nikolaus, daß es der Stadt endlich an nöthigen Bürgern und Vertheidigern fehlen möchte: er verordnete daher, im J. 1244, daß hinführo niemand seinen Hof oder seine Grundstücke innerhalb der Ringmauer einem Orden oder Kloster schenken noch verkaufen solle, sondern im Fall jemand sein Haus auf solche Art verschenken wolle; so solle er es binnen Jahresfrist an eine weltliche Person verkaufen, und das Geld dem Orden oder Kloster geben, dem er es zugedacht: hätte er es binnen Jahresfrist nicht verkauft; so soll es der Magistrat zu Geld machen, und den Kaufschilling an den Orden abtragen: damit, wie die Urkunde im Munde führt, es der Stadt in Hungersnoth und bey feindlichen Anfällen nicht an Versorgern und Vertheidigern fehlen möge. Diese Verordnung bestätigte der Erzbischoff Albrecht im September 1256

und setzte noch hinzu, daß wenn ein Rigischer in einen Orden treten *) und sein Grundstück an den Orden bringen wolle, man dasselbe schätzen, und dem Orden bezahlen, das Immobile aber unter weltlichem Rechte behalten solle. Ich vermuthe, daß diese Verordnungen zu dem Eide Gelegenheit gegeben haben, den jeder neue Besitzer eines Hauses thun muß, daß er dasselbe in keine fremde geistliche Hände verlassen noch verkaufen wolle. Daß dieser Eid nicht erst nach der Reformation aufgekommen, wie man etwa vermuthen könnte, sondern schon vorher üblich gewesen sey, erhellt aus einer Urkunde des Erzbischoffs Michael vom J. 1506, welcher sich darüber beschwerte, aber nichts ausrichtete.

Im J. 1293 machte der Magistrat, durch eine große Feuersbrunst veranlasset, die erste Bauordnung bekannt, in welcher von Holz zu bauen und hölzerne Dächer zu legen verboten, Fachwerk aber erlaubt wird.

Die Bürgersprache (Ciuiloquium), welche jährlich des Sonntags vor Michaelis nach

*) Das Dokument bedient sich hier des besondern Ausdrucks: religionem ingredi.

der Vormittags Predigt von dem Altan des Rathhauses verlesen wird, ist ohngefähr ums Jahr 1376 von dem Magistrat entworfen worden; vielleicht ist sie auch noch älter. Sie scheint nach Beschaffenheit der Umstände bald aus mehr, bald aus weniger Artikeln bestanden zu haben. Im Platdeutschen heißt sie Buursprache, woraus man das hochdeutsche unschickliche Wort Bauersprache gemacht hat, da doch Buur im obigen Wort einen Anbauer der Stadt oder Bürger bedeutet.

Daß die Stadt schon von den ersten Zeiten an zu Bestreitung der Ausgaben zum allgemeinen Besten einige Abgaben erhoben habe, ist sehr wahrscheinlich: indeß findet sich doch in den Urkunden kein früherer Beweis, als vom J. 1478, in welchem der Pabst Sixtus IV. der Stadt ihr von alten Zeiten ausgeübtes Recht, Accise von Meth und Bier zu nehmen, und die erbloſen Güter zum gemeinen Besten einzuziehen, bestätigte. *)

In der eben angeführten Bestätigung ist auch das Recht, Maaß und Gewicht einzu-

*) Der Pabst Innocentius VIII. gab den 20. Jun. ebenfals eine Bestätigung darüber.

richten, enthalten; ein Beweis, daß man auch damals hierin auf Ordnung gesehen habe, und bey unsern Vorfahren gute Polizey-Einrichtungen gefunden worden sind: ob wir uns dieselben gleich als unzivilisirte Menschen vorstellen.

Im Jahr 1480 gab der Heermeister Bernt von der Borch der Stadt ein Privilegium über die Waage und Wraake der Waaren.

Im J. 1527 kam D. Joh. Brismann auf Verlangen des Magistrats aus Königsberg hieher, und richtete nebst den hiesigen Predigern Andreas Knop und Silvester Tegetmeyer die Rigische Kirchenordnung nach Wittenbergischer Art ein. Sie ist 1530 unter dem Titel: Ordnung des Gottesdienstes der Stadt Riga, gedruckt worden. Im J. 1531 ging Brismann nach Königsberg zurück.

Im J. 1542 machte der Magistrat eine neue Kriegs- und Feuerordnung von 20 Punkten bekannt.

Im J. 1552 nahm die Ordination zum Predigtamt nach Wittenbergischen Gebräuchen ihren Anfang in Riga: der erste Ordinandus

war George Sterbelius. Vorher waren die hiesigen Prediger auf einer auswärtigen Akademie ordinirt worden. Im J. 1557 wurde das Stadtskonsistorium gestiftet. In demselben hat ein Bürgermeister den Vorsitz: die Beysitzer sind drey Glieder des Magistrats, der Oberpastor und zween Stadtprediger. Die Sessionen werden in der Sakristey der Domkirche gehalten. *)

Den 3ten April 1559 setzte der Magistrat und die Bürgerschaft durch einen Vertrag fest, daß sie bey gegenwärtigen Kriegsläuften **) aufs Beste für ihre Sicherheit sorgen, und weil der Vorrath der Stadt durch Unterhaltung des Kriegsvolks, der Gebäude und andere Ausgaben erschöpft sey, sie auch außer- und innerhalb Landes einige Summen Geldes aufnehmen müssen, um Kriegsvolk zu unterhalten, Kraut, Loth und andre Nothwendigkeiten anzukaufen; so bewilligen sie so lange eine neue Accise von ihrem Bier und ihren Gü-

*) Als die Stadt unter Polen kam, wurde das Stadtkonsistorium durch ein Königl. Privilegium vom J. 1582 inappellabel erklärt.

**) Nämlich dem damaligen Kriege mit Rußland

tern *) zu entrichten, bis die Ruhe wieder hergestellt ist, und die aufgenommenen Summen bezahlt worden. Von diesem Vertrage wurden zwey gleichlautende Abschriften von einer Hand auf ein Blatt Pergament geschrieben, zwischen beyde die Buchstaben A B C D gesetzt und beyde hierauf so von einander geschnitten, daß diese vier Buchstaben getheilt wurden. Ein Exemplar nahm der Magistrat, und das andere die Aelterleute und Aeltesten beyder Gilden im Namen der ganzen Bürgerschaft in Verwahrung. Wie lange diese Abgabe gedauert habe, findet sich nicht: aber im Jahr 1577 vereinigte sich der Rath und die Bürgerschaft wiederum wegen einer Acciseordnung und Taxe: vielleicht wurde die vorige nur auf einen andern Fuß gesetzt.

Im J. 1581 den 14ten Januar wirkten die Deputirten der Stadt Riga bey dem König Stephan Bathori zu Drogiczin das bekannte Privilegium Stephaneum aus, worinn die ganze bisherige Verfassung der Stadt in geistlichen und weltlichen Sachen bestätigt, und ein

*) Hierunter sind vermuthlich Kaufmannsgüter, oder ein- und ausgehende Waaren zu verstehen.

königlicher Burggraf verordnet wurde. An dem nämlichen Tage erhielt die Stadt auch die Bestätigung der Augsburgischen Confession, und der von der Stadt dem König vorgelegten Portorientaxe für ein- und ausgehende Waaren; weil in diesem Jahr das Portorium eingeführt wurde.

Da die Stadt durch die Unterwerfung unter Polen in andre Verbindung kam; so erforderte auch die Rechtspflege eine Veränderung: daher der Magistrat in diesem Jahr eine neue Gerichtsordnung bekannt machte.

VI.

Notizen aus Moskwa.

Herr Professor Tilesius, der die merkwürdige Reise um die Welt auf den russischen Schiffen Nadeshda und Newa unter Krusensterns Leitung mitgemacht hat, hat bereits einige seiner Bemerkungen in der Moskwaschen gelehrten Zeitung dem Publikum mitgetheilt. Er giebt eine vollständige und auf merkwürdige Resultate gegründete Beschrei-

bung: über den Ursprung, die Gestalt und den Charakter der Kamtschadalen und Aleuten. Letztere sollen mehr Aehnlichkeit von den Erstern haben, diese aber selbst mehr den Chinesern als Japanern gleichen. Auch Vögel, Thiere und Menschen hat Herr Tilesius auf der Stelle gezeichnet, und wird wahrscheinlich seine Bemerkungen nebst diesen Zeichnungen nächstens der literarischen Welt durch den Druck bekannt machen.

Unsre Universität hielt, wie gewöhnlich, am Schlusse des akademischen Jahrs am 30. Juny 1806 ihre Schulfeyerlichkeiten, wozu Herr Professor Buhle in einem lateinischen Programm und Herr Professor Dwigubsky in einer russischen Rede das gelehrte Publikum eingeladen hatten. Des erstern Rede handelte: De optima ratione, qua Historia populorum, qui ante seculum nonum terras nunc imperio Russico subjectas, praesertim meridionales inhabitasse aut pertransiisse feruntur, condi posse videatur. Der zweyte redete: Von dem heutigen Zustande der Oberfläche der Erde.

Noch immer finden sich in unserer Stadt edle Wohlthäter, die ansehnliche Fonds zu

milden Stiftungen sowohl als zur Aufmunterung für fleißige Ausübung der Künste und Wissenschaften herbeyschaffen. So hat noch kürzlich eine Gesellschaft solcher edlen Männer 6000 Rubel der geistlichen Akademie zu Moskwa mit der Bedingung übersendet: Von den Interessen dieses Kapitals, nämlich 250 Rubel jährlich an fünf der fleißigsten Studenten zu vertheilen, besonders an solche, die sich durch Uebersetzungen fremder Werke in die russische Sprache ausgezeichnet haben.

Auch verdient es rühmlichst genannt zu werden, mit welchem Eifer sich der in unsrer Nähe wohnende Graf Rostoptschin für alles, was zum Nützlichen des Vaterlandes hinzweckt, interessirt. Nicht nur allein daß er auf seinem Landsitze Woronowo, unweit Moskwa, ein wohl eingerichtetes Krankenhaus errichtet hat, macht er auch große und kostspielige Versuche für den Land- und Ackerbau. So ließ er noch vor kurzem in den hiesigen russischen Zeitungen bekannt machen: „Er habe es durch die Länge der Zeit erprobt, daß „der englische Pflug dem russischen ohne alle „Widerrede weit vorzuziehen sey. Der hohe „Preis allein (er kostet nämlich 35 Rubel und „erfordert zwey starke Pferde) habe bisher den

„Landmann abgehalten sich desselben zu bedie„nen. Nach vielen Versuchen wäre es ihm „endlich gelungen, daß dieser Pflug eben so „wohlfeil, ja noch wohlfeiler (er kostet näm„lich bey des Grafen Verwalter Paterson „auf der Stelle nicht mehr als drey Rubel) „als der russische könne geliefert werden „u. s. w." Der Pflug soll noch überdem, daß er alle Vortheile des englischen besitzt, mit einem einzigen Pferde, wäre es auch ein schlechtes, geleitet werden können. Auch soll der Mechanismus so einfach und leicht faßlich seyn, daß jeder Dorfschmied und Zimmermann nach Ansicht des Models, ohne die geringste Schwierigkeit ihn nachmachen kann.

Bey Eröffnung der praktischen Komerz-Akademie zu Moskwa, am 22sten Juny 1806, schenkten die Kaufleute Kumanin und Kukin 22,797 Rubel in Wechseln. Mehrere sendeten, ohne bekannt seyn zu wollen, ebenfalls dergleichen nicht unbedeutende patriotische Geschenke.

Das deutsche Theater ist wieder in voller Wirksamkeit, und die Donaunymphe, zweyter Theil, die Madame Bachert ganz meisterhaft exekutirte, hat allgemein gefallen.

Die Vorstellungen bisher haben das Publikum größtentheils befriediget. Folgende Stücke sind gegeben worden: Die beyden Savoyarden. Der alte Leibkutscher Peter des Dritten, worinnen Herr Harrer den Leibkutscher, Herr Lüthgens den Sbitenschick und Madame Bachert das Hannchen ganz vortreflich gaben. Pagenstreiche, als Posse wohl anzusehen. Johanna von Montfaucon, zum Debüt der Madame Biga als Johanna. Leichtsinn und gutes Herz, worinnen ein Herr Berling als August debutirte und gefiel. Fährt die Gesellschaft mit diesem rühmlichen Eifer fort, wie es sich von dem edlen Wetteifer Kunstliebender Männer erwarten läßt; nun dann kann sich das deutsche Theater der Achtung und Unterstützung des hiesigen Publikums erfreun.

Der Erste Theil des Donauweibchens ist unter dem Titel: Die Nymphe des Dnepr's, von Krasnapolsky mit einigen Veränderungen ins Russische übersetzt worden. Die Musik hat Dawidow arrangirt. Die Dekorationen sind von Scoti, und das Maschinenwerk ist von Konäew.

VII.

Schul-Anstalten.

In der Stadt Tiflis, im Grusinischen Gouvernement, sind im verflossnen August die ersten Schulprüfungen in dem dortigen neu errichteten Gymnasium gehalten, und Prämien an die vorzüglichsten Schüler vertheilt worden.

In der Kreis-Stadt Tscherdyn, im Permischen Gouvernement, haben die Einwohner zur Wiederherstellung des Schulgebäudes, daß vor einiger Zeit abgebrannt war, 785 Rubel zusammengeschossen. Hierunter zeichnete sich besonders der Kaufmann Spiridon Uglitzky aus, der für seine Person 300 Rubel gab, mit dem Versprechen, noch eine ähnliche Summe nach einiger Zeit der Schule zu übermachen. Er wurde für diesen Eifer zur Beförderung der Schulanstalten mit der silbernen Medaille von dem Monarchen begnadigt.

In dem Irkutskischen Gouvernement, im Werchneudinskischen Kreise, hat bey dem Onikskischen Komtoir der Kollegien-Assessor

Morbaew, ein Mongolisches Haupt Taischa mit mehrern Oberhäuptern der Mongolen eine Schule auf eigene Kosten errichtet. Hierinnen werden die Kinder in der russischen und mongolischen Sprache unterrichtet.

Der Kollegien-Registrator Reinick hat dem physikalischen Kabinet bey der Universität zu Charkow eine Uhr von ganz besondrer Struktur, die seine eigne Arbeit ist, zur ewigen Verwahrung geschenkt. Und in dem Nowogorodschen Gouvernement in den Dörfern Chalisky, Bronitz und Baschonsk haben sich die Priester Petrow, Mathweew und Stepanow freywillig erboten die Dorfkinder unentgeldlich in ihren Wohnungen zu unterrichten.

VIII.

An den Herausgeber des Nordischen Archiv's.

In einer von dem Herrn Ober-Lehrer Behmer am Kayserlichen Gymnasium zu Dorpat im Junius dieses Jahres zu einer öffentlichen

Prüfung erlassenen Einladungsschrift: „Ue„ber das Wachsen und Fortschreiten „der Kultur bey dem russischen Vol„ke.“ — ist folgende Stelle enthalten:

„Ehedem, da der Gemeingeist Lehranstalten gründete, da die Stadtgemeinden die Nutritoren ihrer Schüler und die allgemeinen Rathgeber in Sachen des Herzens und Geistes — die Religionslehrer in ihrem Namen Aufseher waren, — da nahm der Bürger jeder Stadt von seiner Schule Notiz; die Lehrer freueten sich, ihre Zöglinge einmal im Rathe der Stadt zu sehen, und die ehemaligen Zöglinge pflegten dankbar die Anstalt, in welcher sie ihre erste Bildung zu Fleiß und guten Sitten erhielten. Seitdem aber der gesunkene Gemeingeist es nöthig gemacht hat, daß die Regierungen sich näher mit dem Schulwesen beschäftigen, muß das Publikum in gewisser Art genöthigt werden, von demselben Notiz zu nehmen, damit sie sich Vertrauen erwerben können. Daher sind feyerliche Einweihungen, Bekanntmachung der Lehrplane, öffentliche Prüfungen und Preisvertheilungen — mit einem Worte: zweckmäßige Schulfeyerlichkeiten in unsern Tagen gerade nothwendiger als je ꝛc.“

Diese allgemeine, auf die Voraussetzung eines gesunkenen Gemeingeistes sich beziehende Bemerkung ist, wenn vielleicht die gesunkene Schul-Verfassung irgend einer dem Herrn Behmer bekannten Stadt Veranlassung dazu gegeben haben mögte, — nicht allein zu wenig schonend, für das Publikum anderer Städte, — (denn kann wohl einem Hausvater ein kränkenderer Vorwurf gemacht werden, als der: daß er die Erziehung seiner Kinder vernachlässige) — sie ist auch wenigstens in Rücksicht von Riga ungegründet. Wer mag dem Rigischen Publikum diesen moralischen und wohlthätigen Gemeingeist absprechen, wenn jedem, der mit dem hiesigen Schulwesen sich nur oberflächlich bekannt gemacht, wissend seyn muß, daß in den letzten 40 Jahren zur Direktion der hiesigen, Jahrhunderte blühenden Dom-Schule, Männer, die als Pädagogen und Gelehrte, im Auslande selbst einen Namen haben, ein Lindner, D. Schlegel, Albanus, angestellt waren; daß als Lehrer und Mitarbeiter bey dieser guten Schule mehrere Männer von wissenschaftlicher Bildung und Kenntnissen, welche die Katheter höherer Lehranstalten geziert haben würden, nicht blos zufällig angestellt, sondern mit einem Aufwande von beträchtlichen Kosten aus dem Aus-

lande eingeladen worden; — ich nenne unter diesen nur den unsterblichen Herder! — daß das Rigische Stadt-Aerarium, ohne die, mittelst Allerhöchster Milde, (nach dem Ukas vom 22sten September 1782.) denen Städten, in welchen sich ein Grenz-Zoll-Amt befindet, von den ein- und ausgehenden Waaren angewiesenen Einkünfte zu genießen, von Zeit zu Zeit die Emolumente der Lehrer so viel als möglich nach allen Kräften aus sich selbst und durch Erhöhung des Schulgeldes verbessert hat; daß seit 16 Jahren mehrere Freyschulen auf Kosten desselben errichtet worden; daß endlich die Obrigkeit und Vorsteher der Gemeine, ohngeachtet ihrer überhäuften andern Amtsgeschäfte, Zeit und Sorgfalt der Pflege der ihnen anvertrauten Schulen aufgeopfert haben.

Wer könnte an diesem Gemeingeist, der sich noch in den letzten 10 Jahren in der Errichtung mehrerer wohlthätigen Stiftungen und gemeinnütziger Anstalten so thätig bewiesen, noch zweifeln, da das Ziel der Letztern, Milderung des Elends der Mitbürger, uns nicht mehr am Herzen liegen kann, als die Pflege unserer Jugend!

Ich ersuche Sie, mein Herr, diese Anzeige als eine Bewahrung wider das angeführte absprechende Urtheil in Ihr Archiv aufzunehmen.

Ein Rigischer Bürger.

IX.

Anekdoten.

I.

Man findet es, daß bey Rechtsfällen, wo es auf den Beweis des Eigenthumsrechts an Pferden ankömmt, oft mehrere Zeugen, durch zufällige Aehnlichkeit getäuscht, für und wider den Reklamanten zugleich auftreten, welches die Entscheidung sehr schwierig macht. Der nachfolgende Fall ist von der Art, daß keine rechtliche Entscheidung erfolgt seyn würde, wenn nicht der natürliche Witz eines Bauern den Knoten gelößt hätte.

Hr. v. B. — Besitzer eines Guts in Kurland an der Grenze, erhält von einem seiner Bauerwirthe die Anzeige, daß ein Hebräer aus einem nahen Dorfe jenseits der Grenze mit

einem Pferde eingekehrt sey, welches dem Bauern vor zwey Jahren vom Heuschlage gestohlen worden. Der Hebräer behauptet: es sey ein Pferd, das er erzogen; der Bauer erbietet sich zum Beweise, daß dieses das ihm gestohlene Pferd sey, und stellt auf dem Hofe in dem Termin 2 Zeugen. Auch hier stellt der Hebräer für seine Behauptung mehrere Zeugen. Die Zeugen von beyden Seiten sind zur Eidesleistung für die Behauptung des einen und des andern Theils bereit. — Man trägt Bedenken sich widersprechende Eide der Beweis- und Gegenbeweis-Zeugen leisten zu lassen.

Der Hebräer fordert seine Gegenzeugen auf, zur Ueberzeugung ihres Irrthums es auf ein Kunststück ankommen zu lassen, das er mit dem Pferde vornehmen wolle und dadurch zeigen werde, daß er es erzogen habe. Man verlangt es zu sehen. Der Hebräer setzt sich rücklings auf die Kruppe des Pferdes, biegt seinen Kopf unter die Hinterfüße desselben und kueipt es an der empfindlichsten Stelle. — Das Pferd erträgt es, als eine gewohnte Sache. — Die Beweiszeugen des Bauern werden zweifelhaft. Nun tritt ein alter Bauer auf und bittet seinen Vorschlag anzunehmen, der

die natürlichste Auskunft geben werde, wohin das Pferd gehöre: Man möge nämlich das Pferd loslassen und die Stelle, wohin es laufen werde, soll für seine Heimath angesehen werden. Jeder findet diesen Vorschlag annehmlich — auch der Hebräer wird dahin gebracht sich diesem Entscheidungsmittel zu unterwerfen. Das Pferd wird losgelassen und läuft gerade in den 2 Werst vom Hofe befindlichen Stall des Klägers — und also wird diesem das Pferd zuerkannt.

2.

In einer bekannten Gegend Kurlands ereignete sich einst, daß die Rige eines Edelhofes in Rauch aufging. Unter der Asche fanden sich einige Knochen-Ueberreste. Man wußte nicht gleich, was es für Knochen und wie sie dahin gekommen wären. Man dachte lange hin und her, ohne etwas Gewisses herausgebracht zu haben, bis man den Rigenkerl vermißte, dem das Heitzen und die Aufsicht über das Feuer anvertraut waren. Nun war nichts gewisser, als daß er verbrannt sey und daß es die Knochen des Verunglückten seyn müßten. Man überzeugte sich davon immer mehr, sam-

melte sorgfältig die traurigen Ueberreste, legte sie in einen Sarg und bestattete sie mit der gewöhnlichen Zeremonie aufs feyerlichste zur Erde.

Schon hatte man den ganzen Vorfall vergessen, als, nach geraumer Zeit, der Rigenkerl sich unvermuthet einfindet. Welche Sensation seine Erscheinung machte — kann man sich leicht denken. Man erstaunt, man will seinen Augen nicht trauen, man hält ihn fast für ein Gespenst, und glaubt er sey von den Todten erstanden — kaum will man ihn für den anerkennen, der er doch wirklich war. Allein seine Beweise zerstreuten alle Zweifel und nöthigten Jedermann, in ihm den Rigenkerl zu erkennen, den man schon lange nicht mehr unter die Lebenden zählte.

Auf Befragen sagte er aus: daß er beym Brande, aus Furcht vor der Strafe, die Flucht ergriffen und sich bisher bald hier, bald da aufgehalten hätte.

Und die beerdigten Knochen?

Wären die eines Wolfes gewesen, den er den Tag vor dem Brande geschossen und in der Rige verborgen gehalten hätte.

Schwerlich sind wohl jemals die Gebeine eines Wolfes so honorirt worden! Nb.

X.

Theater in Riga.

Herr Hunnius, ein bekannter braver Sänger, gab bey seiner Durchreise, den 10. Oktober, den Schauspieldirektor, ein Intermezzo, den 16ten den Sarastro in der Zauberflöte, den 17ten den Osmin und seine Tochter das Blondchen in der Entführung aus dem Serail, den 18ten den verliebten Nachtwächter, ebenfalls ein Intermezzo, und zwar diese letzte Vorstellung zu seinem Benefiz. Auch ließ sich Madame Hunnius mit einer Contra-Alto Arie hören. Man ließ seinem Gesange volle Gerechtigkeit wiederfahren, aber seine eigenen Dichtungen, nämlich die beyden Intermezzo's, machten dem Publikum die herzlichste Langeweile. Will Herr Hunnius wissen, was ein Intermezzo sey? So frage er die Italiener: ein angenehmer Scherz, der belustiget. Der seinige thut gerade das Gegentheil, er ennuyrt.

Herr Ellmenreich, dem das Publikum schon am 6ten Oktober in einem wohlbesetzten Konzerte seinen vollen Beyfall bezeugte, ließ uns am 23 und 26sten Oktober ein ächtes italienisches Intermezzo sehen. Sein Calzolaro inamorato (der verliebte Schuster) befriedigte jede gerechte Erwartung von seinen Talenten, die bereits durch allgemein anerkannten Ruf eine Art von Celebrität behaupten. Eine solche Reputation ist es auch, die allein dem Werthe eines Künstlers den Stempel aufdrückt.

Auch verdient es hier rühmlichst genannt zu werden, daß unser Publikum bey dieser Gelegenheit das neue Verdienst der Mlle. Brück'l kennen und schätzen zu lernen Gelegenheit hatte. Sie wetteiferte in Spiel und Gesang mit Hrn. Ellmenreich, und ihr gebührt vorzüglich ein großer Theil des Beyfalls, der beyden in diesem Intermezzo in so vollem Maaße zu Theil ward.

Den dummen Johann, in Jüngers Entführung, spielte Hr. Ellmenreich mit aller der Drolligkeit und dem linkischen Wesen, die solche Charaktere im Lustspiel auszeichnen. Die Absicht, Lachen zu erregen, ward vollkommen erreicht.

Den schönsten Zweig im Lorbeer seines Beyfalls flocht sich Hr. Ellmenreich mit der Rolle des Wasserträgers Micheli. Es ist nur Eine Stimme über sein gehaltvolles, wahres Spiel, und über seinen gemäßigt edlen gefühlvollen Gesang. Er ward herausgerufen. Herr Ellmenreich dankte und unterließ es nicht, mit einer feinen Wendung den Mitspielern und dem Orchester einen großen Theil der guten Exekution und also auch des genossenen Beyfalls zuzuschreiben.

Da Herr Ellmenreich noch mehrere Gastrollen geben wird, so behalten wir es uns vor, nach deren Vollendung ein Mehreres hierüber zu sagen.

Unsere Winterkonzerte haben bereits wieder angefangen. Ein Herr Weisgerber ließ sich auf dem Clarinett und der verbesserten Stahlharmonika, doch ohne sonderlichen Beyfall, hören.

Intelligenz-Blatt.

Der Schauspieler, Herr Lange, hat für seine dramatische Piece Nonna, die er Sr. Majestät dem Kaiser übersandte, folgendes Dankschreiben erhalten:

„Hochedelgeborner,
„Hochgeehrtester Herr!

„Ihre mir zugesandte dramatische Piece „habe ich, Ihrem Wunsche gemäß, des „Kaisers Majestät übereicht, und Sie ha„ben mir befohlen, Ihnen für diesen Be„weis Ihrer Aufmerksamkeit Seine Dank„nehmung zu erkennen zu geben. Indem „ich hiemit den Allerhöchsten Befehl erfülle, „bin ich mit aller Achtung

Ew. Hochedelgeboren

ergebenster Diener,
Mich. v. Muravjew.

St. Petersburg,
den 28. September 1806.

Herr Dronölius, Kandidat in Goldingen, wird von dem Herausgeber um eine richtigere Addresse gebeten, weil ein Schreiben desselben an Hrn. D. mit der Bemerkung retour kam: daß er daselbst nicht anzutreffen sey.

Der hiesige privilegirte Zahnarzt, Herr Wangenheim, zeigt hiermit ergebenst an,

daß bey ihm allezeit fertige Bruchbandagen für Damen und Herren zu haben sind. Man sendet blos ein Maas der Breite und Länge der Lage mit, wo sich der Bruch befindet. Man wendet sich direkte an ihn nach Riga, wo jeder nach Billigkeit bedient werden soll.

Riga, den 30. Oktober 1806.

Anzeige.

Den ausserhalb Lifland wohnenden Interessenten des Nordischen Archiv's dient zur ergebensten Nachricht, daß sie sich mit ihren Bestellungen für künftiges Jahr, gefälligst an die Zeitungs-Expeditionen der Kaiserl. Posten im russischen Reiche zu wenden belieben. Jeden Monat erscheint auf holländischem Papier ein Heft von 5 — 6 Bogen, jährlich 12 Hefte. Der Abbonnements-Preis ist 10 Rubel, wofür das Rigaische Gouvernements-Postamt es jedem mit den ersten Tagen jeden Monats liefert. Aus Lief- und Kurland wendet man sich direkte an die

Expedition des Nord. Archiv's.

Riga, den 31. Oktober 1806.

Druckfehler im Oktoberheft d. N. A.

S. 5 Zeile 12 v. ob. statt Thiere lies: thierischer Körper.
— 8 — 10 — — — Alle — Allen.
— 10 — 4 — — — die Schlachtopfer lies: den Schlachtopfern.
— 12 — 14 — — — in vielen lies: in andern.
— 16 — 12 — — — dem Wahren lies: dem Wesen.
— 16 — 13 — — — ihm, lies: ihnen.
— 17 — 4 — — — Gelde lies: Geld.
— 21 — 1 — — — als lies: oder.
— 29 — 10 — — — im Amte lies: ins Amt.
— 33 — 12 — — — Klassen lies: Kassen.
— 34 — 9 — — — oder lies: aber.
— 34 — 18 — — — ihnen lies: den Predigern.
— 51 — 25 — — — Entfernt lies: Entnervt.

Nordisches Archiv.

Monat December 1806.

I.

Ueber den literarischen Geist des Zeitalters.

Es ist jetzt in den Arbeiten der Gelehrten und Künstler ein so vielfaches Streben, entgegengesetzte Bemühungen, unerwartete Erscheinungen, Fortschreiten und Zurückgehen, daß es wohl ein nicht undankbares Unternehmen ist, einige interessante Fragmente aus einer Ansicht des Ganzen darzustellen. Unleugbar ist der Mittelpunkt der gesammten europäi-

schen Literatur in Deutschland; denn alle Reichthümer des Geistes, die etwa in den südlichen oder nördlichen Ländern sind, stehen in ihrem einheimischen Boden einzeln und verlassen da, in das Ganze treten sie erst, wenn Deutschland sie aufgenommen hat; man braucht nur zu bedenken, daß die Philosophie, die doch eben das ist, was einzig zur Einheit führen kann, in neuern Zeiten nur in Deutschland geblüht hat, und ich kann wohl der fernern Beweisgründe für die obige Behauptung überhoben seyn. Niemand wird mir dem zu Folge verargen, daß ich der andern Nationen kaum erwähnen werde. — Der Geist der Oekonomie und des Geldes, der seit einigen Jahrhunderten den des Ritterthums verdrängt hat, hat sich der Herrschaft unseres Zeitalters immer mehr bemächtigt, und in Deutschlands kleinen, durchschnittenen Staaten sich mächtiger gezeigt, als anderswo, so daß auch hier der Genius der Literatur am meisten aus dem Staate verdrängt, und auf seine selbsteigene Kraft beschränkt wurde. Dadurch zeigte er sich immer freyer und freyer, seine Unabhängigkeit ging bis zum üppigsten Schwelgen, er erreichte oft die weitesten Extreme, wie sich das in der französischen Literatur am häufigsten, und bey Voltaire in

höchster Ausbildung, bewiesen hat. Eben dadurch mußte das auf den Gipfel getriebene Spiel nun stehen bleiben, ja in sich zerfallen. Durch so manche Irrthümer gegangen, hat sich nun die Literatur in Deutschland zu einem festen, nichts Fremdartiges in sich fassenden Kern gebildet, der zwar genugsam von allerley Auswüchsen entstellt, von manchen noch durchgekommenen Schmarotzerpflanzen belästigt ist, aber von dem Auge des Kenners leicht von dieser unterschieden und erkannt wird. Die Philosophie, die Physik, die Religionslehre, die Poesie, alle sind in vielfacher Berührung und starker Reibung miteinander, um ihre gehörigen Schlußstellen und Vereinigung zu finden: reiche Adern führen die Schätze des einen in den Körper des andern, und theilen ihm so ein neues Leben mit; dabey ist jede einzelne zu einer bewundernswürdigen Höhe gedrungen, und dem gegenwärtigen Geschlechte vorausgeeilt, das sich größtentheils mit den welken Blüthen einer verbrannten Zone begnügen muß. Natürlich hat die neue Literatur wenigen Dank von einem Geschlechte zu erwarten, dem sie fremd ist, und es ist daher zu bedauern, daß die Literatoren in diesem Geschlechte leben müssen, während ihre Verdienste in einer andern Region

liegen, die hienieden wenig Kredit hat. So ist es von jeher den Philosophen gegangen, die ihrer Natur nach dem Zeitalter vorauseilen, und kaum von wenigen Nachfolgern verstanden werden, so Platon, so Carteſius, so Kant und gegenwärtig Fichte. Freylich hat Kant noch bey seinem Leben eine ausgebreitete, fast populäre Verehrung erhalten; aber hier kommt theils seine lange Laufbahn, theils auch die nicht unwichtige Frage im Betracht, ob denn die sogenannten Kantianer nicht am Ende dem bald ermattenden Kant eine Philosophie angedichtet und eingeredet haben, die schwerlich das war, was er geahnet und in der Kritik der reinen Vernunft gesucht hatte? — Daß es aber auch unsern Dichtern so ergeht, das ist ein klarer Beweis, wie flach, wie gemein unser Zeitalter ist; wollte man auch sagen, daß es nicht die Schuld des Zeitalters ist, wenn Dichter auftreten, die zur Dunkelheit gewandt sind, so dient darauf zur Antwort, nicht die in ihm entstandenen, nein auch die Dichter aus der Vorzeit haben ein gleiches Schicksal. Zwar man liest und bewundert Göthe, Schiller; man ist milde, und will sogar manches treffliche Werk der Schlegelschen Schule nicht verkennen, die Alten und Neuen werden übersetzt

und gepriesen. Was soll dies? Wie viele mögen wohl seyn, die nur aus Gründen, aus Studium kritisiren, wie viele, die den Geist des Schriftstellers gefaßt, und, was die Hauptsache ist, in den Zusammenhang des Ganzen gestellt haben? Selbst Schiller, der gepriesene, kann er sich rühmen, aus Prinzipien geliebt, bewundert worden zu seyn? und doch war das wohl sein innerstes Streben, wie jedes Künstlers; denn mit dem bloßen Gefühle der Lust, das sie immer mit dem Geschmack, dem Kunstsinn verwechseln, mögen sich gewisse Autoren und ihr Anhang begnügen. Eben so, wie gelobt wird, wird auch getadelt: man verdammt schnell, wo zu einem Urtheil ein tiefes Studium erfordert würde, man weiß nichts von Kunstwerk, es kann sich auch keiner mit religiöser Andacht in den Dichter versetzen. Nicht nur Friedrich und August Wilhelm Schlegel, Tieck und solche Männer, auch Göthe, der klare, besonnene, und Schiller, der im Sturme fortreißt, müssen die größte Vernachläßigung erfahren: man durchfliegt ein neues Buch, auch wenn man es vortrefflich, göttlich nennt, wie man eine Theegesellschaft abthut; daß es ein Freund ist, der das ganze Leben empor hält, der einen ewigen Frühling in sich trägt, bey jedem

Gespräch neue Blumen aufblühen läßt; daß es eine göttliche Erscheinung ist, die man so wie ein gemeines Menschenkind abthut, daran denkt man nicht, das fällt keinem bey. Daher eine Armuth bey den sogenannten Gebildeten überhand nimmt, die rächend bestraft; sie sind verlassen von aller Poesie, wenn ihnen das Buch fehlt, oder die Lust es zu lesen; und doch ist der göttliche Funken, der in jedem Gemüthe liegt, nur mit Mühe erstickt worden. Denn die Kunst ist es eigentlich, die dem Menschen als Menschen zukommt, die Poesie ist das eigentlich menschliche Gemüth, das intellektuelle ist ein Göttliches, das sinnliche ein Thierisches. Wo also die poetische Empfänglichkeit fehlt, da ist sie zerstöhrt worden.

Schon oben habe ich gesagt, daß auf die gewaltigen Erscheinungen, die wir durch die Poesie bewirken sehen, z. B. durch das Theater, nicht viel zu achten sey, weil der tiefere Grund leer ist. Auch in Rücksicht der wirkenden Gedichte ist dieses wahr. Nun freylich, Kotzebue und Iffland sind keineswegs mehr die Herren des Volks, Schlegels Ehrenpforte und Schillers Elegie, Shakspear's Schatten waren so ziemlich die letzten Ehrenbezeugungen, die sie erhielten. Aber

das Höchste sehen wir doch keineswegs erkannt, und in tausendfältigem Genusse wiederholt. Was man auch immer von Schiller überhaupt, und von seinen dramatischen Werken insbesondere denken mag, (und ich glaube, man denkt nicht schlecht von ihnen) so wird doch nicht leicht jemand so tief gefallen seyn, sie mit Göthe's Eugenia, Tasso, Iphigenia, oder gar mit Shakspeare messen zu wollen, die Werke eines ganz andern Genies und die höchsten Kunstprodukte sind. Dennoch sehen wir die erstern gar nicht, und die letztern kaum, meistentheils auch verstümmelt, auf dem Theater; und wollte man auch sagen, daß jene Göthesche Werke in ihrer herrlichen Einfalt nie und zu keiner Zeit auf der Bühne gefallen dürften, so ist doch dieser Vorwurf, wenn wir ihn auch als gültig ansähen, weder dem handlungsvollen, raschen Shakspeare, noch dem ergreifenden, bald interessirenden, bald erschütternden Calderon zu machen.

Zu Einer Blüthe hat sich die deutsche Poesie selten vereinigt, so steht auch jetzt das als Poesie Anerkannte einzeln und stückweise da. Die sich einander widersprechenden Partheyen sind nicht Schuld an dieser Verbindungslosigkeit, sondern sie findet vielmehr in

denjenigen Poesien Satt, die in einem Sinne gedichtet zu seyn scheinen. Haben sich z. B. Wieland, Ramler, Engel, die Stollberge, Kotzebue u. s. w. je zu einem Ganzen vereinigt? und doch ist nothdürftiger Verstand, Korrektheit und Natürlichkeit ihr gemeinschaftliches Element. Die Minnesänger, die zusammen nur Eine Poesie bilden, sind uns hierin ein schönes Vorbild, sie sind ein Ganzes, vereinigt durch Karakter, Sinn und Geist. Manche Kunstrichter haben zwar versucht, einen solchen Kreis der Dichter zu bilden, aber, geschweige, daß die Einheit nicht in die Dichtungen drang, so war auch jener Kreis nur zum Hausbedarf dieser Kritiker.

Um eine Zeit recht zu verstehen, muß sie durch andere Zeiten erklärt werden. Es ergänzt die alte Zeit die neue. Zwey Hauptepochen der Poesie, die antike und die moderne, oder das Klassische und das Romantische, müssen uns den Maasstab geben, nach dem die Gegenwart zu beurtheilen ist. Das Klassische faßt die wirklich geschlossene Griechische Literatur in sich, wozu die Römische und Neulateinische ein Anhang sind: da wäre von Homeros, Aeschylos, Sophokles, Aristophanes zu reden, von Pindaros, den Homeriden und

den Rhapsoden. Die romantische Poesie faßt alles in sich, was das ganze Europa in den folgenden Zeiten aus eigener Kraft hervorgebracht hat. Ich wünsche meinen Lesern eine freundliche, genaue Bekanntschaft mit den Provenzalen, den Troubadours, dem Dante, Petrarka, Cervantes, Calderon, Shakspeare, mit den Minnesängern, den spanischen Romanzen u. s. w. da wird freylich über manche dunkle Geburt unserer Zeiten ein helles Licht aufgehen. Jedoch auch ohne diese beyden Perioden ganz zu umfassen, auf die ich mich hier nur berufen kann, wird es nicht schwer seyn, meine vorigen Behauptungen über die deutsche Literatur verständlich und wahr zu finden.

Vor einigen Jahren traten mitten aus dieser Erschlaffung zwey Männer hervor, die, mit dem Marke fremder Zonen genährt, und mit dem einheimischen Elend wohl bekannt, es unternahmen, eine ganz neue Bahn zu brechen und mit der Fackel des allgemeinen Studiums der Poesie in die Finsterniß hineinzuleuchten. Man sieht, daß ich hier von den beyden Schlegel rede. Sie haben unendliche Aerger gegeben, und vielleicht mehr als sie verdienten. Das brachte die geschliffenen

Korrekten auf, und es ist ein heftiger Krieg entstanden, in welchem doch meist nur das Gesindel ins Feld kam, die Häupter aber, bis auf die Ehrenpforte und dem Zerbino, sich wenig sehen ließen. Es ist seit der Zeit ziemlich still geworden, die neue Schule kümmert sich kaum noch um ihre Feinde, und fährt fort, uns Werke zu liefern. Der große Haß, den man noch vor kurzer Zeit gegen die Schlegel und ihre Freunde und Verbündete, Novalis, Tieck, Schütz, Bernhardi, Gries u. s. w. hegte, hat wenigstens so weit nachgelassen, daß man ihnen entschiedene Talente und ausgebreitete Gelehrsamkeit zugesteht, was man ihnen im Anfang gern streitig machen wollte. In den Werken dieser Dichter, an deren Spitze Göthe steht, obwohl mehr in der Meynung der Schule, als seiner eigenen, blüht die dritte Periode der Poesie, ein Fortgang der romantischen, aber die Klassische ist mit begriffen, jene Trennung wird größtentheils aufgehoben. In den Geist dieser Poesie gehört natürlich alles, was in den romantischen Zeiten als vortrefflich anerkannt war. Daher nun die Bemühungen, alles bey Deutschen, Engländern, Italienern, Spaniern und Franzosen Zerstreute in Einer Sprache, der Deutschen, zu vereinigen, alles, was nur aus

schlechter Nachahmung der Alten, der leidigen bloßen Korrektheit zu Ehren entstanden ist, zu verwerfen. Shakspeare von A. W. Schlegel, Cervantes von L. Tieck, Tasso und Arioſto von Gries, sind herrliche Früchte eines gleichzeitigen Fleißes, der von Einem Genius geleitet wurde, denn A. W. Schlegel und L. Tieck wußten vor diesen Werken keiner von des andern Sinn; einmal zusammen gekommen mußten sie nun immer Genossen seyn. Aber auch in eigenen neuen theils romantischen, theils klassischen Werken, theils solchen, in denen beydes vereinigt war, legten sie die Muster eines künftigen Fortarbeitens nieder, Alarcos von Friedrich Schlegel, die Genoveva und Kayser Oktavianus von L. Tieck, Lacrimas von Schütz, Jon von A. W. Schlegel, sind die Werke, die den wahren Inhalt der neuern Zeit enthalten. Die Zeit des Ritterthums, die für die Poesie wieder erweckt werden mußte, die Zartheit und Innigkeit der katholischen Religion, machten es nothwendig, diese mit allem äussern Gepränge in die Poesie zurückzurufen; und das dünkte der Welt ein Hauptverbrechen: was mag wohl das arme Jesuskindlein, die Jungfrau Maria, ja das bloße Kreuz, gethan haben, um nicht auf den zarten, anspruchlo-

sen, niemanden aufgedrungenen Liederzeilen in die Herzen der Leser zu schweben; was die Heiligen, die Mönche und Nonnen, um sich nicht an ihren frommen Wesen zu ergötzen? Weiter ist denn doch wohl nichts geschehen. Leute, die in den Berliner Monatsschriften nach Jesuiten und Pabst ganz ohne Noth jagen, konnten das freylich nicht leiden.

Weiter sind einige andere Männer gegangen, zum Theil auch Friedrich Schlegel, besonders aber Schleiermacher und Novalis, sie wollten die Religion aufs neue gründen und verloren sich in Tiefen des Gemüths, die bisher kaum erforscht waren. Doch diese und ihre Beziehungen auf die Mystik gehn die Poesie und ihre Literatur wenig an. Das einzige ist zu wünschen, daß wenig davon geredet, und Jakob Böhm nicht öfter genannt als gelesen werde.

In der Philosophie hat Fichte eine große Revolution bewirkt, eine tiefere, als die Kantische war, obwohl weniger davon geredet wird, denn die faßlichen Darsteller sind nicht so bey der Hand, wie sie es wohl bey dem kritischen System waren. Auch Fichte hat ganz ohne Verbindung mit der Schlegel-

schen Schule gearbeitet; er glaubt noch nicht, daß die geringste Verbindung zwischen der Wissenschaftslehre und ihren Bemühungen sey, und doch reiht sich alles harmonisch an einander, weil beyde von ächtem Geist geleitet wurden. Der Philosoph will Klarheit, den Dichter kümmert diese nicht; so stehn allerdings Fichte und Friedrich Schlegel als die größten Antagonisten einander entgegen, aber sie schließen sich an einander an, weil jeder in seiner Sphäre vortrefflich ist. So sind viele ächte Schlegelianer, von denen es manche nicht glauben würden, ich nenne hier nur Voß, den Uebersetzer des Homeros, und Johann Müller. Man hat den Namen Schlegelianer zum Schimpf ersonnen, die aber, so man damit verspotten wollte, rechnen sich zur Ehre, dieser Schule anzugehören. Man erinnere sich, daß die Lutheraner dasselbe erdulden mußten.

Was Schelling und Schelever in einer ganz andern Sphäre gethan haben und sind, liegt viel zu weit aus unserm Kreise, obwohl die Methode ihrer Arbeiten mit dem vorigen zusammen hängt.

Was wäre jetzt noch wohl von den ohnmächtigen Anstrengungen deutscher Flachheit,

von der gezierten Eleganz der Franzosen, dem zwitterhaften Wesen der Engländer zu sagen? Auch die Spanier und Italiener haben unsre Schlechtigkeit eingesaugt, wie die neuern dramatischen Arbeiten der erstern, und die Armseligkeit der letztern beweisen. Doch haben Alfieri und Casti gezeigt, wie selbst die Sprache den Genius nicht ganz verlieren kann, der einmal über sie herrschte.

II.

Uebersicht des Diskontowesens in Hamburg. *)

Wir geben hier eine nähere Auskunft über das Hamburgische Diskontowesen, das auch in der That von Einheimischen und Fremden weniger gekannt ist, als man glauben sollte. Zuförderst erachten wir es für nöthig, die Leser mit denjenigen bekannt zu machen, welche

---

*) Für Riga, und diejenigen Handlungsplätze an der Ostsee nützlich, die mit Hamburg in Verbindung stehen.

eigene und fremde disponibele Fonds haben, um solche gegen Zinsen auf Sicherheit auszugeben.

Bedeutende Kapitalien befinden sich in den Händen der Assekuranz-Kompagnien, deren Bevollmächtigte beauftragt sind, damit gute Wechsel, von der Fremde auf Hamburg gezogen, zu diskontiren, oder Waaren zu mäßigen Preisen zu belehnen.

Eine andere Klasse von Disponenten findet man an Kaufleuten, die sich zurückgezogen, und von dem Ertrag desjenigen, was sie im Gewühl des Handels und im Sturme der Konjunkturen durch Anstrengung und Sorgen dem Glücke abgejagt haben, den Rest ihrer Jahre bequem und sorglos verleben zu wollen.

Vom Glücke begünstigte Juristen, Aerzte, Krämer, Makler, Zuckersieder, Fabrikanten, Schiffsrheder, Schiffer und Handwerker aller Art, wiewohl letztere selten, bemühen sich, was sie lange Jahre mit saurer Mühe und stetem Streben erarbeitet und erspart haben, bestmöglichst auf Zinsen auszuleihen, und diese Klasse ist ansehnlicher, als man im Auslande und wohl auch zum Theil in Hamburg glaubt.

Endlich müssen wir auch diejenigen Fonds rechnen, womit reiche, noch thätige Kaufleute, die größeres Vermögen, als ihre Geschäfte erfordern, verwalten, häufig diskontiren, und zwar bloß Hamburgische Diskonto-Wechsel, um bey günstigen Konjunkturen jederzeit davon Gebrauch machen zu können, bey deren Eintritt auch das Fehlen dieser Fonds zum eigentlichen Diskontiren merklich wird, und die natürlichen Folgen veranlassen.

Aus dem Personal der Diskontenten läßt sich nun schon das Mistrauen, welches ihnen allgemein ist, und wovon bloß die noch in Thätigkeit lebenden Kaufleute auszunehmen sind, erklären.

Den Bevollmächtigten der Assekuranz-Kompagnien ist es zur strengsten Pflicht gemacht, nur Wechsel vom ersten Range zu diskontiren; und warum sollten auch Leute, deren eigentliches Geschäft schon so gefahrvoll ist, auch die Anwendung ihrer Fonds noch mit Risiko verknüpfen? —

Eben so wenig ist es den vormaligen Kaufleuten zu verargen, wenn sie das Glück gehabt haben, den Gefahren des Handels zu entrin-

nen, daß sie sich nun nicht ohne Noth in neue Gefahren einlassen, und die allergrößte Vorsicht ist endlich der dritten Klasse nöthig, die wenig Einsicht in den Handel überhaupt, und vom Wechselhandel gar keine Kenntniß hat. Daher auch der größte Theil der Hamburger Diskonteurs bloß Rücksicht auf den Acceptanten, auch wohl auf den hiesigen Indossenten, nie aber auf ein auswärtiges Giro nimmt, und wäre es auch dasjenige der größten Handlungshäuser Europa's.

Diese Unbekanntschaft des größten Theils der hiesigen Rentiers mit dem Auslande wirkt besonders nachtheilig auf hiesige Häuser, die nicht zu den ersten gehören, und auf deren Giro nicht allgemeine Rücksicht genommen wird, indem diese in den meisten Fällen genöthigt sind, ihre Wechsel, wenn sie nicht auf Matadore sind, mit $\frac{1}{2}$ ja zuweilen mit 1 p. Ct. höher diskontiren zu lassen, und diese theuern Zinsen oder die Achtung ihrer auswärtigen Korrespondenten verlieren zu müssen.

Ein anderer Nachtheil der Unkenntniß des Auslandes ist, daß man selten Wechselbriefe auf die Fremde, und nie anderweitige sichere

Effekten z. B. Staatspapiere irgend einer Art, diskontiren lassen kann. Ueber den eigentlichen, seit mehrern Jahren veränderten Stand des Diskonto's, müssen wir auch noch ein paar Worte sagen.

Es wird wohl von Niemand in Zweifel gezogen werden, daß Hamburgs Wohlstand in den letzten funfzehn Jahren sehr bedeutend zugenommen hat, und es muß daher die Frage entstehen, warum — da vor dieser Zeit es nichts ungewöhnliches war, den Diskonto hier während des ganzen Jahrs auf $2\frac{1}{2}$ a 4 p. Ct. zu sehen (wovon blos der Dezember eine Ausnahme machte, wo es unter den Diskonteurs eine stillschweigende Konvenienz war, höhere Zinsen zu fordern, welche ihnen theils schon des Einverständnisses halber, theils auch der Hemmung des Umlaufs wegen, welche der vierzehntägige Banko-Schluß verursacht, gewährt werden mußten) — es gegenwärtig bey dem vermehrten Reichthum, eben so gewöhnlich ist 5 bis 7, ja bey einigen Anlässen 8 bis 10 p. Ct. und noch darüber geben zu sehen. Zinsen, woran Wucherer schon genug hätten, und welche bey so reellem Handelsverkehr, wie in Hamburg betrieben wird, niemals statt haben sollten. Wir wollen uns dieses Problem zu lösen bemühen.

Mit dem größern Reichthum hat sich, und zwar ein außer Verhältniß größerer Luxus eingeschlichen, von dessen Schädlichkeit für eine einzelne Stadt die täglich mehr um sich greifende Verarmung der geringen Bürgerklasse leider ein zu sprechender, unwiderlegbarer Beweis ist. Große Kapitalien sind auf prächtige, kostbar meublirte Häuser in der Stadt und auf dem Lande, auf glänzende Equipagen und dgl. mehr verwandt worden. Der vermehrte Anbau der Stadt verschaffte den Kapitalisten neue Gelegenheit, Gelder auf sichere Hypothek, und zwar bey der vermehrten Konkurrenz der Geldbedürftigen, zu höhern, als die in solchen Fällen gewöhnlichen Zinsen auszuleihen. Durch den Krieg wurde Hamburg eine Zeitlang fast der alleinige Stapelplatz für ganz Europa und Amerika, selbst von Ostindien und den Afrikanischen Küsten kamen Schiffe direkte hierher, und Hamburgs Kaufleute lernten neue und ergiebigere Quellen des Handels kennen, aus denen sie mit dem brennendsten Golddurst schöpften. Expeditionen nach Amerika, Ost- und Westindien erforderten bedeutende Kapitalien, die aus dem Umlauf kamen. Der starke nützliche Absatz von Kolonialprodukten, der in den Jahren 1795 bis 1799 statt hatte, vermehrte die Expeditio-

nen nach Ost- und Westindien; Spekulation hielt die Preise der Waaren, deren Vorrath den reellen Bedarf bey weitem überstieg, noch eine Zeitlang, bis endlich deren zu großer Ueberfluß das Baare so sehr verminderte, daß die, für die Handlung so traurige Epoche, die im August 1799 ihren Anfang nahm, und über 100 Fallissemente in Hamburg verursachte, die unausbleibliche Folge davon seyn mußte. Hamburg verlor in den Monaten August und Oktober des Jahrs 1799 einen großen Theil des in den vorhergegangenen zehn Jahren gewonnenen Vermögens. Die erworbenen Handlungskenntnisse aber und der Luxus blieben, und mit ihm die Neigung, durch anhaltenden Verkehr nach entfernten Zonen, die Mittel zu dessen Befriedigung herbeyzuschaffen. Hamburg ist seit dieser Zeit eine Vorrathskammer von Manufakturwaaren und Kolonialprodukten geblieben. Der Umlauf des Geldes, obgleich im Ganzen um vieles vermehrt, blieb doch den weitläuftigern mehr Fonds erfordernden Geschäften weniger angemessen, und höhere, jedoch nur mäßige Zinsen mußten die natürliche Folge seyn; kommen nun noch anderweitige Zufälle z. B. niedrige Waarenpreise, die zum Ankauf reizen, oder gar Silber-Ausfuhr dazu, so entsteht wirkli-

cher Geldmangel, und unmäßige Zinsen kommen an die Tagesordnung.

III.

Warnung vor einer Vergiftung, die so häufig ist, und woran so wenig gedacht wird.

Es herrscht mitten unter uns eine Gewohnheit, die leider ungestört und mehrentheils unerkannt die fürchterlichsten Verwüstungen anrichtet, die sowohl laut, aber vorzüglich im Stillen, immer weiter um sich greift; die kein Geschlecht, kein Alter verschont, und die eben dadurch so viele Menschen dem Verderben opfert, weil man sie nicht für so schädlich hält. Es ist daher dringende heilige Pflicht eines Jeden, dem das Wohl seiner Mitmenschen am Herzen liegt, auf diese Pest aufmerksam zu machen, sie so viel als möglich zu vermindern zu suchen.

Die Branntweinsseuche, oder Branntweinsvergiftung ist die Pest, von der ich rede. Wir warnen und fliehen vor Opium, Bella-

donna, Blei u. s. w. und dem Branntwein allein, dessen zerstörende Wirkungen jenen Giften nichts nachgeben, haben wir das Bürgerrecht ertheilt, und erlauben ihm die schönste Blüte der Generation zu vernichten. Kinder und Greise, Männer und Weiber, hohe und niedrige Stände überlassen sich diesem verführerischen Genusse, und ich sage es mit voller Ueberzeugung, die Menschheit litt noch nie an einer so gefährlichen und allgemeinen Krankheit, als die Branntweinsseuche ist. Und was das Schlimmste bey dieser Krankheit ist, und ihre Gefährlichkeit weit über die andern Krankheiten erhebt, ist: daß man sie schon in einem sehr hohen Grade haben kann, ohne es zu wissen, ja, daß sie uns sogar lange Zeit in dem täuschenden Gefühle erhöhter Gesundheit erhält, wodurch wir nothwendig immer tiefer in dieses gefährliche Labyrinth verwickelt werden.

Ja leider muß ich es gestehn, daß selbst Aerzte, durch den Schein eines falschen Systems verblendet, über die nachtheiligen Wirkungen des Branntweins hinwegsehen, ihn bey Gesunden und Kranken zu freygebig empfehlen, und dadurch nicht wenig zur größern Verbreitung dieser Seuche beytragen.

Aber wie kann man den Branntwein ein tödliches Gift nennen? — Man sehe seine Wirkungen an, und man wird die größte Aehnlichkeit zwischen ihnen und den Wirkungen des Opiums finden.

In einer kleinen Portion genossen erregt er Munterkeit, vermehrt er Lebhaftigkeit, vergrößert er Anspannung aller Nervenkräfte; in größerer Quantität bringt er Betäubung, Verwirrung des Verstandes, Raserey, Lähmung der Zunge und der äußern Muskeln — denn was ist das Stammeln der Zunge, das Unvermögen zu stehen und zu gehen, und das Niedersinken anders, das wir bey Branntweinberauschten sehen — und Schlafsucht hervor. In noch stärkerm Grade tödtet er durch Schlagfluß.

Je neuer und ungewohnter der Genuß dieses Gifts ist, desto gewisser und auffallender sind diese Wirkungen.

Bey denen, die sich allmählig daran gewöhnen, verliert zwar wie bey jedem Gifte (man denke nur an den häufigen Genuß des Opiums bey den Türken) der Eindruck etwas von seiner schnellen und heftigen Wirksamkeit. Aber

die Wirkungen sind deswegen nichts weniger verderblich.

Wir können nämlich bey diesem Gifte, so wie bey jedem andern, eine doppelte Art von Vergiftung unterscheiden: 1) eine schnelle, die durch den Genuß einer großen Quantität auf einmal, und 2) eine langsame oder schleichende, die durch den Genuß in kleinen Portionen entsteht. Die letztere Vergiftung ist es vorzüglich, auf die ich hier aufmerksam machen muß.

Ich will hier die traurigen Wirkungen des täglichen Genusses des Branntweins, oder der schleichenden Branntweinsvergiftung ausführlich angeben.

1) Er ist ein starkes Reizmittel, er beschleuniget daher die Blutbewegung, spannt die Nerven an und vermehrt die ganze Lebensthätigkeit. Dadurch fühlt man sich freylich auf einige Stunden gestärkt und neu belebt; aber es ist keine wahre Stärkung, sondern eine gewaltsame Ueberspannung unsrer Kräfte; und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß derjenige, der sich täglich durch Branntwein in diese natürliche, die Lebenskraft erschöpfende, Ueberspannung versetzt, dadurch sein Leben um ein beträchtliches abkürzt.

2) Die Nerven, die Sinne und selbst die Seelenkräfte werden dadurch nach und nach außerordentlich geschwächt. Ein Zittern der Hände, eine Schwäche des Gedächtnisses, eine Dumpfheit des Kopfs und Trägheit der ganzen Maschine, die nur ein neuer Genuß des Branntweins auf einige Stunden verscheuchen kann, sind gewöhnlich die ersten Anzeigen davon. Nach und nach stellen sich Schwindel, Ohrenbrausen, Geneigtheit zu Krämpfen und Zuckungen, einzelne Lähmungen ein, die zuletzt öfters in tödliche Schlagflüsse übergehen.

3) Die Verdauung leidet ganz vorzüglich; sie wird im höchsten Grade geschwächt und verdorben, und viele üble Zufälle sind die Folge davon. Am Ende kann der Magen nichts mehr vertragen als Branntwein, oder solche Nahrungsmittel, die damit gewürzt oder in ähnlichem Grade stark und reizend sind. Oft entsteht eine Verhärtung des Magens, eine der elendesten und unheilbarsten Krankheiten, deren Wirkung die ist, daß der Kranke alles, was er genießt, wieder fortbricht, und auf solche Weise bey dem Genuß der besten Speisen verhungert.

4) Die Brust wird nicht weniger ange-

griffen. Ein trockner Reizhusten, der unter dem Namen des Branntweinshustens bekannt ist, und Engbrüstigkeit sind die gewöhnlichen Folgen. Weiterhin entstehen Knoten in der Lunge, Stickfluß, Bluthusten und Lungensucht.

5) Wassersucht ist eine der eigenthümlichsten und gewöhnlichsten Wirkungen der Branntweinsvergiftung. Eine schwammigte Aufgedunsenheit und scheinbare Zunahme des Körpers ist der erste Grad der Wassersucht, die nach längerer oder kürzerer Zeit ausbrechen wird und die, da sie von Branntwein entstanden, unheilbar ist.

6) Außer diesen lebensgefährlichen Zufällen entstehen eine Menge anderer, besonders Hautkrankheiten, die, wenn sie auch nicht tödlich, doch sehr lästig und angreifend sind. Ich erwähne nur den unter dem Namen Kupfer bekannten Ausschlag des Gesichts, ein heftiges Jucken des ganzen Körpers, hartnäckige Geschwüre und andere Hautausschläge.

7) Was aber diesem Gifte besonders eigen und für jeden Menschen von Gefühl und Gewissen vorzüglich abschreckend seyn sollte,

ist die besondere Abstumpfung und Ertödtung der Seele; sie verliert zuletzt alle Kraft und Energie, allen Sinn für das Große, Edle und Schöne, ja selbst Scharfsinn und Beurtheilungskraft. Das Einzige, was in der Welt noch Interesse für sie hat, und was sie noch auf einige Zeit aus ihrem Schlummer erwecken und in Thätigkeit setzen kann, ist — Branntwein. Fehlt dieser, so ist ein solcher Mensch nur eine Pflanze oder höchstens ein Thier, das keinen vernünftigen Gedanken zusammen bringen kann. — Er ist ein Selbstmörder, denn er hat das getödtet, was ihn allein zum Menschen macht.

Einwendungen.

1) Man sieht diese traurigen Wirkungen nicht immer und wenigstens nicht in dem Grade erfolgen.

Ich gebe zu, daß ein seltener und mäßiger Genuß des Branntweins diese Wirkungen nicht gleich merklich machen wird, und daß auch eine Natur, vermöge ihrer Stärke, diesem Gifte länger widerstehen kann als die andere. Aber eben dieses macht die Sache um so gefährlicher. Man kommt um so leichter unvermerkt in diese üble Gewohnheit hinein,

täuscht sich ein paar Jahre mit der Meynung ihrer Unschädlichkeit, und erkennt dann erst zu spät das Labyrinth, in das man sich gestürzt hat. Und gesetzt, man wäre auch ganz sicher vor den üblen Folgen; ist es denn nicht schon elend genug, seine ganze Existenz und Thätigkeit von dem Genusse eines Glases Branntwein abhängig gemacht zu haben, und sich zum Sklaven dieser Gewohnheit zu machen!!

2) Man könne den Branntwein nun einmal nicht entbehren. Man beruft sich auf Beyspiele der Soldaten und Matrosen, und anderer arbeitenden Klassen, die ohne ein solches stärkendes Reizmittel nicht im Stande wären, ihre schwere Arbeiten und Strapatzen auszuhalten; auf die Thatsache, daß schon öfters bey Armeen und auf Schiffen Krankheiten entstanden sind, sobald der Branntwein fehlte.

Hierauf antworte ich: Wer gab den Römern, den Griechen und andern Völkern des Alterthums bey ihren oft unglaublichen Anstrengungen und Strapatzen im Kriege Branntwein zur Ertragung derselben? — Warum konnten diese ohne einen solchen künstlichen

Reiz solche Dinge thun? — Und beweist dies nicht zur Genüge, daß die vermeynte Unentbehrlichkeit des Branntweins blos auf Gewohnheit und Vorurtheil beruht? —

Ich gebe gerne zu, daß der einmal an Branntwein Gewöhnte krank werden kann, wenn er keinen mehr bekömmt, und daß auf diese Weise allerdings ganze Armeen durch den Mangel desselben erkranken konnten. Aber man sieht leicht ein, daß dies nicht geschehen wäre, wenn sie nicht daran gewöhnt gewesen wären. Es ist dies also gerade ein Beweis für meine Meynung, wie äußerst nachtheilig diese Gewohnheit ist, und wie sie sogar die Gesundheit vom Branntwein abhängig macht. Doch will ich nicht leugnen, daß der Branntwein in vielen Fällen ein großes und unübertreffliches Arzneymittel sey, und daß er gar sehr, aber nur als Arzneymittel, unsern Gebrauch verdiene. Dahin rechne ich theils wirkliche Krankheiten, theils solche Lagen des Menschen, wo er sich durch übermäßige Anstrengung und Erschöpfung seiner Kräfte schon einer Krankheit nähert. Hier kann der Branntwein ohnstreitig große Uebel heilen und verhüten. Aber eben daher ist es nöthig, daß er als Arzneymittel, wie jedes andere vom Arz-

te verordnete Mittel, in seiner Anwendung bestimmt werde.

Wer aber den Branntwein zum gewöhnlichen Nahrungsmittel macht, der verliert sogar diesen Vortheil, ihn als Arzneymittel gebrauchen zu können, wie das von jedem Mittel gilt, das zur täglichen Gewohnheit geworden ist.

Es giebt verschiedene Grade dieser Vergiftung, welche nach und nach und unmerklich in einander übergehen.

Der erste Grad ist der, wenn man sich schon so an den Branntwein gewöhnt hat, daß man keinen Tag ohne ihn leben kann, und daß man täglich erst durch den Genuß von Branntwein das Gefühl von Munterkeit und Thätigkeit hervorbringen muß, das ein gesunder Mensch von Natur hat.

Der zweyte Grad ist der, wo sich die oben genannten Verdauungsbeschwerden einstellen.

Der dritte Grad fängt dann an, wenn der vorhergehende nicht abgeholfen wird; er zeichnet sich durch gänzlichen Mangel der Verdauung, Geschwulst und andere gefährliche Zufälle aus. Wie kann man aber dieser für die

Menschheit so gefährlichen Seuche sowohl im Einzelnen als im Ganzen Grenzen setzen? —

Das Erste ist wohl, daß man Kinder und junge Leute vor dieser traurigen Gewohnheit warnet, und ich mache es hierdurch Eltern und Predigern zur heiligen Pflicht, durch Beyspiel und ernstliche Warnung dagegen zu arbeiten, und diese Ausschweifung gleich bey dem ersten Unterrichte nicht blos als nachtheilige Gewohnheit, sondern als Laster und große Versündigung vorzustellen.

Für diejenigen, die schon in diese traurige Gewohnheit gerathen sind, ist guter Rath theuer; — denn man muß hier bekennen, daß selbst eine nachtheilige Gewohnheit am Ende zur andern Natur wird, und ihre plötzliche Unterbrechung gefährliche Folgen haben kann.

Ich unterscheide daher zwey verschiedene Fälle:

Erstens diejenigen, die noch nicht lange und in mäßiger Quantität davon Gebrauch gemacht haben, und dann zweytens diejenigen, welche schon lange und in Menge sich diesem Genusse ergeben haben. Für erstere ist der

beste Rath, mit einem male und auf immer dieser Gewohnheit zu entsagen; denn bey dem allmähligen Entwöhnen ist man gar zu sehr in Gefahr, wieder zurück zu fallen. Man kann, um doch einigen Ersatz zu haben, ein gut Glas Wein oder auch Bier an die Stelle setzen. Letzteres ist ein würklich nährendes, stärkendes und heilsames Getränk. Für die andere Klasse kann freylich nur eine allmählige Abgewöhnung empfohlen werden, und hiezu würde die Methode, die jener Branntweintrinker mit Nutzen befolgte, wohl die beste seyn, täglich 12 Tropfen Siegellack in das gewohnte Glas zu tröpfeln, um täglich 12 Tropfen Branntwein weniger zu bekommen. Um dem Magen die verlorne Kraft wieder zu geben, und auf eine unschuldige Weise den fehlenden Reiz zu ersetzen, sind bittere Mittel mit Ingwer das allerpassenste. Man nehme z. B. 1 Loth kleingeschnittene Schafgarben und ein halb Loth Ingwer, und gieße alle Abend 2 Tassen kochend Wasser darüber, und trinke früh und Abends die Hälfte davon kalt.

Saamen des Guten kann man nie zu viel und oft genug ausstreuen, denn es fällt davon leider! eine große Menge auf unfruchtbaren Boden —; und man kann es nie zu oft sagen:

dieſes iſt gut, jenes iſt ſchädlich. — Das Gute und Schädliche iſt zwar ſowohl im moraliſchen als phyſiſchen Sinne oft nur relativ, aber bey der Branntweinsvergiftung fällt die negative Relativität weg, und die poſitive Wahrheit drückt die Wagſchaale tief zu Boden. Ich erhebe daher meine Stimme in dieſem vaterländiſchen Journal, um obige vortreffliche Lehren und Warnungen des Herrn geheimen Raths Hufeland in einem größern Umlauf zu bringen und ihren hohen Werth durch eine größere Bekanntſchaft zu würdigen. — Jeder Edle, dem Menſchen-Wohl und Weh am Herzen liegt, wird in meinen Wunſch mit einſtimmen: möchte es keine Wüſte ſeyn, in der dieſer Zuruf verhallet! —

Hofrath, Doktor Löffler.

IV.

Seltene meteorologiſche Bemerkungen.

Wir finden in alten Chroniken öfters Beſchreibungen von ſehr großer anhaltender Kälte, wodurch Menſchen und Vieh in Todesge-

fahr kamen und unbeschreiblichen Schaden litten. Einer der kältesten und hartnäckigsten Winter, deren die Geschichte Erwähnung thut, war der Winter 1459. Die grimmige Kälte, die an fünf Monate hindurch herrschte, lockte ganze Schaaren von Wölfen aus ihren Schlupfwinkeln ins Freye. In einigen Gegenden Liefflands und Kurlands zeigten sie sich in solcher Menge, daß ihre Erscheinung allenthalben Furcht und Schrecken verbreitete. Die Ostsee war überall mit dem festesten Eise so bedeckt, daß nicht nur Reisen von Lübeck nach Preussen und Dänemark, sondern auch aus Mecklenburg nach Hollstein und Dänemark, angestellt wurden; weshalb auch auf dem Eise hin und wieder Herbergen errichtet waren. (Vide Schütz, Rerum Prussicarum, Lips. 1599. p. 114 — 281.)

Auch der Winter im Jahre 1526 war grimmig und verwüstend. Vor allzugroßer Kälte spalteten sich in der Gegend von Moskwa in diesem Jahre viele Berge. Oft geschahen dann Einstürze, welche mit einem Donnerähnlichen Getöse begleitet waren, und über den Fuß der Berge weit und breit große zerrissene Ruinen umher warfen. Der Speichel gefror, ehe er aus dem Munde auf die Erde

fiel; eben so ward auch das Wasser, das man in die Höhe spritzte, im Augenblick zu Eis. Man fand Postilione nebst ihren Pferden und Bären auf den Straßen vor Frost erstarret. (Siehe Jovii moskowitische Chronik, Seite 57.)

Daß Stürme in der Gegend des Kaukasus nichts seltenes sind, hat schon vor einigen Jahren das N. A. bey Gelegenheit der Beraubung einer reichen russischen Karavane durch die Kirgis-Kaisaken erzählt. Man nennt in dasiger Sprache diese Stürme gewöhnlich Buran. Ein solcher fürchterlicher, rasender Sturmwind entstand in der Mitte des Sommers des 1534sten Jahres, und zwar mit einer solchen Heftigkeit, daß man sich keiner ähnlichen Erscheinung, besonders zu dieser Jahrszeit, erinnern konnte. Ein alles darniederschlagender Platzregen, mit Eiszapfen untermischt, stritten mit der Wuth der Winde um den Vorzug. Ungeheure Schneemassen rollten von den hohen Bergen in die Ebene herab. Man glaubte sich auf einmal am Nordpol versetzt zu sehen. (S. Jovii Gesch. 2ter Thl. S. 274.)

V.

Ursprung der Kirchenordnung in Riga.

Kirchenordnung bedeutet hier einen Fond, der zur Besoldung der Prediger und Schullehrer, wie auch zu Stipendien für Studierende, die sich der Gottesgelahrtheit widmen, bestimmt ist. Da die Umstände von Errichtung derselben wenig bekannt sind; so will ich sie aus einer gleichzeitigen Quelle, nämlich dem Berichte der Aelterleute großer Gilde, Hans Spenkhusens und Peter Ortkens, hieher setzen. Jener war in den Jahren 1540 und 41 Aeltermann, und wurde im letztern Jahre in den Rath gezogen. Sein Bericht ist weitläuftig; ich will ihn daher zusammen ziehen, und einen Auszug davon, doch mit seinen eignen Ausdrücken, liefern:

„Na deme nu eyn erbar Radt, Olderluide vnd Oldesten beider Gildestouen vormerkt, dat de Religions Sacke ßunderlick bynnen dreen Jaren togenommen, ßo hebben ßy by ßich betrachtet, dat men kenen betern Deynst don kunde, de Gade angenemer, vnd vns sulueſt, vnſſen kinderen vnd nachkomelingen nützlicker syn kunde, den dat wi gelerde Luide

holden vnd vpthein (erziehen) laten muchte, dadurch wy Gades wort lutter vnd rein erholden. Derhaluen eyn erbar Radt, Olderluide vnd Oldeſten byder Gyldeſtauen eindrachtdichlicken vorwilligt vnd Anno 40 beſlaten, eyne boſtendige rechtſcapene kerkenordenung to ſtyfften vnd funderen, Gade to eren, vns, vnſſen kindern vnd nachkomelingen tor betering vnd ewiger Gedechtnuſſe. Wie vnd in waterleie geſtalt ſodans ſtaen ſcal, Js eyne ſcrifftlicke ordenung boramet vnd geſtelt worden, welcke erſtlick deme erbaren Radte vnd allen broedern vp beiden Gildeſtauen vorgewiſen worden is, vnd nach vorleßung vnd boratſlagung eyndrechtichlicken ingegan, boleiffet (beliebt) vnd vorwilget. Alßo dat eyn Jder nach ßynem Vormoege ßine milde hant vnd gaue dar tho ſtrecke vnd geue.

Mydler tydt hefft Godt der almechtige den erßamen vůrſichtigen Herrn Burger-Meiſter Hynrick Vlenbrock geſwecket (aufs Krankenlager gelegt) de deſſe Sacke vlitig hefft helpen vortſtellen, und hefft to deſſer kerkenordenung, Gadesdienſt vnd erbuwing (Beförderung, nicht Erbauung; denn Riga hatte ſchon vorher Schulen) der ſcolen gegeben reides (baares) Geldes teynn duſent mark riges. Vnd Js nach

dem willen Gades vorstoruen anno 41. d. 12. January, deme Godt gnedich ßy, vnd diith wol beloenen werdt."

Dies ist demnach der erste Anfang dieser wohlthätigen Fundation. Hernach im Jahr 1541 wurde eine Lade auf der großen Gildestube ausgesetzt, in welche ein jeder mit warmer Hand seinen Beytrag legen konnte. Ein Gleiches geschahe von der Gesellschaft der schwarzen Häupter und der kleinen Gildstube.

Die Lade auf der großen Gildstube hatte 3 Schlösser, deren Schlüssel von zweyen der Aeltesten und einem der Jüngsten verwahrt wurden. Diese waren Hans Spenkhusen, Hans Kolthof und Gerd Iggemann. Zu Michaelis 1541 wurde die Lade geöffnet und das Eingekommene auf Renten zu 6 von hundert ausgethan, so daß Michaelis 1542 die ersten Renten einliefen.

Wie groß die Summe gewesen, meldet Spenkhusen nicht, aber sein zweyter Nachfolger in der Altermannschaft, Peter Oetken, welcher 1544 und 45 dieses Amt verwaltete, führt an, daß damals 1900 Mark baar Geld eingekommen, und sogleich auf Häuser gegeben

worden sey. Er nennt zugleich 25 andere Bürger, welche Kapitalien auf ihre Häuser schreiben ließen, und sie jährlich zu verrenten versprachen, auch sich erboten, wenn diese Fundation ihren Fortgang haben würde, die Kapitalien beyzubringen, oder Sicherheit zu leisten. Diese Kapitalien betrugen 2365 Mark rigisch, und mit dem baaren Gelde zusammen 4265 Mark. Noch macht Oetken die Bemerkung dabey, daß der damalige Aeltermann Spenkhusen den Hauptstuhl mit den Renten an die Ordnung (so nennt er das Kollegium, dem die Verwaltung desselben anvertraut war) abgeliefert habe. „Es wäre, setzt er hinzu, meines Erachtens wohl eben so gut gewesen, wenn man den Hauptstuhl bey der Gildstube behalten, und jährlich die Renten bey der Ordnung abgegeben hätte, wie die schwarzen Häupter gethan, und auch die kleine Gildstube." Hier sehen wir also zugleich den Ursprung der Stipendien, welche von der Gesellschaft der schwarzen Häupter und der kleinen Gilde ausgegeben werden.

So ansehnlich dieser Fond für jene Zeiten war; so würde er doch jetzt gering seyn, wenn er nicht durch Vermächtnisse erhalten und vermehrt worden wäre.

Damals nämlich machten $3\frac{1}{3}$ Mark einen Thaler. Dieser Werth fiel von Zeit zu Zeit: aber die Renten blieben dieselben; und dadurch verringerte sich der Hauptstuhl. Im J. 1571 machten $5\frac{1}{2}$ M. einen Thaler, 1582, $6\frac{1}{4}$ M., zu Ende des Jahrhunderts und Anfange des 17ten schon 9 M. Im J. 1624 war ein Thlr. $12\frac{1}{2}$ M. und seit 1627 das ganze Jahrhundert hindurch funfzehn Mark. Um diese Zeit waren also die Kapitalien fast fünfmal kleiner geworden, und 450 Mark trugen nicht mehr Interessen, als sonst 100 Mark. Ein Schicksal, das alle Fonds, die in Gelde, und nicht in Naturalien oder liegenden Gründen bestehen, nothwendig treffen muß, und wobey der Verlust desto grösser wird, je mehr der Preis der Lebensmittel und andrer Bedürfnisse steigt.

VI.

Gotthard Welling und Johann Derenthal, zwey ausgezeichnete Staatsmänner aus den vorigen Jahrhunderten.

Einer der merkwürdigsten aus der ehemaligen rigischen patricier Familie der Wellinge ist ohne Zweifel Gotthard Welling, ein

Nachkomme des unglücklichen Syndikus dieses Namens. Er war den 6ten Oktober 1624 in Riga geboren. Nach geendigten Schulstudien ging er 1645 nach Franeker, wo er so wie zu Leyden und Strasburg studierte. Nun nahm er eine Reise nach Wien, Konstantinopel, Babylon, Ispahan, nach Egypten und dem gelobten Lande vor, und blieb 3 Monate in Aleppo. Als er von hier zu Schiffe nach England gehen wollte, wurde er unterwegens von einem spanischen Kaper nach Mallaga aufgebracht, und war gezwungen seine Reise durch Spanien zu Fuße fortzusetzen. Er ging nach Madrid, und von da durch Frankreich und Holland nach Stockholm. Der König Karl Gustav schickte ihn hierauf als Gesandten an den Fürsten von Siebenbürgen, und erhob ihn nach glücklich vollbrachter Negoziation zum Kriegsrath. Hierauf wurde er abermal aus Polen an den Fürsten von Siebenbürgen, an den Tartar Chan, und an die hohe Pforte zu Befestigung des Friedens geschickt. Nach seiner Zurückkunft wirkte er sich die Erlaubniß aus, Livland zu besuchen, und kam nach Riga zurück, wo er seine Familienangelegenheiten in Ordnung bringen wollte; war aber kaum 6 Wochen daselbst, als 1657 die Pest ausbrach, und er seine Vaterstadt verließ,

um die Gesandtschaft anzutreten, die ihm der König an verschiedene deutsche Fürsten auftragen wollte. Er ging deswegen nach Wismar zu dem Reichskanzler Graf Magnus Gabriel de la Gardié, und von da nach Lübeck. Hier überfiel ihn ein Fieber, das ihn ins Grab legte. Sein Körper wurde nach Riga gebracht und daselbst begraben. Er starb 1659 den 22sten Januar.

Ein anderer Anverwandter des unglücklichen Syndikus, und zwar ein Enkel, war schwedischer Oberster, dessen Söhne Otto und Moritz 1576 in Schweden in Freyherrnstand, nachher beyde in Grafenstand erhoben wurden. S. Stjernmanns Matrikel p. 116.

Johann Derenthal gehört sonder Zweifel zu den Männern, die sich zu ihrer Zeit durch die ihren Mitmenschen und dem Staate geleisteten Dienste auszeichneten.

Er war Bürgermeister in Reval, und hat als solcher 9 Gesandtschaften nach Schweden und zwey nach Teutschland in Stadt-Angelegenheiten verrichtet. Der König Gustav Adolph erkannte und benutzte seine Geschicklichkeit; denn er gebrauchte ihn zweymal als

Kommissarius bey Friedensunterhandlungen mit Polen, und ernannte ihn kurz vor seinem Tode zum Assessor des Dörptschen Hofgerichts. Die Lebensumstände dieses verdienstvollen Mannes sind folgende:

Er war 1575 den 17ten September zu Minden in Westphalen geboren, wo sein Vater, Meinolf Derenthal (aus der uralten Familie dieses Namens im Stifte Corvei) Rathsherr war. Er wurde nach Lemgo in die Schule unter dem damals berühmten Lazarus Schoner geschickt. Von da ging er nach Dortmund, Beurhus zu hören, begab sich dann 2 Jahr nach Münster, und benutzte den Unterricht der Jesuiten. Im Jahr 1594 bezog er die Universität Rostock und 1596 Leipzig, wo er Collegia privata juridica las, und solches auf unterschiedlichen Universitäten mit Ruhm fortsetzte, wie seine über die meisten Gegenstände des Rechts geschriebene Disputationen bezeugen. Von Leipzig ging er nach Jena, Wittenberg, Marburg, Würzburg und Ingolstadt. Als der Feldzug gegen die Türken vor sich ging, nahm er unter des Grafen v. Schwarzburg Kommando Kriegsdienste zu Pferde. Nach geendigtem Feldzuge hielt er sich eine Zeit lang zu Wien und Prag beym

kaiserlichen Hofe auf, ging dann nach Leipzig und von da nach Rostock zurück, wo er sich mit Anna Dobbins, eines Rathsherrn Tochter, verlobte. Nach der Verlobung bereisete er noch Leipzig, Jena, Marburg, Kölln, Speier u. a. Orte, um seine juristischen und politischen Kenntnisse zu vervollkommnen. Anno 1604 kam er nach Rostock zurück, wo er seine Braut heyrathete, in welcher Ehe er 26 Jahr lebte, 6 Söhne und 4 Töchter zeugte.

Im Jahr 1606 wurde er vom revalschen Magistrat zum Syndikus berufen, und 1608 zum Bürgermeister erwählt. Er starb im Jahr 1630 den 25. Junius.

M. Heinrich Vestring ließ 1631 eine Leichenpredigt auf ihn drucken, in welcher obige Nachrichten vorkommen.

VII.

Miscellen aus alten Rigaschen Blättern, zur Unterhaltung der Leser.

Im Oktober 1709 fing die Belagerung Rigas an, und dauerte bis in den Julius 1710.

Im März 1710 war der Preis der Lebensmittel folgender:

Ein mittelmässiger Ochse	40 à 50	Rthlr	Alb.
Ein Schaaf od. Bötling	4 bis 5	—	—
Ein Lamm	3 — 4	—	—
Ein Bratferkel	1 — 1½	—	—
Ein Huhn	½	—	—
Ein Band Stinte	49	Schilling.	
Ein Ey	9	—	
Ein Stoof Milch	8	—	
Ein Fuder Heu von 30 Lüb	6	Rthlr.	Alb.
Ein Viertel Butter	10	—	—
Eine Kuh	15 bis 25	—	—
Ein Kalb	6 — 8	—	—
Ein Schwein	12 — 15	—	—
Ein Kalkuhnhuhn	1¾ — 2	—	—
Eine Henne	1	—	—
Eine Gans	¾ — 1	—	—
Ein Loof Roggen	1¾	—	—
— — Gerste	1¼	—	—
— — Hafer	¾	—	—
— — Malz	1½	—	—
— — Erbsen	4	—	—
— — Habergrütz	2¾	—	—
— — Buchweitzen	4	—	—
— — Weitzenmehl	5	—	—
— — gebeutelt Mehl	3½	—	—

Im May kostete:

Ein Loof Roggen	= =	3 Rthlr.	Alb.
Ein Kalbsviertel	= =	2 —	—
Ein Stoof Milch	= =		10 Gr.
Ein Stoof Bier	= = =		8 —

Im Junius kostete:

Ein Loof Roggen	= =	4 Rthlr.	Alb.
— — Gerste	= =	3 —	—
Ein Kalbsviertel	= =	3 —	—
Ein Heering	= = = =		6 Gr.

Im Jahr 1647 wurde am Kubsberge bey Riga ein Pesthaus erbaut, das 787 Rthlr. 40 Groschen 1 Schill. zu stehen kam. Aus der Baurechnung schreibe ich einige Preise ab.

Der Aufseher des Baues bekam die Woche 45 Groschen, welches nachher auf 72 Gr. erhöht wurde. (nämlich 90 Gr. einen Thaler gerechnet.)

Ein Arbeiter bekam täglich 12 Gr., bey schwerer Arbeit 13 Gr.

Eine Tonne Theer kostete 2 Rthlr. Hundert doppelte Lattnägel 11 Mark; hundert

einzelne Lattnägel 6 Mark; (den Rthlr. zu 15 Mark gerechnet.)

Eine Tonne Dünnbier 7 Groschen.

Der Maurer bekam für den Fuß des Hauses, die Schornsteine, die Vorhäuser und das Dach in allem 50 Rthlr.

Der Zimmermann bekam überhaupt 160 Rthlr.

Zwey Schnitzgergesellen (die Tischlergesellen) welche 10 Wochen arbeiteten, Thüren, Fenster ꝛc. zu machen, 30 Rthlr.

Das Haus hatte 4 Oefen von grünen Kacheln, wozu 14 Schock Kacheln erfordert wurden, à Schock 1 Rthlr. Diese Oefen zu setzen kostete 4 Rthlr. 18 Groschen.

VIII.

Schreiben aus Witepsk, den 20. Oktober 1806.

Bey dem rastlosen Bestreben unsers gütigen Monarchen, Seine Unterthanen glücklich zu machen, vergißt Alexander, der Gerechte und Allgeliebte, auch nicht einzelne Individuen, die Er durch ausgezeichnete Belohnungen auf-

muntert, um so zum Wohl des Ganzen mit beyzutragen. Sein großes wohlwollendes Herz fühlt es nur zu sehr:

„Auch in der Dunkelheit giebts göttlich
„große Pflichten,
„Und unbemerkt sie thun, heißt mehr als
„Held verrichten!" —

Es ist keine Schmeicheley was ich sage; denn welcher Unterthan fühlt nicht die Wahrheit desselben? — Und der Schmeichler erreicht Seine Größe doch nicht! Was ich sage, ist nur ein schwacher Pinselstrich an dem großen Gemälde des Menschenglücks, wozu Kaiser Alexander die Züge leihet; denn wo findet man nicht Spuren Seiner Milde, Seiner Güte, Seiner innigen Theilnahme an Allem, was zum Wohl seines Volks gereicht?

Auch mich einzelnes Glied in der großen Kette der Millionen Glücklichen, die Ihn Landesvater nennen, machte Er glücklicher durch Seine huldvollen, väterlichen Wohlthaten. — Es war am 13ten Oktober, als ich von Seiner Erlaucht dem Minister des Innern, Herrn Grafen von Kotschubei, ein

sehr gnädiges Schreiben empfing mit der Anzeige: daß auf seine und des Kaiserl. Medizinal-Raths Vorstellung Seine Kaiserliche Majestät allergnädigst geruht hätten, mich für meine schriftstellerischen Arbeiten mit einem allergnädigsten Zeichen Seines allerhöchsten Wohlgefallens zu beglücken. Dieses für mich sehr schmeichelhafte Schreiben des Hrn. Ministers, dem es Wohlthat ist, Gutes zu stiften und auszuüben, war mit einem schönen Brillant-Ringe von der Gnade des Monarchen begleitet.

Indem ich diese schmeichelhafte Belohnung meiner Pflichten hier öffentlich bekannt mache, habe ich auch noch die Absicht dabey, meine Mitunterthanen zum größern Diensteifer, zum willigern Beytrag derjenigen Mittel, die zum Wohl aller Menschen abzwecken, aufzumuntern. —

Gutes zu thun lohnt schon von selbst, aber Kaiser Alexander läßt es nicht unbemerkt, daß es Seinem guten Herzen eine Freude ist, belohnen zu können.

Womit kann ich Ihm, diesem Erhabenen

Wohlthäter der Menschheit, danken? — Danken sage ich? Ach! ich kann nur den Herzen aller seiner Unterthanen zurufen: Gott segne unsern Kaiser!

Hofrath Doktor Löffler,
in Witepsk.

IX.

Ueber Weihnachts- und Neujahrs-Geschenke.

Weihnachten und das neue Jahr sind die Zeit der Geschenke, der Wünsche, der Liebe und Herzlichkeit, so wie des Ceremoniels. Wochenlang sieht man den beyden Festen mit Ungeduld entgegen, und doch sind die Tage, die ihnen vorhergehen, noch seliger, als sie selbst, denn sie beschäftigen das Herz mit süßen Hoffnungen; sie sind es, in denen der Geist spähet und sinnt, wie er die Geliebten erfreuen will. Da belauscht der Jüngling die leisesten Wünsche seines Mädchens, da blickt der zärtliche Gatte tief in die Seele der Gattin, siehet und erkennt, entziffert und liest al-

les, was das stille Sehnen der Genügsamen vor ihm verborgen halten wollte; da bricht der besorgte Vater dem strengen Berufe, der ihn das ganze Jahr hindurch fesselte, endlich einige Minuten ab, um sich im Kreise seiner Lieblinge umzusehen, um ihre Bedürfnisse zu erforschen, und unter den zahllosen Dingen, die sie, an seinem Halse hängend, in unschuldiger Geschwätzigkeit von seiner Güte heischen, die zu erwählen, die ihnen die größte Freude machen, den größten Nutzen bringen werden.

Der Arme verdoppelt seine Kräfte; um seine Kasse zu füllen, arbeitet er in den langen Winterabenden, entzieht er sich an den kalten Morgen den Schlaf, und doch fühlt er die Beschwerden der Arbeit nie weniger, als jetzt. Selbst der filzige Wucherer wird menschlicher; er entsagt den Zinsen, die ihm das eben eingegangene Kapital noch tragen könnte, und legt es zurück, um unvermuthet Wünsche zu befriedigen, die vielleicht Jahrelang genährt wurden. In diesen Wochen verschwindet der Eigennutz von der Erde, und das Scepter, das er über die Herzen der Sterblichen ausstreckt, zerbricht die Liebe; keiner fragt, was er erhalten werde, jeder denkt nur darauf, wie er erfreuen will; denn die Freude des Ge-

liebten ist auch die seinige. Schöne Augenblicke, die eine große Masse der Menschheit so achtungswerth, die den größten Misantropen irre machen, und seinen Haß in Liebe auflösen müssen!

Wir pflegen Orte, Personen ꝛc. ꝛc. dann am liebsten zu sehen, wenn sie sich in ihrem höchsten Glanze befinden. Nach Venedig strömten Schaaren am Himmelfahrtstage, und nach Athen wallfahrteten die Fremdlinge während der Panathenäen. Wenn mich einer aus dem Monde fragte: „wenn willst Du, daß ich die Bewohner der Erde sehen soll?" so würde ich antworten: „sieh sie im Dezembermonat; denn ein großer Theil derselben trägt in demselben sein Ehrenkleid, und die es nicht tragen, sind alsdann wenigstens nicht unreiner als gewöhnlich!"

Der Gebrauch, sich um das neue Jahr zu beschenken, ist sehr alt. Von den Italischen Völkern kannten ihn schon die Römer, was sag' ich? schon bey den Sabinern, die ungleich früher einen Staat bildeten, als jene Stolzen, von denen ihnen bey den Spielen zu Ehren des Gottes Conſus ihre Töchter geraubt wurden, finden sich Spuren desselben.

Es wurden nämlich dem Tatius, demselben König der Sabiner, der mit Romulus gemeinschaftlich herrschte, und von ihm zuletzt ermordet wurde, jedesmal am neuen Jahrstage einige Zweige dargebracht, die man in einem Haine geschnitten hatte, welcher der Göttin der Stärke, Strenua, geheiliget war. Schade, daß diese Sitte Florian, dem naiven Dichter des Numa Pompilius, unbekannt geblieben ist, er würde sie sonst gewiß in das rührende Gemälde, das er von den Sabinern und ihrem Fürsten entwirft, irgendwo aufgenommen haben.

Die Bedeutung, die in dem Brauche, der vielleicht schon viele Jahre vor dem Tatius bestanden hatte, liegt, ist eben so groß, als leicht zu errathen. Man wünschte dem Fürsten, daß ihm die Götter Kraft in dem neuen Jahre verleihen möchten. Die Allegorie, hinter welche man diesen Wunsch verbarg, ist ungemein schön; denn was konnte ihn wohl besser aussprechen, als ein Zweig, der zu der Zeit, da er überreicht wurde, blätterlos, aber doch neue Blätter, Blüthen und Früchte in diesem Jahre zu tragen bestimmt war.

Ob übrigens der Name der Göttin Stre-

nua, die unter andern von Varro erwähnt wird, *) wie das Lateinische strenuus überhaupt Sabinischen Ursprungs sey, oder ob die Römer, nach einem bey ihnen gewöhnlichen Verfahren, nur eine fremde Gottheit mit einem Worte aus ihrer Sprache bezeichnet haben, dies kann nicht mit Gewißheit entschieden werden; doch ist das erstere wahrscheinlicher. So viel ist indessen ausgemacht, daß die Römer, die, seitdem Tatius der Mitregent des Romulus geworden war, jenen Gebrauch alljährlich innerhalb der Mauern ihrer Stadt vor sich gehen sahen, jene Zweige Strenae **) nannten, und daß man nachher alle Geschenke, die man sich am ersten Tage des Jahres machte, mit diesem Namen belegte. Von dem Worte Strenae ist das Etrennes der Franzosen herzuleiten, womit sie jedes Neujahrsgeschenk bezeichnen.

---

*) Varro de lingua Latina IV.

**) Das Wort Strenae kommt ohne Zweifel von dem Namen der Göttin Strenua her, und man darf dem Grammatiker Festus nicht beystimmen, welcher sagt, daß es das korrupte Zahlwort terni sey.

So entfernt auch das Alterthum ist, in welches wir uns verloren haben: so können wir doch noch höher hinauf steigen. Es ist nämlich nur zu wahrscheinlich, daß die genannten lateinischen Völker diesen Gebrauch erst von ihren Nachbarn, den Galliern, entlehnt haben, unter denen er sich noch früher findet. Bey diesen begab sich nämlich der Oberste der Druiden alljährlich an gewissen, dazu festgesetzten Tagen in einen den Göttern heiligen Hain, und schnitt in demselben mit einem goldnen Gartenmesser einen Zweig, den Gui de l'an ab, den die Unterdruiden alsdann in Stücke zerschnitten, welche sie zu Anfange des Jahrs als ein Neujahrs-Geschenk unter das Volk austheilten. Daher kömmt es unstreitig, daß man noch jetzt in der Gegend von Chartres ein jedes Neujahrsgeschenk Guilan nennt, denn man weiß, daß die Gegend zwischen Chartres und Dreux von den Druiden vorzüglich zu ihrem Wohnsitz ausgezeichnet wurde.

Ihrem Ursprunge nach waren also die Strenae eine religiöse Einrichtung, die man bey den Galliern zuerst findet, und die von diesen zu den Lateinischen Völkerschaften überging. Allein die Geschichte stellt uns viele

Beyspiele auf, und unserer eigenen Erfahrung selbst wird es nicht an Beweisen fehlen, daß Dinge, die im Anfange eine religiöse Tendenz hatten, oder doch als etwas Ungewöhnliches, Feyerliches angesehen werden sollten, nach und nach in das tägliche Leben gezogen wurden, in welchem sogar einige, so solenn sie anfänglich waren, und so sehr sich bey ihrem Anblick die Gemüther zu sammeln pflegten, ziemlich gemein geworden sind. Die Zeit ist in solchen Fällen um so wirksamer, wenn ihr das Bedürfniß die Hand bietet.

Und war es denn etwa kein Bedürfniß, an einem Tage, an welchem man über tausend Dornen einen großen Schritt gethan hatte, und über tausend Dornen, über denen noch die Nebel der Zukunft ruhten, einen neuen großen Schritt zu thun, im Begriff stand, seinen Wohlthätern, seinen Freunden, seinen Lieben zu sagen, daß man sich über das Glück, welches die Vergangenheit aus ihrer weiten Urne in ihren Schoos geschüttet, freue; daß man hingegen auf der dunklen Bahn, die sie von neuem durchlaufen, unter den Disteln und Schierlingsstauden, an denen es im Leben nicht fehlen kann, manches duftende Blümchen der Wonne für sie zu erblicken hoffe?

War es denn etwa kein Bedürfniß, da diese guten Wünsche verdächtig geworden waren, weil die Heucheley in ihrem Gebrauche mit der Wahrheit wetteiferte, weil der Eigennutz hinter ihnen, wie in einem Hinterhalte, lauerte, weil die Etikette am neuen Jahrstage ganze Schaaren von Drathpuppen in den Straßen auf und ab trieb, noch sprechendere Beweise der Liebe zu geben, und in einem erfreulichen Geschenk zum guten Wollen auch das freundliche Thun hinzuzufügen? — O wahrlich! wenige Tage waren fähig, ein so allgemeines und zugleich reinmenschliches Interesse zu erregen, als dieser! Daß der Stolz und die Eitelkeit sich in die Sache mischten, und das Erfreuliche der Geschenke oft in nichts weiter, als in der Pracht derselben suchten, das war nicht die Schuld des Tages, sondern lediglich Folge jener Perversion, der wir im Strome der Zeiten das Beste unter den Menschen Preis gegeben, und durch welche wir, wenn wir nicht wachsam sind, seinen Karakter nach und nach ganz vertilgt sehen.

Als die Strenae bey den Römern, die nicht selten eine Ehre darin suchten, auch an andern Tagen im Jahre ihren Freunden welche zu ertheilen, allgemeine Sitte wurden: so

mußten nothwendig mit ihrem Wesen einige Veränderungen vorgenommen werden. Sie bestanden nicht mehr aus Zweigen, die in vielen Fällen ihre Bedeutung ganz verloren haben würden, sondern aus Naturalien, aus Luxusartikeln, aus allem, was dem andern Freude machen konnte. Unbemittelte Personen beschenkten einander gewöhnlich mit Feigen, Datteln und Honig; Dinge, über die man zuweilen Goldblätter legte. Klienten verehrten ihren Patronen zwar auch gewöhnlich Geschenke dieser Art, fügten aber noch einige kleine Geldstücke hinzu.

Als Roms Freyheit vernichtet war, bewog seine entarteten Bewohner die Schmeicheley, den Cäsaren Neujahrsgeschenke zu geben, wodurch sie nach und nach, wie es so manchem Don gratuit ergangen ist, das ehemals dargebracht werden konnte, und jetzt dargebracht werden muß, eine Art direkter Abgabe wurden. Vom August bemerkt Sueton *) zuerst, daß sich die Liebe des Volks, der Ritter und des Senats gegen ihn durch solche Strenae aussprach. Sie ging

*) Sueton. Oct. c. 57.

so weit, daß er, ob er gleich von Rom abwesend war, dennoch seine Neujahrsgaben erhielt, die einstweilen auf dem Kapitolium niedergelegt wurden. Wahrscheinlich bestanden dieselben in Geld, denn der erwähnte Schriftsteller setzt hinzu, daß er für dieselben die berühmten Statüen, mit welchen er seine Tempel schmückte, unter andern den Apollo Sandaliarius und den Jupiter Tragödus gekauft habe.

Tiberius, der sich im Anfange seiner Regierung als einen prachtliebenden, freygebigen Fürsten zeigte, schenkte den vierten Theil von dem, was ihm die Strenae eintrugen, seinen Freunden. Auch befahl er, daß diese Geschenke überall an keinem Tage weiter, als am ersten Januar Statt finden sollten. Hieraus erhellet, daß sich in eine an sich unschuldige Sache schon damals große Mißbräuche eingeschlichen hatten. *)

Caligula, dessen Haabsucht eben so wenig befriedigt werden konnte, als seine Grausamkeit, erklärte durch ein Edikt, welches er

*) Sueton. Tiber. c. 34.

erließ, daß er beym Wechsel des Jahres Geschenke annehmen würde. Auch schämte er sich nicht, am ersten Januar in den Vorhof seines Pallastes zu treten, um die Geschenke in Empfang zu nehmen, die ihm die Römer von jedem Stande darbrachten. Unter diesen Despoten waren sie demnach eine Avanie worden, die er mit eben so viel Strenge beytrieb, als man in unsern Tagen von den Paschen des Ottomanischen Kaisers zu erwarten gewohnt ist. *)

Claudius befreyte die Römer von diesem tyrannischen Tribute, indem er es verbot, daß ihm Geschenke gebracht würden. Indessen behielt doch das Volk den Gebrauch der Neujahrsgeschenke bey, den auch die Griechen angenommen hatten, die sie ebenfalls Strenae nannten.

In den ersten Jahrhunderten der Kirche erhielten auch die christlichen Kaiser Neujahrsgeschenke; allein die Zeremonien, mit denen sie ihnen übergeben wurden, und die noch einen zu heidnischen Anstrich hatten, nöthigten

*) Sueton. Calig. c. 42.

die Kirchenväter und Konzilien sie abzuschaffen.

Zu den Zeiten der alten Römer war der erste Tag im Jahre, so wie der letzte, dem Janus heilig, den man mit zwey Gesichtern bildete, von denen das eine in die Vergangenheit, das andere aber in die Zukunft blickte. Auch war der neue Jahrstag, so wie jeder erste des Monats, der Juno geheiliget, und Strenua, als Vorsteherin der Neujahrsgeschenke, wurde gleichfalls an demselben verehrt. Ob nun schon der erste Tag im Jahre nicht durchgängig als ein Fest gefeyert wurde, indem man an demselben arbeitete und Gericht hielt: so gab doch der Umstand, daß er drey Gottheiten gewidmet war, Veranlassung zu Opfern, zu Tänzen, zu Gastmälern, die häufig in Orgien ausarteten. Ueberdies hatte ein jeder seinen besondern Aberglauben. Einige kleideten sich an diesem Tage neu, andere arbeiteten blos aus dem Grunde, weil sie das ganze Jahr hindurch träge und müßig gewesen seyn würden, wenn sie es am ersten Tage desselben gewesen wären. Man wünschte sich endlich an diesem Tage Glück; man hütete sich selbst Worte auszusprechen, von denen man glaubte, daß sie auf eine unglückliche

Weise ominös seyn könnten. Als Sabinus auf Befehl des Tiberius am Neujahrstage hingerichtet wurde: so rief das Römische Volk erschrocken: „Wie kann man hoffen, daß ein Tag im Jahre ohne Strafe hingehen werde, wenn sich schon der erste Tag in demselben, den man mit Opfern und Gebeten hinbringt, und an dem man sich selbst profaner Worte enthält, durch Hinrichtungen auszeichnet?"

Die Christen behielten nicht nur allen diesen Aberglauben bey, sondern sie fügten auch noch neuen hinzu, und die Sache ging zuletzt so weit, daß sich die sechste Kirchenversammlung, die im Jahre 680 gehalten wurde, bemüßiget sah, die Calendae in den Bann zu thun. Mit diesem Namen bezeichneten nämlich die Römer den ersten Tag eines jeden Monats, und daher kam es, daß man die mancherley Festlichkeiten, die am ersten Tage des Jahres Statt fanden, gleichfalls Calendae nannte. Seitdem aber Neujahrsgeschenke nur ein Zeichen der Freundschaft oder der Höflichkeit geworden sind, und Meynungen und Vorurtheile aus dem Heidenthum keinen Einfluß mehr auf dieselben äussern, verbietet sie die Kirche nicht mehr, und so hat sich dieser Gebrauch bis auf unsere Zeiten erhalten. An

die Stelle der Feigen, der Datteln, des Honigs, die sich die Römer verehrten, unstreitig in der Absicht um einander ein sanftes und friedliches Leben zu wünschen, sind Zuckerwaaren, Almanache, und tausend andere Dinge getreten, die der Luxus seit dieser Zeit erfunden hat, der leider auch daran Schuld ist, daß die herzlichsten Wünsche, wenn sie unmittelbar von den Lippen strömen, oder schlecht und recht auf Papier erscheinen, nur zu oft keiner Aufmerksamkeit gewürdiget werden, und daß man es ihnen zur Pflicht gemacht hat, sie in Gallauniformen von Atlas und Goldflitter zu präsentiren.

Zu bemerken ist noch, daß weil am Neujahrstage des Schenkens und Wünschens ausser dem Hause kein Ende ist, ein großer Theil der deutschen Christenheit es für gut befunden hat, das Schenken in dem Hause eine Woche früher, nämlich am Weihnachtsfeste, vorzunehmen. Das ist sehr bequem. Wenn man zu Neujahr es blos mit Freunden zu thun hätte: so würde man mit diesen, da sich ihre Zahl gewöhnlich auf ein Hirsenkorn schreiben läßt, sehr bald fertig werden, und noch Zeit genug übrig behalten, sich an demselben auch seiner Familie zu widmen. Aber da die Zahl der

Schmeichler, Heuchler, Bettler u. s. w., die sich an diesem Tage produziren, Legion ist: so handelten unsere Väter weislich, daß sie beyde Geschäfte, um einem jeden mit mehr Muße obliegen zu können, trennten. Wie weit stehen in dieser Rücksicht die Franzosen hinter uns zurück, die doch fürwahr am Neujahrstage nicht weniger zu thun haben, als wir.

Man hat um des Verdrusses willen, den eine so lästige Etikette verursacht, die Neujahrswünsche ganz abschaffen wollen. Es ist freylich traurig, daß man in unsern Tagen, in denen derjenige der Humanste ist, der mit seinen Gefühlen am meisten hinter dem Berge zu halten versteht, und in denen Freymüthigkeit, wenn sie nicht mit lettres de cachet, Guillotinen, Deportationen, Galgen und Rad bestraft wird, doch in Gefahr ist, als Grobheit gescholten zu werden, dem Heuchler die Maske nicht abreißen darf. Ob man aber das Kind mit dem Bade ausschütten müsse, und ob man, weil man keinen Dank gegen die Selbstsucht zu haben braucht, an einem so wichtigen Tage auch keine guten Wünsche für das Glück seiner Geliebten thun dürfe, das ist eine Sache, die noch eine nähere Rücksprache mit dem Herzen verdient, ehe der Kopf

sich erdreistet, es in derselben zu einem definitiven Arrangement kommen zu lassen.

F. H—n.

X.

Vermischte Nachrichten

Sr. Erlaucht, der Herr Generalfeldmarschall Graf Kaminsky, welcher zur Uebernahme des Oberbefehls der an der Weichsel versammelten russischen Armee Riga den 21sten November paßirte, wurde im Schauspielhause beym Eintritt in die Loge von dem zahlreich versammelten Publikum mit einem freudigen Hurra! und dreymaligen Händeklatschen empfangen. Der alte ehrwürdige Krieger dankte mit sichtbarer Rührung über die ihm erzeugte Ehre, äußerte aber dabey ganz bescheiden: es wäre noch viel zu früh; noch habe er so was nicht verdient u. dgl. Er verließ Riga am 23sten und will bis zum 27sten schon bey der Armee seyn.

Die diesjährige Schiffahrt hat durch den

am 17. und 18ten dieses eingetretenen schnellen Frost ihre Endschaft erreicht. Die Zahl der in Riga angekommenen Schiffe beläuft sich auf 2014, der ausgegangenen auf 2000. Roggen war diesmal Hauptprodukt der Ausfuhr, wovon gegen 80,000 Lasten verschifft worden. Auf höhern Befehl ist selbe nunmehr im ganzen russischen Reiche untersagt. Gegen dreyßig Schiffe sind dieses Jahr an unserer Küste verunglückt, wovon jedoch alle Menschen gerettet worden sind. Ob die neuern Ereignisse für unsern Handel im künftigen Jahre ungünstig seyn dürften oder nicht? — Die Entscheidung dieser Frage stehet im Buche des Schicksals!

Herr Ellmenreich hat seine theatralischen Gastgerichte mit dem Kapellmeister und dem Sammtrock von Kotzebue beschlossen. Die Einnahme eines vollgestopften Hauses war zu seinem Besten. Hätte Herr Ellmenreich, so wie in Mitau, seinen simpeln Kapellmeister ohne alle fremdartige Zumischung gespielt, gewiß! das Publikum hätte zufriedner das Schauspielhaus verlassen, und der ihm gerechtermaßen gezollte Beyfall wäre ihm auch ohne diese Scenen-Ueberlaeungen zu Theil

geworden. Aber aufrichtig gesagt: den Zuschauern ging es wie den Gästen bey einer reich besetzten Tafel; sie hatten ihren Hunger an den ersten Kraftschüsseln gesättiget, ließen die nachkommenden Leckerbissen kalt vorübergehen und sehnten sich — nach dem Aufstehen! — Herr Ellmenreich sehe das für keinen Tadel an, sondern für einen Fingerzeig, daß man auch im Guten zu viel thun kann. Aufrichtig gesagt, er spielt den Kapellmeister vorzüglich brav, und sein Quodlibet wird man aller Orten anziehend und unterhaltend finden. In Petersburg und Moskwa, wohin Herr Ellmenreich nun reiset, kann ihm die allgemeine Achtung und der Beyfall des Publikums eben so wenig entgehen, als hier in Riga und Mitau.

Laut Nachrichten aus Moskwa sind im Laufe des Oktobers noch folgende Vorstellungen gegeben worden: Die Hussiten vor Naumburg, worinnen M. Bachert zum Erstenmale in einer tragischen Rolle (sie spielt gewöhnlich blos muntere, naive Rollen) zur Zufriedenheit des Publikums als Bertha erschienen seyn soll. Die Teufels-Mühle, zum Besten der kleinen Karoline Schrö-

der, die die Rolle des Iriel darinnen mit allgemeinem Beyfall spielte. Folgende Verse mit einem Geldgeschenke wurden im Namen des Publikums der jungen Künstlerin auf das Theater geworfen:

Liebe, holde, kleine Künstlerin
Mit dem unbefangnen Kindessinn!
Wie erregst Du der Bewunderung Gefühle
Durch die Munterkeit in Deinem Spiele!

Und sag, wodurch erwarbst Du Dir
Thaliens Gunst so früh?
Daß sie Talent und Kunst Dir mehr
Als sie sonst thut, verlieh? —

Empfange jetzt, Du kleine Liebe,
In unserm Beyfall, unsern Dank!
O daß Dein schuldlos, glücklich Herz so lang
Dir bliebe
Als die Bewunderung, die Dir Dein Spiel
errang.

„Uebrigens — setzt unser Moskwaer Kor„respondent hinzu — wollte ich Ihnen von „unserm deutschen Theater gerne mehr Gutes „melden; aber wir haben nur zwey brauchba„re, das heißt gute Subjekte, und ein mit-

„telmäßiges. Die erstern sind Herr Halten„hof und Madame Bachert; das mittel„mäßge, übrigens gerne gesehene, Subjekt „ist Herr Harrer. Von den Uebrigen lassen „Sie mich schweigen u. s. w."

Aus einer öffentlichen Ankündigung ersehen wir, daß Herr Sekretair Albers in Mitau, in Verbindung mit einem gewissen Herrn Schröder in St. Petersburg, mit dem Anfange des künftigen Jahrs eine Monatschrift unter dem Titel: Ruthenia, herauszugeben gewilliget sey. Die Celebrität dieses Mannes läßt nichts Gewöhnliches erwarten, und wir machen es uns zur besondern Pflicht, das Publikum schon im voraus aufmerksam darauf zu machen.

XI.

Eine noch ungedruckte Anekdote von Peter dem Großen.

Er, dieser Unerreichbare, ließ sich in einem Kahn über einen Fluß setzen, der Ruderer hatte einen Fuß an die Banke gestemmt, auf

welcher der Monarch saß; dieser gleitete ab und berührte den Kaiser ziemlich stark. „Weißt du, sagte derselbe, daß ich dir den Fuß kann zerbrechen lassen?" Das weiß ich, aber ich weiß noch mehr; Sire! hier ist mein Fuß; ich weiß, Sie werden ihn nicht zerbrechen lassen. — Beyde blickten sich dabey mit festem Charakter der Seele an. —

„Du hast recht, rief der Kaiser, denn ich will für das Urtheil der Nachwelt leben!"

In diesem einzigen kleinen Zuge, aus des Kaisers großem Leben, erkennt man die Größe seiner Gefühle für Recht und Unrecht.

Wer das kann, was er will, ist groß — wer aber das nicht will, was er kann, ist — größer.

XII.

Eine unnütze Verschwendung von einigen Jahren.

Jeder entschiedene, zugewöhnte und unheilbare Tobacksschnupfer nimmt, nach einer mäßigen Angabe, wenigstens alle 10 Minuten eine Prise. Jede Prise, mit dazu gehöriger Zeremonie des Nasenreibens und Wischens,

nebst andern dazu gehörigen Umständen, nimmt anderthalb Minuten weg. Wir wollen jedem Schnupftage 16 Stunden geben. Anderthalb und 10 Minuten macht täglich 2 Stunden 24 Minuten, oder einen Tag unter 10 Tagen. Dies trägt jährlich 36 ½ Tag aus. Nehmen wir des Schnupfers Leben zu 40 Jahren an, so gehen 2 Jahre seines Lebens damit hin, daß er die Nase reibt, und 2 daß er sie schneutzt. Das, was Schnupftoback, Dosen und Schnupftücher den Tobacksschnupfer kosten, beträgt so viel blos in England allein, als zur Abbezahlung der Nationalschuld erforderlich wäre. Durch einen allgemeinen ernstlichen Entschluß könnten also die Engländer auf eine leichte Art von ihrer Nationalschuld frey werden; keine Nation ist dazu durch guten Willen so sehr geeignet als sie; man erinnere sich nur an die allgemeine Abschaffung des Haarpuders. Aus dieser Kleinigkeit ersiehet man schon, wie weit die Engländer noch von einem Nationalbankerot entfernt sind, auf den die Franzosen so stark ihre Hoffnung gründen, England zu einem Staate ihres Reichs zu machen.

A. F. L.

Anzeige.

Den ausserhalb Liefland wohnenden Interessenten des Nordischen Archiv's dient zur ergebensten Nachricht, daß sie sich mit ihren Bestellungen für künftiges Jahr, gefälligst an die Zeitungs-Expeditionen der Kaiserl. Posten im russischen Reiche zu wenden belieben. Jeden Monat erscheint auf holländischem Papier ein Heft von 5 — 6 Bogen, jährlich 12 Hefte. Der Abonnements-Preis ist 10 Rubel, wofür das Rigaische Gouvernements-Postamt es jedem mit den ersten Tagen jeden Monats liefert. Aus Lief- und Kurland wendet man sich direkte an die

Expedition des Nord. Archiv's.

Riga, den 30. Novemb. 1806.

Verzeichniß

von verschiedenen Lebens- und häuslichen Bedürfnissen.

	Preise. Einige Jahre vor u. nach 1780.		Zu gegenwärtiger Zeit 1806.		Demnach sind seit dem Jahre 1780 die Preise gestiegen.	
	Rthlr.	Ferd.	Rthlr.	Ferd.	Rthlr.	Ferd.
Eine Tonne $1\frac{3}{5}$ Tschetwert Roggen	3	—	10	$36\frac{1}{4}$	7	$36\frac{1}{4}$
Eine do. do. Hafer	1	48	5	32	3	64
Ein Liespfund $\frac{1}{2}$ Pud Heu	—	4	—	$10\frac{2}{3}$	—	$6\frac{2}{3}$
Ein Pfund Brod von ungebeuteltem Mehle	—	$\frac{2}{3}$	—	$1\frac{1}{3}$	—	$\frac{2}{3}$
Ein Liespfund $\frac{1}{2}$ Pud Weitzenmehl	—	26	—	64	—	38
Ein Külmet $4\frac{4}{15}$ Garnitz Gerstengrütze	—	17	—	48	—	31
Ein do. do. Erbsen	—	16	—	48	—	32
Ein Liespfund $\frac{1}{2}$ Pud Butter	1	27	3	40	2	13
Ein Pfund Rindfleisch	—	$2\frac{3}{8}$	—	5	—	$2\frac{5}{8}$
Ein Pfund Schweinefleisch	—	4	—	8	—	4
Ein Pfund geräuchertes Schaaffleisch	—	2	—	5	—	3
Hundert Strömlinge, als gewöhnlicher Speisefisch	—	$2\frac{2}{9}$	—	$6\frac{2}{3}$	—	$4\frac{4}{9}$
Hundert Killoströmlinge, ebenfalls gewöhnl. Speisefisch zum Einsalzen (hier Bretlinge genannt).	—	$3\frac{1}{3}$	—	10	—	$6\frac{2}{3}$
Hundert Stück Eyer	—	20	—	$66\frac{2}{3}$	—	$46\frac{2}{3}$
Ein Külmet $4\frac{4}{15}$ Garnitz Kartoffeln	—	16	—	16	sonst wohlfeiler wie vordem	
Ein do. do. Rüben	—	8	—	24	—	16
Ein do. do. grüne Bohnen (getrocknet)	—	16	—	40	—	24
Hundert Stück grüne Gurken	—	5	—	20	—	15
Eine Tonne grobes Salz	1	70	5	—	3	10
Eine Tonne feines englisches Salz	1	20	3	20	2	—
Eine Bouteille Bier	—	$2\frac{1}{2}$	—	5	—	$2\frac{1}{2}$
Ein Stoof ordinairer Branntwein	—	10	—	14	—	4
Ein Stoof Milch	—	1	—	$2\frac{1}{2}$	—	$1\frac{1}{2}$
Ein Pfund Talglichter	—	4	—	8	—	4
Ein Faden $\frac{3}{4}$ Arschinen langes Birkenholz	1	20	3	40	2	20
Eine Elle $\frac{3}{4}$ Arschinen feines Hauslein liefl.	—	12	—	20	—	8
Eine do. — do. ordinair Hauslein liefl.	—	8	—	12	—	4
Eine do. — do. Hemden-Lein do.	—	10	—	16	—	6
Eine do. — do. feines Tuch	2	60	3	60	1	—
Ein Paar Stiefeln) von gutem Leder, fest ge-	3	40	4	40	1	—
Ein Paar Mannsschu) arbeitet, dicke Sohlen	1	20	1	60	—	40
Ein Pfund guter Zucker	—	10	—	20	—	10
Ein Stoof Honig	—	20	—	36	—	16
Ein Pfund Kaffee	—	$13\frac{1}{3}$	—	32	—	$18\frac{2}{3}$
Lohn einer Magd	10	—	18	—	8	—
Lohn eines Bedienten	20	—	40	—	20	—
Eine Wohnung von 2 bis 3 Zimmer mit den erforderlichen Bequemlichkeiten	100	—	200	—	100	—
Summa	150	58	305	67	155	9

Totalsumme der Preise von obigen Bedürfnissen, mit Hinzusetzung der Kopeken.	Nach dem damalig. Cours im Durchschnitt à 129 K. p. 1 Rtlr. beträgt d. S.: Rubel.	Kop.	Nach dem jetzigen Cours à 180 Kop. pr. Rthlr. beträgt diese Summe: Rubel.	Kop.
	194	$43\frac{1}{4}$	550	$50\frac{3}{4}$